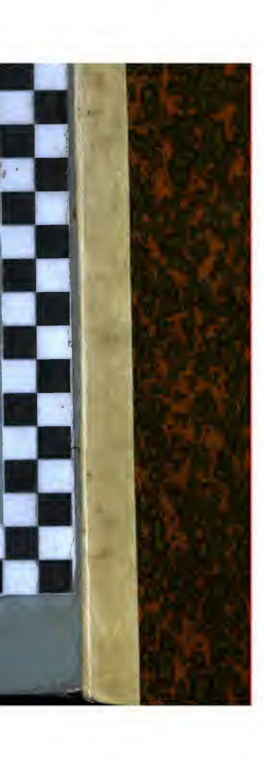
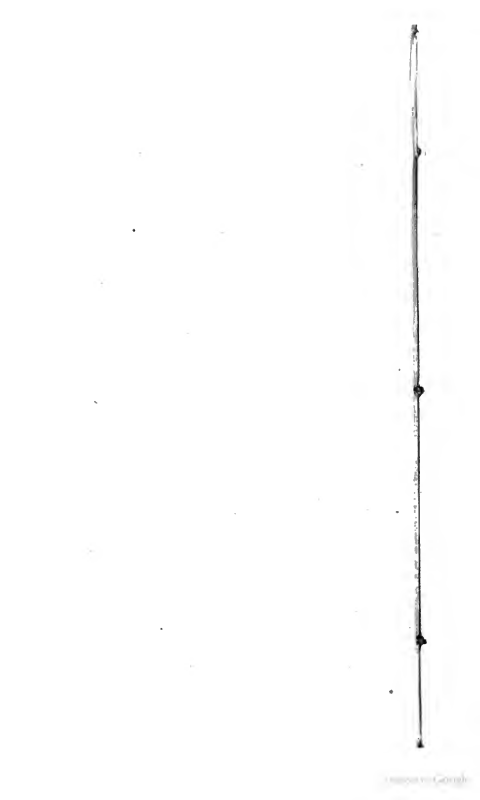








Mittheilungen

über

Goethe.

Mittheilungen

über

Goethe.

Aus

mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

Dr. Friedrich Wilhelm Riemer,

Großherzoglich=Sächsischem Hofrathe und Ober=Bibliothekar.

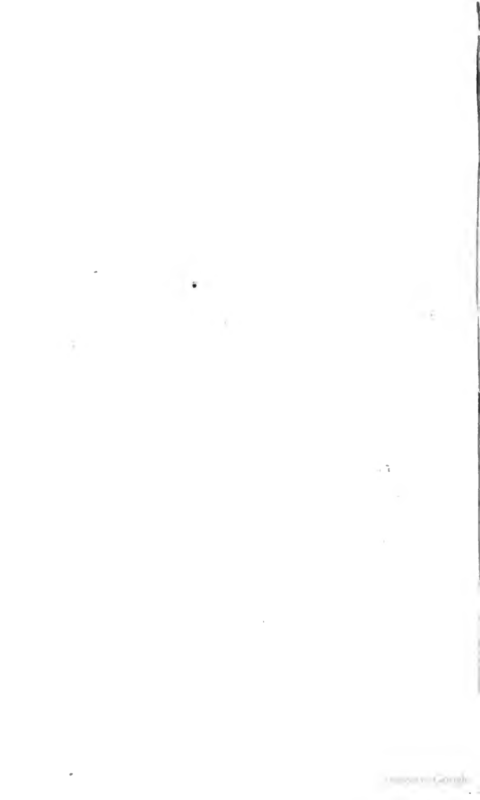


Erster Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1841.



Motto:

— „Es wird ja gesagt, daß: wer ein Zeugniß für einen Verstorbenen verschweige, der gezügelt werde mit Zügeln von Feuer am Tage der Auferstehung."

Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's aus dem Arabischen von Philipp Wolf. 1. Bändchen S. 120.

„Falsum me autem, morte Ejus obitâ, dicere
et verum tacere ejusdem piaculi existimo."
Ausonii praef. ad Epiced. in patrem.

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Die mehrseitigen Beziehungen in welchen ich dreißig Jahre hindurch mit Goethe zu stehen das Glück, ja die Auszeichnung genossen habe, erlauben mir wohl nicht allein, sondern fordern sogar, da alle Welt, befugt und unbefugt, über ihn schreibt und spricht, daß auch ich, als ein doch wohl einigermaßen Unterrichteter, ein wahrhaftes Zeugniß über ihn ablege, schon um der Pietät und Dankbarkeit, welche mir gegen ihn, zuerst als Patron, dann als amtlichen Chef, durchaus aber als wohlwollenden und wohlthätigen Gönner obliegt, nach bestem Vermögen Genüge zu leisten.

Dieser Verpflichtung von meiner Seite, welche bereits Manchen zu der Erwartung berechtigte mich unter denen zu sehen; welche dem Andenken dieses Unsterblichen dankbare Weihespenden widmeten, würde ich früher nachgekommen seyn, hätte ich nicht geglaubt den Vortritt denen einräumen zu müssen, welche dem Verewigten ebenbürtiger an Geist und betrauter in jedem Sinne mehr geeigenschaftet waren, etwas Seiner und ihrer Würdiges darzubringen, als ich, dem weder die erforderliche Auffassungs- noch auch Darstellungsgabe verliehen ist, um einen Mann zu schildern,

dessen geistige Größe, obschon von den Besseren der Gegenwart mit Bewunderung erkannt, sich doch erst im Fortschritt der Zeit zu einer völlig klaren ungetrübten Erscheinung herausstellen und dadurch zu einer allgemeineren Segenswirkung gelangen dürfte. So muß Sonne und Mond, ja jedes Gestirn, sich erst vom niedern Horizont entfernen, um aus klarer dunst- und wolkenloser Höhe, in reiner und wahrer Größe seine wohlthuende Macht auszuüben.

Nun ist freilich in der langen Zwischenzeit soviel über Goethe geschrieben worden, daß bereits mehrere Stimmen sich öffentlich darüber beschweren zu müssen glaubten, indem ihres Dafürhaltens die Akten über ihn als geschlossen anzusehen wären.

Was aber auch diese banale Philister-Redensart, die denn doch nur verräth, daß man eine Sache gern los seyn will, wie man eben Geschichte schreibt, um sich das Vergangene vom Halse zu schaffen, in ihrem Sinne bedeuten soll und kann — denn außer diesem hat sie keinen Verstand, da Alles unendlich ist und immer wieder eine frische Betrachtung zuläßt — so ist doch die erste Frage ob Alle die welche über Goethe geschrieben haben, in dem Fall waren, ihn näher, nicht blos aus sogenanntem persönlichen Umgang — der auch wohl nur in einem Spaziergange um die Stadt oder ums Feld bestehen kann — sondern auch aus geistigem und gemüthlichen Verkehr, wie ein gegenseitiges Interesse an einander ihn haben läßt, zu kennen, und wenn dieß, in welche Zeit dieser Umgang, diese Verhandlungen fielen. Denn in einem 80jährigen Leben giebt es unterschiedliche Epochen, welche jede ihren besondern Character haben, sodaß keine für die andere gänzlich einstehen kann: und so ist weder

Goethe der Jüngling, noch G. der Mann, noch G. der Greis allein der ganze Goethe; erst alle drei Stationen vollenden den Menschen, indem darin seine mannigfaltigen Phases nach und nach zur Anschauung kommen. Um einen Menschen zu schätzen was er ist, muß man in Anschlag bringen was er war und wie er's geworden ist. G. ist nicht nur ein Product der Natur, er ist auch ein Product sein selbst.

Bis jetzt sind meist nur Relationen aus der letztern Epoche des Greises zum Vorschein gekommen, unter denen nur Dr. Eckermann's Gespräche, wenn auch mit einiger Kunst geordnet — dergleichen jede Redaction mit sich bringt — doch in Sinn und Ausdruck vollkommen wahr und zuverlässig, für authentisch gelten dürfen. Der Mann und Jüngling hingegen sind noch keineswegs völlig wahr, würdig und genügend dargestellt. Meinungen sind genug über ihn vorhanden, Anecdoten, Traditionen, Sagen, Mährchen; es sind aber einseitige, dem Augenblick entnommene Ansichten, nicht einmal immer aus Autopsie, sondern aus der Erzählung Anderer aufgegriffen und entstellt durch eigene Zusätze oder Auslassungen. Ja, wenn G. selbst in seinen Lebensnachrichten, mit der ihm eigenen und von Andern anerkannten naiven Offenherzigkeit und Ehrlichkeit, Geständnisse seines innersten Wesens, seines geheimsten Wollens und Wirkens giebt; so ist dieses doch lange nicht Alles was in seiner Natur beschlossen lag: denn des Unsichtbaren ist überhaupt mehr als des Sichtbaren; auch lange nicht Alles was in seiner Seele vorgehen mußte, um ihn vom sehnsüchtigen Jüngling zum resoluten Manne zu reifen.

Man spricht nicht von der Tugend die man besitzt, wie man auch nicht weiß was an einem interessant ist; und so

konnte er wenigstens das nicht selber und zuerst von sich sagen, was Andere zuvor an ihm entdecken und finden mußten. „Denn was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint ihm der geringste Theil seines Daseyns. Es fällt ihm mehr auf was ihm fehlt als was er besitzt, er bemerkt mehr was ihn ängstigt als was ihn ergötzt und seine Seele erweitert; und so wird meistentheils der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Person, wenn man so sagen darf, zusammenschrumpft. Hierzu muß erst wieder das was wir von seinen Handlungen gesehen, was wir von seinen Schriften gelesen haben, chemisch hinzugethan werden, und alsdann entsteht erst wieder ein Bild des Menschen, wie er etwa mag seyn oder gewesen seyn."

Seine Fehler verschweigt er demnach nicht, und man hat sie noch zu vermehren, ja zu erhöhen gewußt: denn dieses Capitel befriedigt die Menschen am meisten und tröstet sie wegen eigener Defecte; von seinen Tugenden ist aber desto weniger die Rede, zumal nach seinem Tode, wo jede Zunge sich von dem Respect entbunden glaubte, den sie aus Rücksichten auf Schaden oder Nutzen zu beobachten sich gedrungen fühlte. Erklärte Feinde und Gegner nicht allein, auch vermeinte Freunde und Verehrer, durch seinen Tod befreit von den Rücksichten die sie auf den Lebenden zu nehmen hatten, und froh des Zwanges ledig zu seyn, den sie sich in seiner persönlichen Gegenwart anthun mußten, ließen nun ihrem Haß und Neid, ihrer Galle und ihrem Spleen, ihrem Witz und ihrer Spottsucht freien Lauf,(*) und wenn auch Beide,

(*) Nam cupide conculcatur nimis ante metutum,

um nicht zu offenbar ungerecht und parteiisch zu erscheinen, ihren Ausstellungen den gewöhnlichen Vortrab hergebrachter Lobesphrasen voranschickten, so kam doch der hinkende Bote des Tadels und der Nachrede bald genug hinterdrein.

Da die Ueberlegenheit seines Geistes sie drückte, so suchten sie zu ihrer Wiedererhebung und Aufrichtung Mängel und Schwächen an ihm auszufinden, und stellten diese, als moralische Gebrechen sie zurechnend, umsomehr heraus, je größer und unleugbarer die Tugenden und Verdienste waren denen sie anhafteten; anstatt daß umgekehrt, vor dem Lichte dieser, der Schatten jener hätte verschwinden oder zurücktreten sollen. Sie selbst gewannen dadurch nicht an eigenem Werth, und sein Minus konnte niemals zu einem Plus für sie werden.

Bedenke ich nun, daß ich einem großen Theil dieser posthumen Nachreden hätte können zuvorkommen, indem ich früher, länger und genauer in Verhältniß mit G. gestanden, als die Verfasser jener, die ihn nicht einmal alle von Person kannten, oder nur Besuchsweise und gelegentlich etwas von ihm erfahren hatten; daß mir, was seine Person, seinen Character, seine Art zu seyn und zu leben, ja seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, wenn auch nicht Alles, doch das Meiste wohl ebensogut, wo nicht besser bekannt seyn konnte, bekannt seyn mußte; daß ich Einiges sogar als mir besonders vertraut und bewußt vor ihnen voraushatte: Dann könnte ich, mit verzeihlicher Eigenliebe, fast bedauern, daß ich mich durch Rücksichten die Andere nicht kennen, und Be-

„Denn nur begieriger tritt man auf das was zu sehr man gefürchtet.“
Lucretius, nach Knebel.

denklichkeiten die sie nicht theilen, bisher habe lassen abhalten, von meiner günstigen Stellung Gebrauch zu machen. Ich könnte mir das Wort des alten Dichters zu Gemüthe führen: „Schande sey es über Ihn zu schweigen und die Barbaren reden lassen!“ (*) Denn anstatt daß ich damals ein freies Feld vor mir gehabt hätte, seh' ich nunmehr ein vielfach eingenommenes und besetztes, auf dem ich kaum ein Plätzchen werde gewinnen können; und wär' ich ja so glücklich, dürfte ich dennoch einen schweren Stand haben gegen der Andern bereits etablirte Vorurtheile und Irrthümer. Konnte ich früher ohne Anfrage und Bevorwortung auftreten, und durfte für Neues, Unbekanntes das ich brachte, einigen Dank erwarten; so muß ich jetzt, wie es scheint, erst um Erlaubniß bitten, auch bereits theilweis Bekanntes und Besprochenes vorzutragen, und sehe am Ende nur Vorwürfen und Tadel entgegen. Hätte ich früher Alles was ich wußte zuerst sagen können; so habe ich mich jetzt umzusehen, ob es nicht vor mir ein Anderer gesagt und ich demnach nur als Ausschreiber oder Plagiarius erscheine, möge ich es immer aus der Quelle geschöpft haben und bei seinem Entstehen gegenwärtig gewesen seyn.

Damals herrschte noch allenthalben Schweigen und tiefe Trauer. Die Kunde von seinem Hingang hatte eine allgemeine Bestürzung über die Edlen der Nation, über alle **Optimaten** des Geistes verbreitet; sie ehrten den Moment durch Schweigen und Andacht.

Wie tief sein Verlust nach allen Seiten und in allen

(*) αἰσχρὸν σιωπᾶν, βαρβάρους δ' ἐᾶν λέγειν.

Euripides Fragm.

Beziehungen der Literatur und Kunst, ja des sittlichen und politischen Lebens, von ihnen empfunden wurde, wie man Ihn überall vermisse, (*) hat Niemand wahrer, schöner und edler ausgesprochen als Schelling in seiner academischen Rede; und freilich kann der Geist nur vom Geiste begriffen, ein großer Mann nur von seinesgleichen völlig anerkannt und gewürdigt werden.

Nachdem sich die Kräftigsten von dem Schlage wieder erholt und seinem Beispiele folgend zu frischer Thätigkeit gewendet hatten; so erschienen, nach einem kurzen flüchtigen Abriß seiner letzten Stunden, mehr zur Befriedigung der ersten Nachfrage denn als genügende Darstellung dienend, alsobald zwei würdige Characteristiken seiner, so „in practischer Wirksamkeit und ethischer Eigenthümlichkeit" wie „in amtlichen Verhältnissen," verfaßt von zwei mit seiner psychischen und physischen Natur innig vertrauten Freunden und Amtsgenossen — dem Geh. Rath und Canzler Fr. v. Müller, und dem Geh. Hofrath und Leibarzt Dr. Vogel: — jede hinreichend um auf seine Genialität in allen Beziehungen allgemeiner aufmerksam zu machen, und sein Andenken eine Zeit lang vor dem Untersinken im Strome deutscher Vergessenheit zu bewahren.

Nunmehr aber — nach 8 Jahren — ist das Gehör des Publikums nicht mehr rein und uneingenommen; es

(*) Nach des Dichters eigener Voraussagung:
„Wenn ich Euch auch nicht fehle,
Werdet Ihr mich immer vermissen."
G's. W. Bd. III. S. 290.

Denn „das Gute das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck der sich der Leere vergleicht, sich wie ein Mangel empfindet."

summmt und braus't ihm von allerlei wirrem Getöse, von des Lobes feierlichem Posaunenschall auf der einen, wie von des Tadels höhnendem Pfeifengeschrill auf der andern Seite. Die Augen haben nicht mehr den frischen Blick, sondern sind paralysirt durch allerlei Blendungsbilder des Witzes und der Satyre. Das Interesse der Neugier, der Schadenfreude, der Rancüne, bereits befriedigt, hat sich zu andern Gegenständen hingewandt, die lebendig, current und hoffnungsreich neue Aussichten in ein Paradies der Freiheit und des Genusses versprechen.

Es hat sich eine Meinung gebildet, ein Urtheil festgesetzt, das für alle Zeiten gelten soll und keine Berichtigung, noch weniger Zurücknahme stattfinden läßt. Auf Billigkeit, Schonung, Nachsicht hat allenfalls der noch Lebende zu rechnen; die Todten hatten ihren etwaigen Antheil im Leben dahin. Mit ihrem Abscheiden daraus, schieden sie auch von jeder Gegenwart und Zukunft, und einzig bleibt ihnen die allem Gewesenen gleiche Vergangenheit.

Und doch ist nur liebreiches, ehrenvolles Andenken Alles was wir den Todten zu geben vermögen, und zwar mehr um unsertwillen: denn wer keine Erinnerung hat, hat auch keine Hoffnung. Wie kann er glauben, dereinst auch im Andenken der Menschen fortzuleben, wenn er selbst nicht in dem seinigen die früheren fortleben läßt?

Wunderlich, ich kann sagen weh wird es mir manchmal zu Muthe, wenn ich hören und lesen muß, was alles G. soll gewesen und nicht gewesen seyn, was er gekonnt und nicht gekonnt, gethan und nicht gethan, gesagt und nicht gesagt haben soll, da ich ihn doch auch gesehen, gehört und ge-

kannt habe. In dreißig Jahren kann man doch endlich Jemanden kennen lernen, zumal Einen der sich giebt wie er ist; der einen Character hat der sich gleich bleibt, der Nichts affichirt und affectirt was er nicht hat und nicht ist; und der nicht Ursache hat gegen Untergeordnete sich zu verstellen oder geheim zu thun, wenn er ihrer Discretion versichert ist. Von seiner literarischen Thätigkeit bin ich durchgängig Zeuge, Mitgehülfe, gelegentlich auch Begutachter, zum wenigsten Monent, Corrector und Revisor der Manuscripte gewesen.

Alles was er in Prosa und Versen veröffentlicht hat, ist mehr als einmal, entweder geschrieben oder gedruckt, durch meine Hände gegangen, hat meine genauere Durchsicht, mindestens meinen Ueberblick erfahren; unzählige Briefe an seine Freunde und Vertraute habe ich geschrieben oder nachher gelesen, und so dürfte ich endlich wissen, wie er dachte und nicht dachte, was sein oder nicht sein ist; wäre dieß auch nur Sache des Gedächtnisses und kein kritischer Sinn oder auch nur *Tact* und Instinct der es ahndet und trifft.

Aber auch sein häusliches gemüthliches Leben ist mir *nicht* fremd geblieben. Ich habe auch den **Menschen** gesehen, voll allgemeinen und besondern Wohlwollens gegen seine Mitbrüder; den liebreichen Vater, den zärtlichen Gatten, den theilnehmenden Freund, den heitern Gesellschafter, den patriarchalischen Greis im Kreise seiner Enkel; den freundlichen und gütigen Herrn gegen Diener und Untergebene; den leutseligen ansprächigen Mann gegen Niedere und Unglückliche. In allen diesen Beziehungen zeigte er sich in so natürlicher ungezwungener Fassung und Haltung, daß

sein Betragen ein angeborenes, kein angenommenes erschien.

Als einen Menschen lernte ich ihn ferner kennen in seinen Neigungen und Abneigungen, physischen wie moralischen; seinen Idiosyncrasien und Idiopathien: er verhehlte sie nicht vor Bekannten, und Fremde konnten sie seiner Stille und seiner Miene abmerken. Kurz, ich habe, ohne mich deshalb damit brüsten zu wollen, in meiner Stellung so oft und so vielfach Gelegenheit gehabt, unabsichtlich und also unbefangner, ich will nicht sagen ihn zu beobachten — welches schon Vorsatz sehen zu wollen ausdrückt — sondern unwillkührlich ihn gewahrzuwerden, sodaß, wenn man Andere über ihn sagen und schreiben läßt was ihnen nur in den Mund und in die Feder kommt, mir wenigstens soviel vergönnt seyn wird, nur was ich selbst erfahren auszusprechen, ohne mir, wie Andere, nach gewissen angenommenen Maximen und Regeln heraus zu vernünfteln und zu calculiren, wie und was er demzufolge seyn oder nicht seyn mußte; ohne durch einen Paralogismus ihrer Art zu behaupten, daß er es auch wirklich war oder nicht war.

Wer kann den ganzen Complex seiner intellectuellen und moralischen Eigenschaften, seiner Tugenden und Fehler, seines Anziehenden und Abstoßenden in Ein Wort zusammenfassen, wie ein Nomen proprium seiner Individualität, das diese ebenso kenntlich und unterscheidend bezeichnete wie der Name Goethe seine Persönlichkeit? Sagt er nicht selbst:

„Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen;

Wer tiefer sieht gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei."

Und so wird man Ihn nicht erschöpfend aussprechen, wenn man ihn mit einem Parteinamen belegt, der nur die Einseitigkeit der Täufer bezeichnet. „Individuum est ineffabile." (*)

Diese Nähe vor Andern wird mir hoffentlich dabei nicht geschadet haben; ja sie müßte, nach dem beliebten schönen Grundsatz, „daß es für den Kammerdiener keinen Helden gebe," da sie zur Kenntniß und Wahrnehmung eines Details führte, das in der Ferne undeutlich erscheint oder völlig verschwindet, eher für Unparteilichkeit sprechen, an der doch gewissen Leuten (**) so ängstlich gelegen ist, daß auf ihrer Goldwage fremden Verdienstes ja kein Gran oder Carat seines Werthes und Gewichtes zu viel angegeben werde. Allein aus Furcht vor Parteilichkeit für eine Sache scheuen sie die Nähe derselben, halten aber dagegen den blauen Dunst der Ferne für das Wahre, ohne zu merken, daß darin eine Parteilichkeit gegen die Sache liege.

Wenn alles Leben überhaupt, das große wie das kleine, in Detail besteht, und sich nur dadurch eins von dem andern unterscheidet, daß ein jedes andere Einzelnheiten, oder diesel-

---

(*) Goethe's Briefe an Lavater Nr. 27, S. 104. von Hirzel. „Der Born des Einzelwesens ist unergründlich" dolmetscht es Hegner: Beiträge zur nähern Kenntniß ꝛc. Lavater's ꝛc. S. 259.

(**) z. B. dem Characteristiker G's. in der Zeitung für die elegante Welt, 1837, Nr. 1—3.

ben in einer andern Folge, darbietet; so sehe ich nicht, wie die Ferne, die nur eine einseitige subjective Ansicht und Wahrnahme des Beschauers zuläßt, zur genauern und richtigen Kenntniß des Gegenstandes führen könne? Wie der fernstehende Beobachter oder Betrachter aus einem fixen Standpunkt, aus dem Augpunkt der Perspective, mehr und besser von dem Gegenstande unterrichtet seyn solle, als der nähere und nächste, wenn dessen Beschauung den Gegenstand von allen Seiten umlaufen und umgreifen kann? Dieser erfährt alle die einzelnen Posten und Ansätze, die zusammen erst jenes summa summarum geben, welches die Ferne wie in Bausch und Bogen involvirt: ein Resultat das selten dem Interesse und der Bedeutung gleichkommt, welche wir oft schon an einer einzelnen Nummer in der Rechnung zu nehmen und zu finden pflegen. (*) Wäre an einem Menschenleben nicht mehr als was davon gerade den Andern erscheint, ihretwegen wäre es dann nicht der Mühe werth es zu leben und gelebt zu haben. Was weiß denn Einer vom Andern als eben nur soviel wie ihm gerade zu Augen und Ohren kommt? (**) Denn auch von dem öffentlichsten und offenkundigsten ist es nur der äußere Schein der wahrgenommen wird, das innere Wesen das zum Grunde liegt, ist ein Räthsel oder Geheimniß, sogar sich selbst. Ueberhaupt

---

(*) Wie Vielen däucht nicht G's. Jugendepoche und Jugendleistung interessanter und wichtiger als alle Bildung und Weisheit des Greises, ja als das Resultat seines ganzen Lebens!

(**) „Die Menschen kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hinzu, der Alles entstellt." [G's. W. Bd. XLIX, 43.]

ist es schwer wahres Verdienst zu kennen oder zu beurtheilen, wenn man es nicht selbst besitzt; und wer vollends nur auf das Gerede von Andern horcht, wie will der ein Urtheil haben, das er sein nennen kann? „Ist doch keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Misreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte. Immer bleibt Etwas hangen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mislich aus. Liebe und Verehrung wollen durchaus unbedingt seyn."

Diese Betrachtung übt eine eigene moralische Wirkung auf mich aus, die sich in die Ueberzeugung concentrirt: wie so gar Wenig oder Nichts von einer öffentlichen Meinung über uns zu halten und darauf zu geben seyn könne, da wir als Objecte derselben in ihr fast aufgezehrt und vernichtet werden, sodaß, wie des Menschen Leib in der Erde zerfallend vergeht, auch dessen Geist und Seele in dem Dunstkreis der *öffentlichen* Meinung ein ähnliches Schicksal erfährt: gleich Wolken in der obern Atmosphäre, aufgelöst zu verschwinden.

Daß demnach einem vernünftigen und weisen Manne Wenig oder Nichts gelegen sein könne an dem sogenannten Ruhm — anfänglich ein lärmender rumor, zuletzt in einen schweigenden Ruhm apocopirt — der wie ein dichteres Medium das Lichtbild zwar vergrößert, dafür aber unwahr, undeutlich und ohne das Detail erscheinen läßt, wodurch es allein anziehend und bedeutend wird.

Daß mithin dem Menschen eigentlich nur Ein respec-

tables, zu conservirendes Verhältniß bleibe, zu sich selbst(*) und zu dem Urheber seiner Existenz. (**) Wie er nur dieses Beides rein, wahr und beständig erhalten müsse, und dann unbekümmert seyn könne, was die Leute, die sogenannte Welt von ihm meinen, denken und urtheilen möge.

Denn auch das Provociren auf die Nachwelt gewährt keinen Trost. Die Nachwelt urtheilt nicht besser als die Mitwelt. (***) Die jetzt Lebenden sind ja auch die Nachwelt einer Vorwelt und nun frage sich ein Jeder wie er sich gegen diese verhalte? Wie Viel, oder vielmehr wie Wenig er von ihr weiß, wie richtig oder wie falsch er von ihr urtheilt? Und so wird es ihm bei der Nachwelt auch ergehen. Lebe nur jeder so fort wie er kann, um das Gerede der Mit- und Nachwelt gleich unbekümmert: er wird es keiner zu Recht und zu Dank machen. Seine Mitwelt war's die G'n. nicht erkannte; seine Nachwelt verdient ihn nicht: denn sie hofft schon auf einen andern, Gott weiß wann? kommenden poetischen Messias.

Die lebendige Einsicht in dieses Verhältniß, die stille Ergebung darein, wird ihn nicht nur für sich selbst schützen und bewähren, sondern ihn auch mit seinem ebenso situirten

---

(*) Conscientiae satisfaciamus, nihil in famam laboremus, sequatur vel mala, dum bene merearis. — Mala opinio, bene parta, delectat.

Seneca.

(**) „Wir haben einen Richter, nämlich Gott, und einen Zeugen, unser Gewissen: beide können sich nicht irren; alles übrige muß man für nichts rechnen."

Königin Christina.

(***) „Redet man zweideutig von mir, so wird man auch fernerhin so

Mitmenschen, d. h. Leidensgefährten, daß ich so sage, in guter Cameradschaft erhalten, da er in Einem Corps der Menschheit mit ihm dient, und bei dieser Coordination auch einer gleichen Subordination unterworfen ist. Wie er sich selbst liebt wird er auch seinen Nächsten lieben, ihm helfen, ihm beistehen, und wo und wie er kann ihn vertheidigen und bei Ehre und gutem Namen erhalten. (*)

In diesem Sinne einer natürlichen Selbstliebe, die sich auch in dem moralischen Unwillen über Unbill und Unrecht das einem Andern widerfährt, offenbart — einer Nemesis die jeder ausübt, wenn er einen wider Verschulden getadelt oder gestraft, wider Verdienst gelobt und belohnt

---

reden. Ist's Wunder? Alles was über andere Dinge erhaben ist, muß übel von sich reden lassen. So redete nicht nur, sondern schrieb man auch übel von dem Pythagoras, Orpheus, Plato und Socrates. Geht es ja selbst den Göttern so." rc. Apollonius von Tyana Briefe Nr. 48.

(*) „Der gute Name ist bei Mann und Weib das schätzbarste Kleinod ihrer Seelen. Wer mir mein Geld stiehlt, stiehlt einen Bettel: es ist Etwas — es ist Nichts. Es war mein; es ist sein, und war schon Sclave von tausend Andern. Aber wer mich um meinen guten Namen bringt, der raubt mir etwas, das ihn nicht bereichert und mich wahrhaftig arm macht."

Shakspeare, im Othello.

Desgleichen:

Chi ruba un corno un cavallo un anello
E simil cose, ha qualche discrezione,
E potrebbe chiamarsi ladroncello;
Ma quel che ruba la riputazione
E dell' altrui fatiche si fa bello,
Si può chiamare assassino e ladrone.

Berni, im Orlando inamorato.

sieht (*) — in diesem Sinne habe ich eine Apologie des vielfach verkannten und vielfach verunglimpften Mannes, dem ich meine bürgerliche Existenz, dem ich intellectuelle Bildung, dem zunächst ich mich selbst verdanke, wenn auch ziemlich der letzte, aber doch nicht zu spät unternommen. Ich habe mich bemüht aus seinen eigenen Worten und Werken, die mir doch etwas früher als dem Publikum bekannt geworden, zuförderst seinen Character entnehmen zu lassen und durch ihn selbst seine Rechtfertigung zu führen; die interessantesten Aufschlüsse über sein Leben, zumal aus der frühern Weimarischen, wenig bekannten Epoche desselben, mitzutheilen; und zuletzt von der Entstehung seiner Schriften, seinem Urtheil über dieselben, ihren Schicksalen und Veränderungen, nach Zeit und Absicht, soweit ich als Mitherausgeber von dem Allen unterrichtet seyn konnte, ausführlicher als Andre vermöchten, Auskunft und Rechenschaft zu geben; schließlich auch noch manche nicht bekannte Bemerkungen und Urtheile über alte und neuere Schriftsteller, Personen und Begebenheiten seiner Zeit, nebst trefflichen Maximen und sinnreichen Apophthegmen, als Beispiele von seinen Tischreden, hinzuzufügen, um auch in diesen beiläufigen Aeußerungen seinen Character und seine Gesinnungen gleich vortheilhaft offenbart zu sehen.

Daß ich nun aber bei einer solchen Rechtfertigung nicht

(*) „Mein Herz wird gefoltert wenn ich jemanden ohne hinlängliche Ursache tadeln höre." Heinse an Gleim Br. Nr. XLIX.

ohne Polemik verfahren konnte, liegt in der Natur der Aufgabe. Wer etwas zu vertheidigen hat, greift seinerseits auch an; und die Art der Abwehr richtet sich nach der Art des Angriffs. Man hat G'n. von allen Seiten angegriffen und auf eine Weise, die weder durch ein Recht in der Sache, noch durch ein Herkommen des Verfahrens zu entschuldigen ist. Ungebühr mußte nach Gebühr abgewiesen werden.

Die Beurtheilung seines Talents als Dichter dürfte nur Wenigen zukommen, die seines Gleichen sind und ohne Künstlerneid. Die Bestimmung aber seines moralischen Werthes als Mensch liegt, nach Philosophie und Christenthum, außer dem Bereich und außer der Befugniß eines Mitmenschen gegen den andern, zumal eines solchen, der weder die Person noch das Leben des andern hinlänglich kennt, um darüber abzusprechen.

Mit welchem Fug und Recht also hat man G'n. angetastet?

Sich selbst hat man blos gestellt in Urtheil und Sitte.

Die gemeine und allgemeine Unart der Menschen: **Dünkel** und **Neid**, hat sich gegen ihn ausgesprochen, nur in deutschem Ton, in deutscher Farbe. Jener hochmüthige Dünkel, der Alles schon und besser weiß, besser versteht, besser kann; mit dem niederträchtigen Neide, der jeden Vorzug, jede Auszeichnung von Natur oder Glück verliehen, misgönnt, dessen Wahlspruch nemo

de nobis excellat unus(*) unter jedem Volke herrscht, (**) und das Feldgeschrei der allgemeinen Gleichheit ist;

Der **faule** Egoismus, der vom Andern verlangt, er solle statt seiner und für ihn thun was ihm selbst zu thun obliegt;

Die **fanatische** Intoleranz, welche für sich Toleranz begehrt, und wenn sie schießt, nicht haben will, daß man wieder schieße.

Aber wie jeder sein Leben, wird es angegriffen, vertheidigen darf, so auch was des Lebens Leben ist, seine Meinung, seine Ueberzeugung.

„In jetziger Zeit — sagt G. — soll Niemand schweigen noch nachgeben. Man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität ist ganz gleichgültig." [XLIX, 53.] Und so werden Laube(***) und seine Glaubensgenossen Nichts dagegen einwenden können, wenn wir uns „einiger **Unhöflichkeit** und Grausamkeit, die alles erschlagen haben will was nicht sterben mag," möglichst widersetzend, uns so lange wehren als

---

(*) Worte der Ephesier bei Vertreibung ihres ausgezeichnetsten und bravsten Mitbürgers: Cicero Tuscul. V, 36.

Vergl.

„Willst Du besser sein als wir,
Lieber Freund so wandre." [G's. W. Bd. II, 276.]

(**) An hoc non ita fit in omni populo? Cicero l. l.

(***) Geschichte der deutschen Literatur, Theil II, Seite 156.

wir können, um den Gegnern den Sieg nicht allzuleicht zu machen. (*) Einen tapfern Feind überwunden zu haben, erwirbt ihnen ja größere Ehre. Auch kommt ihnen der Zeitgeist zum Succurs und wird bald reines Feld gemacht haben, freilich mit der Aussicht dereinst auch wieder aus dem Felde geschlagen zu werden. (**)

Sollte nun diese unvermeidliche Polemik manchmal sich weiter erstrecken als gegen die eigentlich angreifende Partei im Ganzen oder in ihren einzelnen Mitgliedern; so kann man freilich nicht für jeden Schuß stehen, daß er gerade sein Ziel treffe, und nicht daneben oder darüber hinaus, ins Grüne oder ins Blaue streifend, ganz unschuldige und friedliche Umwohner des Kampfplatzes wo nicht verletze, doch erschrecke. Denn so viel ist gewiß, daß von 30 Millionen Deutschen der allermindeste Theil überhaupt nur „von einem Goethe" etwas weiß, und dieses Etwas vielleicht nicht einmal aus Selbsterfahrung, sondern nur vom Hörensagen und Nennenhören; es kann also, wo von Deutschen und ihrem Benehmen und Verhalten gegen G. die Rede ist, nicht auf die sämmtlichen Landsleute gezielt seyn, nicht auf das Volk, nicht auf die Laien; sondern nur auf die Schriftgelehrten, die Literaturkundigen und von diesen auch nur wieder auf die ästhetisch-critisch-journalistische, das übrige Publikum repräsentirende und bevormundende Caste. Denn auch die streng-wissenschaftliche, deren Stichwort ist: „mais que c'est que ça prouve?" — „was geht uns das

(*) Vergl. Homer's Ilias XXII, V. 304, 305.

(**) Ebendaselbst V. 359, 360.

an?" — nimmt von einem Poeten gar keine Notiz; insofern er aber auch an der Wissenschaft sich versucht, gilt er ihr nur als Dilettant und wird mit Verwunderung oder Zweifel, d. h. fein oder grob, auf das ne sutor oder sein Metier verwiesen. (*)

Freilich aber muß wohl in dem moralischen Grundcharacter der ganzen Volksmasse dasjenige liegen was auf jene Weise nur in dem einzelnen Individuum zum eclatanten Ausbruch kommen kann. Nationalfehler wie Nationaltugenden prägen sich in den gebildeteren Classen zwar in feineren aber desto pikanteren Zügen aus. Wie die Crystalle, große und kleine, einer Quarz- oder andern Druse, aus der Masse des Grundgesteins in dessen Klüfte, Risse, Spalten heraustreten, wo sie Freiheit und Raum finden zu solchen Spitzen und Kanten anzuschießen: so scheinen auch gewisse ethische Bestandtheile, gewisse moralische Elemente, aus der Masse, aus dem Ganzen des Nationalcharacters, da wo sie Freiheit und Gelegenheit finden, in solche Blüthen und Stacheln auszubrechen und sich anzusetzen. Diese Bestandtheile sind oben angedeutet; den freien Raum zum Heraustreten gestattet ihnen die Presse; und die stille ungestörte Gelegenheit wird ihnen von der Anonymität gewährt, vorzüglich durch die literarischen **Blockhäuser**, in

(*) Mos est hominum ut nolint eundem pluribus rebus excellere; Cicero Brutus c. 21.

Vergl. G. zur Naturw. und Morphol. Bd. I, Heft I. S. 65, 66; it. XXXII, 22. desgl. Schill. Nr. 122, S. 253; it. 136, S. 285. 286.

denen der Schütze sich hinter einer Nummer verbirgt,(*) sodaß man nicht einmal sagen kann, von wem man befehdet und getroffen wird.

Ein offener, dem Gesicht sich stellender Gegner ist ein ehrlicher, ein gemäßigter, einer mit dem man sich verständigen, vertragen, aussöhnen kann; ein versteckter hingegen ist ein niederträchtiger feiger Schuft, der nicht soviel Herz hat sich zu dem zu bekennen was er urtheilt, dem also nicht einmal etwas an seiner Meinung liegt, sondern nur an der heimlichen Freude unerkannt und ungestraft sein Müthchen zu kühlen.

Wenn das was von einer jeden Nation gilt: sie sey nämlich als ein großes Individuum zu betrachten, das irgend ein Metier, eine Profession, eine Art zu seyn und zu leben, sich zu nähren und fortzupflanzen repräsentirend, seine eigenen Tugenden und Vorzüge, aber auch entschiedene und unläugbare Untugenden und Unarten an sich habe, natürlich auch von der Deutschen gelten muß; so dürfte bei einem bedeutenden redewerthen Anlaß und einer schicklichen höchstgeeigneten Gelegenheit, wie beide sich gegenwärtig zeigen, auch einmal von dieser Schatten- und Nachtseite zu reden und sie herauszukehren für keine Blasphemie anzusehen seyn.

Die gebildetsten geistreichsten Völker der alten Welt, Griechen und Römer, haben sich ihre üblen und schlechten

(*) Nos numeri sumus, fruges consumere nati; Horat. könnte daher füglich als Devise einer solchen Firma auf dem Titelblatte der Zeitschrift stehen. Auch verconsumiren sie die Früchte des Geistes nicht anders als die andern Früchte des Feldes.



Gewohnheiten von Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern vorhalten lassen, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen.

Auch den Deutschen widerfährt es hier nicht zum ersten Mal, daß nicht lauter Liebes und Gutes ihnen nachgesagt wird, sondern auch gewisse Grund- und Erbfehler zur Sprache kommen, die eine unangenehme Zugabe und Beilage zu ihren sonstigen guten liebens- und lobenswerthen Eigenschaften ausmachen.

Seit dem Beginn ihrer Literatur, vom alten Otfried an, bis in die neusten Zeiten, liest man bei ihren vorzüglichsten Schriftstellern Klagen und Vorwürfe über gewisse Unarten und Fehler, welche der Nation wohl sehr wesentlich anhaften müssen, weil sie, wiederholter Abmahnungen und Rügen ungeachtet, immer von Neuem zum Vorschein kommen. (*)

Warum sollte nun, in einem sehr prägnanten Falle, wo an einem ihrer ersten preiswürdigsten Männer, die härtesten und schnödesten Ungerechtigkeiten von Leuten aus ihrer Mitte verübt worden und noch werden, es nicht erlaubt seyn, sie auf dergleichen ihrer eigenen Ehre nachtheilige Handlungsweisen nicht nur aufmerksam zu machen, sondern diese ihr auch so zu Gemüthe zu führen, daß ihr endlich die Einsicht zugehe, wie sie selbst auf dem schönsten und besten Wege ist, sich nicht nur überhaupt um alle Freude und Genuß an der Welt und an ihr selbst zu bringen, sondern auch namentlich hier um den Besitz eines ihr von Natur und Schicksal gegönnten geistigen Schatzes — denn was man nicht genießt

(*) „Naturam expellas furcâ, tamen usque redibit!“



besitzt man nicht — wenn sie fortfahre, mit Gleichgültigkeit ja Verachtung ihn liegen zu lassen, anstatt mit Theilnahme und Erkenntlichkeit sich alles des Vergnügens und Nutzens zu bemächtigen, den er im reichstem Maße ihr gewähren kann. Denn in der That, G. ist ein so schönes reiches Vermächtniß wie es nur irgend eine Zeit der andern überliefern mag. Es ist nicht nur in sich und von Hause aus hohen kostbaren Werthes, es integriren darin auch die schönsten und besten Erbtheile so mancher vor- und mitzeitlicher Lebens- und Bildungsgenossen.

Kein deutscher Autor hat soviel von Natur, Leben, Kunst und Wissen in sich aufgenommen, es mit seinem ganzen Wesen so innig verarbeitet und verschmolzen, es durch und in ihm selbst der Welt mitgetheilt, wenn sie es anders sehen, erkennen und nutzen will, als eben Er.

Es circuliren in ihm des Geistes großartigste und fruchtbarste Ideen, des Herzens edelste und zarteste Gefühle, der Sinne feinste und mannigfaltigste Empfindungen, des Lebens weiseste Vorschriften und Maximen, um zu Tugend und Glückseligkeit zu gelangen.

Nur erst eine ruhige, leidenschaftsfreie, allein auf Wahrheit ausgehende Folgezeit wird in der Fassung seyn, dieß alles mit Freuden gewahr zu werden, mit Liebe festzuhalten, und durch Wort und That in eine allgemeinere Bildung zu verwenden.

Möchte es daher dieser Schrift gelingen, nur einiges nicht ganz Unbedeutende zu genauerer und besserer Kenntniß, zu verdienter allgemeinerer Anerkennung, zu steigender Werthschätzung und Benutzung des verkannten mannigfalti-

gen Guten und Schönen, welches der Nation in Goethe's Daseyn und Wirken zu Theil geworden, beizutragen; dann dürfte wohl auch die Art wie es nach Maßgabe der Umstände nur geschehen konnte, um der guten Absicht willen, Entschuldigung finden, und der Verfasser in dem Bewußtseyn einer heiligen ihm besonders obliegenden Pflicht, die Manen seines großen Wohlthäters gegen ungerechten Tadel, unziemlichen Muthwillen und freche Beleidigung zu schützen und zu vertheidigen, nachgekommen zu seyn, sich hinreichend belohnt fühlen.

I. Einleitung.

Goethe ist ein literarisches Monument seines Jahrhunderts, andern plastischen oder architectonischen Monumenten darinn gleichend, daß es wie diese von geweihten und ungeweihten Händen beschrieben und bekritzelt worden. Wie die Memnonssäule mit Inschriften aller Art tätowirt, erscheint es zugleich als lydischer Probierstein, woran sich der verschiedene Gehalt edler und geringer, reiner und legirter Metalle angestrichen, so daß vom Dukaten- und Kronengolde bis zum Conterfech keine Nüance fehlen dürfte, und die Nation sich in dem verschiedenen Gehalt und Werth ihrer Individuen einem moralisch-ästhetischen Wardein zur Beurtheilung selbst hingiebt. Daß aber nicht eben lauter metallische Inscriptionen daran haften, sondern auch ganz andere, hat es ebenfalls mit den öffentlichen Monumenten des lieben Vaterlandes gemein, vor denen es weder Schlangen noch Kreuze schützen können, zumal in Zeiten, wo der allgemeine Ruf *ἐλευθέρα Κέρκυρα*.... ertönt, und alle besonderen Freiheiten (Privilegien) in der einen Ungebundenheit aufgehen, die keine Gêne, welcher Art sie sey, zuläßt und das **puo servirsi, lá per tutto, dove vuol** ländlich sittlich wird. [XXVII, 42.]

Alle Fehler des Herzens und alle Mängel des Verstandes sind in den Urtheilen über G. laut geworden. Haß von

Juden und Christen, Eifersucht und Neid der Zunftgenossen, Medisance des großen und kleinen Pöbels, Bigotterie und Prüderie, Fanatismus und Verketzerungssucht, Gelehrtenstolz und Philisterei, Dünkel und Rechthaberei, Muthwillen und Impertinenz bis zur Insulte.

Ich nenne die In= und Anhaber dieser gehäßigen Leidenschaften nicht, sie geben sich selbst kund in den gegen G. erschienenen Pamphleten, in den förmlichen Kritiken, in den beiläufigen Urtheilen der Journale und Zeitblätter; sie können aber, auf Verlangen, nach Stand und Würden nahmhaft gemacht, und als Epimetron dem Schlusse dieser Relationen zugegeben werden.

Freilich auch löbliche Tugenden sprachen dazwischen und ließen Wohlwollen, Gerechtigkeit, Billigkeit, Dankbarkeit und Pietät vernehmen, jedoch nicht in der Masse, daß sie an Zahl, Stimmen und Erfolg jene überwögen, und G's. Bemerkung: daß, „weil der Mensch zur Hälfte gelobt und zur Hälfte getadelt würde, alles wieder ins Gleichgewicht komme,“ hierdurch in genaue Erfüllung gegangen wäre.

Denn in der Mitte zwischen beiden stehen die amphibischen Naturen, die ihn loben, um indirect tadeln zu können, die ins Angesicht schmeicheln und hinterrücks höhnen, die in geheimen Klatschbriefen sich ganz anders als öffentlich äußern, die nach seinem Tode, wo sie reden könnten und sollten, auf einmal und für immer schweigen.

Es ist keiner von ihnen, der Ihm nicht etwas abzubitten, keiner, dem Er nicht etwas zu verzeihen hätte!

Man glaubt sich in eine Clique versetzt, wie die ist, welche Rameau's Neffe schildert [XXXVI, 53], wenn man Ur=

theile wie folgende vernimmt, die darauf hinaus laufen, G. sey ex omnibus aliquid et in toto nil gewesen.

Ein ganzer Mensch gewesen zu seyn, wird ihm von mehreren, Männern wie Frauen, abgesprochen. Er war kein wirklich Liebender, klagen diese, kein beständiger Freund, bedauern jene.

Kein Christ, seufzen die Frömmler; aber auch kein rechter Heide, wie die Philologen einwerfen; auch kein wahrer Muselmann, wie die Orientalisten nachträglich bemerken.

Ein Genie nun gar nicht, ein Talent allenfalls; als Poet nur ein halber, in der Jugend, nicht mehr im Alter. Denn hier „spielt er den absoluten König" und nicht „den constitutionellen Dichter." So sagen Dichter und eines Dichters Gattin.

Kein Naturforscher, höchstens ein Dilettant; denn er war kein Mathematiker, urgiren die Facultisten. Kein Philosoph, am wenigsten ein Dialectiker, dies negiren die Hegelianer.

Kein Hofmann sogar, und obwohl Minister, doch wieder kein rechter; kein Geschäftsmann, wenigstens kein Actenmensch, kein Canzleiverwandter, nach Aussage der Subalternen.

Endlich kein Deutscher, kein Patriot, kein Demokrat. So lautet besonders die Rüge und das Jodute-Geschrei des Jungen-Deutschlands.

Schließlich aber vereinigen sich alle, Juden und Christen, in dem unisono: „Er war ein Egoist."

Gott sey Dank! so war er endlich doch Etwas, und da Gott und Natur ihn so wollten und ausstatteten [III, 146, 282; V, 105, 112], noch dazu was Rechts: [V, 73]

ein Ich, eine große selbstständige Monas, (*) die zuerst sich selbst ausbildete [Z. 843, 851], um auch für andere Etwas zu werden und zu seyn; die als Mittelpunkt viele Kleinere und Kleinste anzog, ihnen zu Bestand und Existenz verhalf, und auch, nachdem sie verschwunden ist, noch vielen andern in der von ihr verlassenen Atmosphäre [L. 72] Subsistenz gewähren wird. Denn das Schreiben und Commentiren über G. wird nicht aufhören, sondern erst recht angehen, so daß, die Bibel und Homer ausgenommen, kein Autor so viel Ausleger speisen und tränken dürfte, als eben dieser ausgiebige Egoist, der sich mit Leib und Seele so Vielen zum Besten giebt. [II, 298.]

Doch dieß alles wird sich, im Verlauf dieser Relationen, welche sämmtliche Vorwürfe berühren und hoffentlich beseitigen werden, genügender herausstellen.

Zwar könnte man ruhig seyn und gelassen zusehen, wie alle diese Mißwoller und Mißreder „sich nur selbst vernichten" [A. in D. 136] — sich in alle Ewigkeit prostituiren, indem sie Kopf und Herz compromittiren — wenn sie so ganz falsche, völlig lieblose Begriffe von ihrem Mitmenschen verbreiten, und das aus heiler Haut — denn Niemand treibt sie dazu, als ihr eigener egoistischer Neid [II, 256, III, 295] — man könnte sogar schadenfroh darüber seyn, wenn man, eine calvinistische Gnadenwahl statuirend, sie als zwar berufen, aber nicht auserwählt, zu den ohnehin Verlorenen und sich selbst Verdammenden zählen dürfte. Einer humanen und christlichen Ansicht muß es dagegen weh thun, eine entweder muthwillig-boshafte oder grob-einfältige Verken-

(*) Zur Naturw. I, 4. 314.

nung wahrzunehmen, die den sittlichen Werth der Inhaber sehr vermindert.

„Habt Ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und Euch ein Gift." [III, 274.]

„Wer einen Künstler nicht will gelten lassen,
Ihn meuchlings untergräbt und schmählich richtet,
Der macht nicht Ihn blind, nein, die tausend Menschen,
Die Freude an ihm hatten, an ihm hätten."

Leopold Schefer.

Und alle diese und noch gehässigere über G's. Charakter, Leben und Schriften circulirende Beschuldigungen, Schmachreden und Kritiken, — doch nur Documente und Testimonien der Unkunde des Unverstandes und der Lieblosigkeit (*) ihrer Urheber — vernimmt die edle deutsche Nation seit sechszig Jahren mündlich wie schriftlich, zur angenehmen Unterhaltung und Zeitvertreib, ohne daß es ihr im geringsten beiginge: Wer solchen offenbaren Verläumdungen leichtes Gehör gebe, lasse an seinem Charakter oder an seinem Verstande zweifeln; (**) ja noch mehr, wer sie mit Wohlgefallen anhöre, mache sich zum Mitschuldigen des Verläumders. (***)

(*) „Ungenügende Kunde führt zu Unrecht und Verläumdung. Warum frägt nicht jeder sein Bewußtseyn, ob er denn auch über das Vorliegende urtheilen könne?" Niebuhr.

(**) „Wer bösem Leumund allzuwillig Glauben schenkt,
Entweder selber ist er von Charakter schlecht,
Wo nicht, doch an Verstande völlig wie ein Kind."
Menander.

(***) *Qui dicunt sermones cum audientibus communicant; qui vero libenter audit contumelias, cum minore periculo pari voluptate fruatur atque is qui dicit, in eâdem causâ est.*

Celui qui tient des mauvais discours rend ses complices ceux qui l'écoutent. Applaudir aux injures, goûter le plaisir de la médisance sans en faire soi-même les frais, c'est en devenir coupable.
Iuliani Misopogon.

Gewiß ist doch: hätten alle die, welche Wahrheit und Gerechtigkeit lieben, — mögen sie nun specielle Freunde und Verehrer G's. oder nur entfernte unbetheiligte Zuhörer und Zuschauer seyn, — zu rechter Zeit ein ernstes Wort gesprochen und der deutschen Afterkritik den Spiegel Ubaldo's vorgehalten, um sie in ihrer scheusligen Basilisken-Gestalt sich selbst erblicken zu lassen; der Unfug würde nicht zu einem solchen Extrem gediehen seyn, daß alle rechtlichen Leute mit Grauen und Abscheu vor diesen kritischen Revolutions-Tribunalen erfüllt seyn müssen.

So nimmt sich also in Deutschland auch nicht der Freund des Freundes an, der Verehrer nicht seines Patrons, sondern man läßt die Sache eben gehen, so lange wie es will, — wenn nicht einmal auch hier eine „Naturempirie," wie wir sie im Kleinen und an einem corpore vili erlebt haben, dem Dinge ein unerwartetes unerfreuliches Ende macht — oder nimmt wohl gar die Miene an, zu thun, als hätte das alles nichts zu sagen gehabt, oder wäre gar nicht gewesen; als hätte man den so arg Gemißhandelten nie anders, als einen von aller Welt geschätzten, berühmten Mann gekannt; als wäre es nur eine Stimme, nicht Deutschlands allein, sondern des ganzen Europa's, die ihn als ein Wunder der Zeit ausrufe.

So wenig weiß man, oder will es wissen, daß die Stimme des bösen Leumunds bereits ins Ausland drang und dort, zumal bei den Stubborn's und Blockheads, eben solche Vorurtheile erweckt hat, als leider im eigenen Vaterlande grassiren.

Das Empörendste von dem ganzen Verfahren aber ist noch dieß: nachdem man sich auf das Schändlichste und für

die Nation — die freilich stillschweigend zusah und das alles ruhig geschehen ließ — (*) Ehrenrührigste aufgeführt, sich zu sagen erfrecht: „es sey gar nicht nöthig, G. zu vertheidigen, die Stimme der deutschen Nation, der Beifall von ganz Europa habe die Angelegenheit erledigt.“ —

„Wozu der Kampf um G's. Leiche? Die Sache könne man ohne Gefahr als längst abgethan betrachten. Dem wahrhaft verstehenden Theil des Publikums sey der Angriff auf G. von Haus aus lächerlich, zum Theil selbst in schlechter niedriger Absicht erschienen.“ [Phönix 1837 Nr. 204.]

„Das sey nun einmal so: (**) in der ganzen Literatur sey kein Beispiel, daß Kritiker und Kläffer je vermögend gewesen, einen großen Dichter seines Ruhms und seine Werke ihrer ewigen Dauer zu berauben. — Aber ihm doch den Tag zu verderben! [III, 243.] — Alle literarischen Angegriffenen und Verunglimpften sollten es machen wie Klop-

---

(*) „Ums Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.“ — [II, 260.]
„Gern hören wir allerlei gute Lehr,
Doch schmähn und schimpfen noch vielmehr.“ [IV, 329.]

(**) „Wie natürlich es doch solche Sittenrichter finden, daß ein Autor Zeit seines Lebens seine besten Bemühungen verkennen, sich retardiren, necken, hänseln und hudeln lasse, weil das nun einmal so eingeführt ist! Und dabei soll er geduldig, seiner hohen Würde eingedenk, mit übereinandergeschlagenen Händen, wie ein ecce Homo dastehen....“

[G. in Schillers Brfw. Nr. 378, d. 24. Nov. 1797.]

„Das Christenthum setzt jeden in den Naturzustand (der ursprünglichen Gleichheit) zurück, ohne ihm die Moyens dazu zu geben. Daher ist jeder gefährdet, der eigentlich der mächtigere ist: denn er darf seine Macht nicht gebrauchen. Daher befinden sich alle Lumpe so vortrefflich dabei: denn man kann ihnen nichts anhaben.“

G. mündlich, d. 15. Febr. 1813.

stock: der große Dichter, seines Werthes sich bewußt, schwieg und ging seinen Weg." [Conversationsblatt 1825 September Nr. 220.]

Nun frage man, oder beantworte vielmehr sich selbst: „ob man einem Menschen, ich will gar nicht einmal sagen einem verdienten Autor, ungerechter, schmählicher, schändlicher, strafwürdiger mitspielen kann, als durch eine solche Zumuthung? Bestehen denn nicht die gedruckten Lügen, Verläumdungen, Anfeindungen und Gehässigkeiten immerfort in und mit der Literatur? und ergreift sie nicht jede neue Generation als authentische Ueberlieferung, als Evangelien, welche kein Synoptiker in Harmonie bringen kann, sondern eines jeden Verstand und Gewissen anheim geben muß, was und wieviel er davon glauben kann und mag? (*)

Also nicht einmal vertheidigen sollen den Autor Ehre und Recht liebende Männer, wenn er es selbst nicht kann oder nicht will? Das audiatur et altera pars, das auch die Heiden erkannten, soll also bei der christlich-frommen, mit

(*) So ist man auch über die großen Menschen des Alterthums nicht im Reinen. Von der Invidia ihrer Mitmenschen ist immer Etwas auf die Nachwelt übergegangen, da eine Zeit es der andern überliefert: denn wie schon Thucydides bemerkt:

„Die Menschen pflegen nur gar zu leicht die Erzählungen von den Begebenheiten alter Zeiten, selbst an solchen Orten, worin sie geschehen, ohne Unterschied und weitere Prüfung einer von dem Andern anzunehmen." — „So wenig Mühe geben sich die meisten Menschen bei Erforschung der Wahrheit; sie ergreifen lieber das erste das beste dafür." [Thucydides Bch. I, c. 20.]

Und Tacitus desgleichen:

„So ist alles Große zweifelhaft, indem Einige jedes Gehörte bewiesen achten, Andere das Wahre zum Gegentheile verdrehen: und Beides wächst bei der Nachkommenschaft." [Taciti Annal. III, c. 19.]

Gerechtigkeit sich brüstenden, deutschen Nation nicht mehr gelten? sondern nur:

„Kommt laßt uns alles drucken,

— — — — — — — —

Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir." [III, 267.]

Ausgemachten Verbrechern sogar giebt man Anwälte zu, und für einen schuldlosen, edlen moralisch-ästhetisch-wissenschaftlich gebildeten, um die Nation mannigfach verdienten Mann soll sich keine Stimme erheben, welche die Beschuldigungen des Irrwahns und der Bosheit abwehrend ihn im bessern und wahren Lichte zeige? Nicht Er nur soll ein für allemal abgethan seyn, auch seine Schriften, die Documente, aus denen seine Rechtfertigung geführt werden kann, sollen der fernern Einsicht dadurch entzogen werden, daß man sie verschreit, „als vergangen, veraltet, das Interesse unserer Zeit nicht befriedigend und ausfüllend, ja durch manche Elemente derselben gefährlich wirkend."(*) Der Autor also und seine Freunde sollen alles gut seyn lassen und schweigen, bis es den Widersachern von selbst einfallen werde, anders zu denken, und den unverständig und willkührlich Unterdrückten eben so willkührlich und einsichtslos zu erheben, und mit dem, was ihnen eben erst ein Schandfleck däuchte, als mit einer Zierde der Nation und der Zeit zu prunken und groß zu thun?

In gerechtem Unmuth über ein solches bei keiner Nation erhörtes Verfahren könnte man fast wünschen, die sämmtlichen Schriften G's. würden, da die gewöhnliche deutsche

---

(*) Gerade so verschrie Nicolai den Werther. [XXVI, 233.]

Inquisitions-Censur durch Verschweigen [XXXII, 194 f.] zu spät käme, durch einen Index prohibitorum der Lesewelt entzogen, die dafür ihre endlosen Novellen und Novelletten heißhungrig, wie der Lazzarone seine Maccheroni, verschlingen möchte. Denn einmal so discreditirt und verrufen verlangt nach ihnen weder das Alter, noch die Jugend, da die Sprache veraltet, und die Dichtungen ohne Zeitinteresse, ja in ihren Tendenzen gefährlich seyn sollen.

Möchte Er also bey seinen gleichfalls ungelesenen Alten ruhen, der alte Heide, bis die Zeit kömmt, daß jene, in abermaliger Palingenesie, die verdumpfte, in weltlichen und geistlichen Irren und Wirren befangene Christwelt aus ihrer Lethargie von neuem wecken und in ein humaneres, wahrhaft freies Geistesleben versetzen. Ein Buch wird doch immer erst gefunden, wenn es verstanden wird. [Schill. Nr. 305.] Dann dürften auch die bereits für das Schweinefleisch gewonnenen Epispasten und Recutiten einer völligen Emancipation für alles Fleisch vollkommen froh zu werden hoffen.

Wahrlich, man möchte mit Wieland (*) es für ein Unglück halten, ein Deutscher geboren zu seyn, wenn es grundsätzlich geschieht, wenigstens ohne Einspruch und Abwehr der Nation, —

„Die sich — scheint es — erst recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges ist verspielt." [IV, 371.]

daß ihre edelsten Mitglieder unbillig und widerrechtlich geschmäht und gelästert werden, als würde nicht sie selbst in ihnen mitgekränkt, deren Ruhm sich doch aneignet, wer sich's

(*) Siehe Briefe an Merck. Nr. 69.

zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzustammen. [XLIX, 127.] Denn auch die wirklichen Mängel und Unzulänglichkeiten eines Autors entspringen nicht alle aus seinem Individuum, sondern auch aus denen seiner Nation selbst und der jedesmaligen Zeit. [XXXVI, 169.]

Daß einer nicht soviel Genie, soviel Originalität zeigt, als man wünscht, oder erwartet, wenn gerade das Zeitalter selbst nicht bei Casse ist (*) — da man beide nur erst kürzlich hat kennen lernen [XLVIII, 148] —, wie kann man das rügen, da nun einmal die Deutschen überhaupt keinen Ueberfluß daran haben, und es übrigens schwer halten möchte, in „einer längst gemachten Welt [V, 118], wo eben alles schon gethan, geschrieben und gedruckt steht" [IV, 391] und man „die Ueberlieferung gar nicht los wird" [IV, 392], als Autodidakt etwas anders zu seyn, „als ein Narr auf eigene Hand" [II, 292; XLVII, 144; Z. Nr. 851], der im Stande ist, zu sagen: pereant qui ante nos nostra dixerunt. [XLIX, 126. 127.] Ein Wunder ist es vielmehr, und man kann schon zufrieden seyn, wenn einmal etwas auftaucht, was so aussieht, wie Genie und Original, aber freilich auch meist darnach ist. [XLVII, 244.]

Wie kann man Nachahmung schelten, wenn die ganze Nation zum Nachahmen geschaffen und erzogen und geschult ist, so daß sie nicht nur das Fremde, sondern Einer den Andern selbst nachahmt? wie kann man es dem Einzelnen zum Verbrechen machen, nicht patriotischer gesinnt zu seyn, als

---

(*) „Jemehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das einzelne gefördert." G. an Schill. Nr. 705, S. 258; it. Bd. XXXIX, S. 75.

die Uebrigen, als die ganze Nation, (*) die in dem Beruf und Verdienste „der Träger der christlichen Religion — wenn's nicht richtiger zu sagen ist, der Trägel (**) der päpstlichen Hierarchie — zu seyn" und zu gelten, (***) sich kirchliche wie politische Despotie lange genug gefallen ließ, ehe sie nur halbe Anstalten zu ihrer Befreiung traf? ja von der die Democraten, im Widerspruch mit sich selbst, behaupten: sie sey dazu bestimmt, nicht patriotisch, sondern cosmopolitisch zu seyn.

Jede Nation ist auch nur als ein großes Individuum zu betrachten, das, gleichwie das kleinere und kleinste seine Stimmung, Geschäfte, Tendenzen, durch Tagsstunden, Jahreszeiten und Lebensperioden, so die seinigen durch Lustra, Decennien und Secula durchführt, dessen Kräfte bald patent, bald latent, bald frei, bald gebunden erscheinen, und somit zu einer Zeit nicht leisten, was zu einer andern gelingt. Wenn man Mehr und Anderes von Einem verlangt, so müßte er auch Mehr und ein Anderer seyn, als er eben ist, und so hebt sich die Forderung von selbst auf.

Lächerlich und unnütz ist doch eine Kritik, die entweder rügt oder bedauert, daß eine Tulpe keine Rose ist und umgekehrt; und doch in dieser Art verfährt die deutsche bereits seit Lessing bis auf das neueste Tageblatt. [IV, 324.] Man

(*) Virtutes iisdem temporibus optime aestimantur quibus facillime gignuntur, Tacit. Agricolae vita c. 1 ein Satz, der auch umgekehrt gilt, zumal hier.

(**) S. Frisch (Joh. Leonh.) Teutsch-Lateinisches Wörterbuch unter Trägel.

(***) Cur omnes Teutones Apostolicae Sedis sint reverentissimi? fragte Pico Mirandolanus, und die Jetztzeit fragt es wieder.

hört immer nur das subjective: „es gefällt mir," oder „es gefällt mir nicht," — „das muthet mich nicht an" [II, 245]; — „ich würde es anders gemacht haben," wie es Herders Art war [Br. an Merck Nr. 46, S. 102], oder, „warum hat man es nicht so gemacht!" [III, 275.] Und auf diesen einseitigen, subjectiven, individuellen Standpunkt thun die Deutschen so groß und dick, als wenn sie allein die kritischste Nation wären? Kritisch allerdings ist ein solcher Zustand und so, daß er endlich zu einer Entscheidung, zu einem Ende kommen muß: denn es wird nichts dadurch weder geschaffen noch geschafft, sondern nur gehemmt und vernichtet, und die Nation könnte noch einst das Schicksal haben, wie die, mit der sie übrigens schon viel Aehnlichkeit hat, in alle Welt zerstreut zu werden, wo dann die Einzelnen in fremden Landen sich besser vertragen und zusammenhalten, also mehr Patriotismus haben dürften, als in ihrem Vaterlande. Vergl. Bd. XXXIII, 108.

Veraltet und also antiquirt und zu antiquiren wäre G's. Sprache und Schreibart?

Wie spricht man doch von veraltet, als wenn Etwas Nichts wäre, weil es gewesen ist? Gerade dadurch ist es, daß es war. (*) War es denn nicht einmal wirklich, gegenwärtig, lebendig, sey's im Thun, im Wissen, im Glauben? War Das nicht Etwas, was und wie man lebte, liebte, dichtete, philosophirte, Gott und Menschen diente?

(*) „Nichts von Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da." [III, S. 247.]

Wäre das der Fall, daß alles Vergangene in Kunst, Wissen, Leben so gut wie Nichts seyn sollte, weil es jetzt nicht mehr gilt — nach dem eigensüchtigen Grundsatz: „Nur der Lebende hat Recht" —; so ist auch für unser jetziges Wissen Können und Thun nicht ein Deut zu geben: denn es ist auch Nichts, und wird Nichts gewesen seyn für die Nachkommenden, wenn sie eben so albern denken und reden.

Warum studirt man Geschichte? warum erlernt man die alten todten Sprachen, die mehr als veraltet, die gar nicht mehr sind, als zur Beglaubigung unserer Gedanken und Gefühle, die uns dann erst vollkommen wahr und zuverlässig däuchten, wenn sie uns als schon dagewesene, mithin wirkliche, nicht blos mögliche entgegenkommen. Und ist denn in der alleinbelobten Neuzeit auch wirklich alles nagelneu? Sind unsere Städte, unsere Häuser alle von Heut und Gestern, und nichts daran oder darin veraltetes? nichts vom Ahnherrn, vom Großvater, vom Vater her? kein Rococo an Hausrath und Kleidung? ist alles nach dem neusten englisch-französischen Mode-Geschmack? Und in unserer Sprache, giebt es da nicht über tausend Jahr alte Worte, Formen, Analogien, Idiotismen, deren wir uns fortwährend bedienen, wie sehr auch der Geist allgemeiner Gleichförmigkeit hier aufzuräumen arbeitet und Jeder, weil er reden kann und redet, auch in die Sprache drein reden zu können vermeint? [XLIX, 57.] Was red' ich nur von Worten und Formen? — In unsrem ganzen Denken und Vorstellen herrschen neben der modernsten Philosophie altjüdische und urchristliche Begriffe, die sich weder mit den Naturanschauungen, noch mit den Lebenserfahrungen, noch mit der Vernunft vertragen wollen, und je mehr man sie zu

sublimiren sucht, nur desto mehr in Rauch und Dampf aufzugehen drohen.

Ist denn aber der alte G., trotz dem, daß er die Juli-Revolution noch erlebte, in seiner Sprache bereits so veraltet; dann lasse man ihn lieber ganz ungelesen, wie alle frühern Poeten und Prosaisten, oder klaube höchstens hie und da ein brauchbares rein altdeutsches Wort, irgend eine bequeme Satz-Wendung, einen glücklichen, wohlklingenden Reim heraus — wie es z. B. aus Opitz und den schlesischen Dichtern geschieht — und verwebe und verwirke sie, gleich Gold- und Silberlahn, verzwirnt mit den subtilen Hirngespinnsten unserer Musen, etwa zu neuen constitutionell-lyrischen Banderolen, zu ostwestlich-epischen Shawl-Teppichen, nur ums Himmelswillen in keine dramatischen Haute-lissen: denn „nirgends merkt man das Veraltete in Sprache und Sitten früher als auf der Bühne." [Z. Nr. 160, S. 429.]

Aber wenn man in Sprache und Styl so heickel ist, daß nur die allerneueste Mode genügt, warum geht man denn so weit in das Leben und die Sitten des obsoleten längst antiquirten Mittelalters zurück? warum führt man uns vor zerfallene Ritterburgen und verräucherte Dome? warum kramt man die altdeutschen Trachten um sich aus? warum zeichnet, sticht, malt man mit so steifer und unbeholfener Hand und Manier, wie nur fromme Klosterbrüder und tutti frati es immer vermochten? Ist ja doch dieser naive Behelf einer erst wiedergebornen Kunst, auch eine anjetzt veraltete Sprache und Ausdruckweise, veralteter als je eine gebildete Schrift-Sprache nach hundert und mehr Jahren seyn kann: sonst läsen und hörten die neumodischsten aller

Völker, die Franzosen, nicht noch immer ihren Corneille, Racine, Molière mit patriotischem Vergnügen. Gott! und was soll erst aus dem alten Homer, aus Sophocles und allen den großen Autoren der heidnischen Vorwelt werden, deren Sprache für immer und ewig veraltet ist, wenn das Veraltete sogleich Nichts, ja noch weniger wie Nichts ist!

Ein übertriebener, bis zum Unverständlichen gehender Purismus, eine mit schnöder Gewalt ohne alle schonende Umsicht durchgesetzte Gleichförmigkeit in den Biegungs- und Bildungsformen, ein gänzliches Ausmerzen aller Anomalien und Idiotismen und dergleichen macht Sprache und Styl noch nicht muster- und meisterhaft, obschon mancher dieser neuen Stylisten jene vermeinten Vorzüge in seiner eigenen diplomatischen Schreibart behaglich ausschmeckend (favourirend) sich nicht wenig darauf zu Gute thut. Sonst stünde es — von den Anomalien und Idiotismen der alten Sprachen nicht zu reden, die man nicht recht zu kennen scheint — um die jetzige Weltsprache, die englische, sehr schlecht; und Shakspeare und Byron hätten aus diesem Geschiebe und Gerölle zerbröckelter und verschwemmter Wortformationen, nach einer so monotonen Syntax, nicht Werke bilden können, die das Kreuz unserer Uebersetzer und das Ideal und Idol unserer Dramaturgen sind.

Wahrlich G. hatte recht zu sagen:

„Das junge Volk bildet sich ein
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag seyn."
[II, 247, coll. LIII, 3.]

Und wenn er hinzusetzt:

„Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde schenken;"

so schwante diesem weissagenden Bakis etwas von dem, was er anderswo von einem Testamente sagt, er denke keineswegs daran:

„Wie man vom Leben sich trennt,
So muß man sich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.“ [III, 294.]

Ja wohl halten sie es anders: die Welt hat sich verkehrt:

„Sonst wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.“ [XLVII, 234.]

Eine Sprache und Schreibart, die zu allen Zeiten gleich üblich, gleich verständlich, gleich angenehm und gefällig wäre, müßte wie die Pasilalie freilich erst noch erfunden werden, oder vielmehr Sprache und Styl müßten sich durch die rollenden Jahre und die immer neu und originell seyn wollenden Generationen mit mehr als chinesischer Constanz und Consequenz durchzuführen und zu erhalten wissen; es müßte Einer schreiben wie der Andere, da doch Keiner denkt wie der Andere. Da dieses nun zu den unmöglichen Dingen gehört, so möge G's. Sprache und Schreibart nur immerhin veralten, wie weiland die vorweltlichen Schriftsprachen, um dereinst als eine solche von neuem studiert zu werden, und eben die Wirkung und den Einfluß zu haben, den jene auf die Bildung deutscher Sprache und Schreibart seither behaupteten, bis auf die Invasion eines abgeschmackten Jargons, aus lauter wissenschaftlichen, technischen und societätischen Anspielungen, Gleichnissen und Bildern Jean-Paulisch, wie aus Zettelkästen, zusammengedrillt, den man uns

für den wahren Styl der Prosa anzupreisen **unmündig** genug ist.

Was aber die Nichtbefriedigung des gegenwärtigen **Zeitinteresse's** durch G's. Schriften betrifft, so würde dieses auch durch keine Literatur der Welt befriedigt werden können, da es blos materiell ist; das Gefährliche ihrer Tendenz aber dürfte nur in einer Gegenwirkung gegen den schlechten Geschmack der Gegenwart und ihrer Repräsentanten zu finden seyn.

Sind nun in dem bisher Vorgetragenen nur die Anklagen mißwollender Gegner, die G'n. nur aus der Ferne und auf leere und falsche Gerüchte hin zu beurtheilen sich herausnahmen, zu hören gewesen; so sollten dagegen auch die wohlwollenden Gesinnungen, die günstigen Urtheile anderer, die ihm näher standen, und aus persönlichem Umgang ihn zu schildern sich bemühten, in Betrachtung gezogen werden. Aber auch unter diesen finden sich besonders zwei, deren Schriften, bei der löblichen Tendenz Goethen in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, ja ihm alle Liebe und Ehre zu erweisen, dennoch durch die Verbreitung so vieles Einseitigen, halb oder ganz Falschen, ja Erlogenen mehr geschadet als genutzt haben. Von diesen muß noch, ehe wir auf ihn selbst kommen, geredet werden; es müssen die Leitern, die um sein Standbild, theilweis in der Nähe zu betrachten, angelegt worden, beseitigt werden, um einen ganz freien Anblick desselben zu gewinnen: es sind die Schriften von **Johannes Falk** und **Bettine Brentano.**

II. Johannes Falk.

Ueber sein Buch: „Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt," herrschen zu günstige Meinungen. Man spricht von seinem schönen Talent der Charakter-Auffassung; (*) das mag allenfalls im Komischen und von solchen Figuren gelten, die Falk übersehen konnte; einen Charakter aber wie G's. zu schildern, ohne ihm etwas von seiner falkischen Art und Weise zu leihen, möchte wohl nicht seine Sache gewesen seyn.

Daher leidet schon die Glaubwürdigkeit seiner Relationen vielfache Zweifel, sowohl auf den Stoff als auf die Ausdrucksweise gesehen; nicht zu rechnen, daß er sowohl anfangs in einer zu entfernten Stellung von G. sich befand, als zuletzt auch, durch die Sinnesänderung, die mit ihm selbst vorgegangen war, zu wenig in nähere Berührung mit G. gelangen konnte. — **Umgang** ist ein Wort von schwebender Bedeutung, da man eben so **miteinander** als blos **einander** Umgang haben kann und mag.

Falk's brillianteste Zeit fiel in die Jahre von 1806 bis 1814, wo er ein öffentliches für Stadt und Land ersprieß-

---

(*) Preußische Staatszeitung von 1836, Nr. 155.

liches Leben führte, sich auch persönlich zu einer ansehnlichen, früher ihm ganz und gar abgehenden Erscheinung herausgebildet hatte, und für eine der literarischen Notabilitäten Weimars gelten konnte. In dunkelblauem Frack und gleichen Pantalons, einem französischen Commissair nicht unähnlich, mit schwarz befiedertem Dreimaster und goldner Agraffe, ein ostindisches Taschentuch vor dem Mund haltend, und mit schlau-satyrischen Falkenaugen umherblickend, sah man den neuen Legationsrath stolz durch die Straßen wandeln, dreist und frei in die Zimmer seiner Gönner, Freunde und Bekannten treten.

Seine schriftstellerische Thätigkeit wollte seitdem nicht mehr viel besagen; er widmete sich der Erziehung der durch die Kriegsläufte verwaisten und verwahrlosten Kinder aus den untersten Classen und stiftete hier ungemein viel Gutes, so daß sein Name unter den Wohlthätern Weimars eine rühmliche Stelle einnimmt. Dies darf jedoch nicht hindern, ihn von seiner genialen, geselligen und schriftstellerischen Seite mit andern Augen anzusehen, und zumal in Bezug auf G. an seiner Competenz, eine ganz reine, unverfälschte Schilderung von diesem zu entwerfen, aus thatsächlichen Gründen zu zweifeln.

Er war viel zu sehr von sich, seinem Witz, seinem vermeinten großen politisch-moralisch-ästhetischen Aperçüs eingenommen, da er doch — nach G's. gegen mich geäußertem Urtheil — nur die mittleren „erwischt" habe; auch mit positiven Kenntnissen in Kunst und Wissenschaft zu oberflächlich ausgerüstet, als daß er von dieser Seite G'n. gehörig aufzufassen und zu beurtheilen vermocht hätte. Gewohnt überall den Mund etwas voll zu nehmen, und sich breit und

wiederholt in seinen Wahrnehmungen zu ergehn, war er unerschöpflich in dem, was ihn jedesmal interessirte, ohne dabei Takt und Geschmack zu beweisen. Da er nur sich zu hören liebte und selten Jemand andern zu Worte kommen ließ, so ermangelten seine Bemerkungen der schicklichen Angemessenheit, der gehörigen Begränzung, und der nothwendigen Berichtigung. Es lag ihm nur daran, seine Tiraden anzubringen, wie ihm denn mehr darum zu thun war, die lächerliche als die ernsthafte Seite einer Sache herauszustellen, und auch in dem letztern Falle sie bis zur Carricatur zu treiben.

Falk war ein unerträglicher Schwätzer und selbst Frau von Staël gab ihm den Namen bavard, nur daß sie — gleich jener Burgcastellanin zu Nürnberg, welche, wenn man auf die Schmeichler schalt, sie in Schutz nehmend zu sagen pflegte: „ach, was hab' ich die Schmeichler so lieb" — ihrerseits versicherte: „die Schwätzer gefielen ihr." Nicht so gefiel er in Weimar. Jedermann, der ihn näher kannte, floh ihn deswegen in Gesellschaft wie auf der Straße: denn er hielt wie ein Polizeidiener die Leute fest, sprach in sie hinein und nöthigte sie, nachrückend, ihm Stand zu halten, oft noch zwischen Thür und Angel; ja von der Stubenthür bis zur Hausthür wurde man von ihm escortirt und mußte geduldig anhören. Zwischen den Fluß seiner Rede war es nicht möglich eine Stecknadel einzuschieben; und nur etwa der Moment, wo er sich eines gewissen allzureichlichen Zuflusses zu entledigen hatte, — wozu er es aber selten kommen ließ, da er inzwischen schon immer durch Nebenwege ihn beseitigte, — mußte abgepaßt werden, um nur ein Wort zu erwiedern, oder lieber durch ein „ich empfehle mich,"

das aber überhört wurde, sich um einige Schritte weiter zu fördern.

Falk hatte keine geringe Meinung von sich. Das Gefühl, der Inhaber soviel satyrischer Geister zu seyn, welche Wielands ihn zum Dichter weihende Taufformel, statt daß man sonst die verneinenden Geister austreibt, ihm vielmehr eingebannt hatte, gab ihm, wonicht den Ausdruck eines Enthusiasten, doch eines sich mehr als Andere bedünkenden Genie's, oder Halbgenie's (nach der Analogie von Gott und Halbgott). Er blickte mit einem gewissen Stolz und vornehmer Miene auf alle die herab und heran, die ihn zu übertrumpfen nicht wußten oder nicht geneigt waren. Die Meisten fürchteten weniger seinen Witz als sein Geschwätz.

Seine Relationen betreffend, so sind auch nicht alle aus persönlichem Umgang mit G. geschöpft. Einmal war G. in der ersten Zeit keineswegs so vertraut und hingebend, daß Falk alles, was er berichtet, unmittelbar aus G's. Munde kann vernommen, Vieles mag er ihm auch nur abgelauscht oder abvermuthet haben. Merkwürdig ist es doch, daß seiner nirgends in den Briefen an Schiller und Zelter, ja nicht einmal in allen 55 Bänden der Goethischen Werke nur mit einem Wort gedacht wird, was sicher der Fall war, wenn er mit beiden Dichtern so bras dessus, bras dessous gewesen wäre, wie er sich das Ansehn giebt.

Falk hatte zunächst mit Wieland, auch Umgang mit Herder und Böttiger, und was zumal aus diesen letztern Quellen floß und fließt, ist schon gefärbt, wenn nicht gar getrübt. Dieß zeigt schon die eine mit Böttigern auf einer gemeinschaftlichen Reise ausgesonnene Behauptung: G. und

S. würden nicht lange als Freunde zusammen bleiben: zwei große Männer vertrügen sich nicht mit einander.

Vom Ende 1803 an fällt mein tägliches Zusammenseyn mit G., und ich kann mich Falkens Gegenwart bei Tische sowohl als außerdem noch recht gut erinnern, auch des allgemeinen Inhalts ihrer Gespräche; wobei auch recht feine Bemerkungen Falks zum Vorschein kamen; aber keiner so bestimmten Offenbarungen von Seiten Goethens als ihm geworden seyn sollen. Auch waren wir zu Viertel- und Halbenjahren von Weimar abwesend, wo also an keinen Umgang mit Falk zu denken ist. Daher bleibt es mir ein Räthsel, wie unter allen Relationen nur die Bemerkungen über den König von Holland so authentisch, so identisch mit G's. eignen Worten, wie er sie mir gleichzeitig in Teplitz [vom 23. August bis 16. Sept. 1810] fast nach jeder Unterhaltung mit dem König zu vertrauen liebte, ausfallen konnten. Da G. mit mir zu lange noch unterwegs, in Dresden und Freiberg, verweilte, um sie, genau in derselben Frische, mündlich nachher in Weimar, wo wir den 2. October ankamen, zu wiederholen; (*) so müßte er bereits zu jener Zeit seine Mittheilungen schriftlich an eine der ersten Personen Weimars, vielleicht an den Geheimerath von Voigt, gemacht haben — was mir jedoch nicht bekannt ist, — und dieses schriftliche Document auf irgend eine Weise Falken zu Augen und Händen gekommen seyn. Genug, in dieser Schilderung ist beinahe kein Wort, keine Wendung anders als in der mündlich mir

(*) Falk will sie sogar erst den 10. Nov. vernommen haben; aber an diesem Tage war ich mit G. ganz allein, und am 3., wo Falk mit zu Tische war, finde ich nichts darüber angemerkt, auch weder früher noch später.

gewordenen, und wenn ich sonst ein gegründetes Mistrauen in Falks wörtliche Ueberlieferung setze, so muß ich mich hier zur vollkommensten Uebereinstimmung mit ihm bekennen, zugleich aber bedauern, daß G. durch seine bekannte Discretion sich abhalten ließ, sowohl diese als andere Confessionen über den König niederzuschreiben und selber zu veröffentlichen, da sie nur beiden zu Ruhm und Ehre gereichen konnten. [XXXIX, 246; XLVI, 179.]

Was ihm ferner, nächst dem Bericht von G's. Unterredung und Charakteristik des Königs von Holland, vortrefflich gerathen ist, möchte wohl die Entwickelung der Kotzebueschen Intrigue seyn, woburch dieser das Goethische Kränzchen zu sprengen, Schillern für sich zu gewinnen und von Goethen abzuziehen gedachte. Dem Mißlingen derselben sind wohl hauptsächlich alle nachherigen Feindseligkeiten Kotzebue's und seiner Anhänger zuzuschreiben.

Diese Relation ist eine schöne Vervollständigung dessen, was G. selbst (*) mit unschätzbarer Gradheit darüber berichtet, indem sie ein noch größeres Detail hineinfügt, als G. zu der Zeit, wo er dies schrieb, geben konnte und mochte. Falk scheint hierzu gute Quellen bei andern Bewohnern Weimars, z. B. bei Herders, die den Kotzebue tödtlich haßten, in täglich frischem Gange gefunden und genützt, auch wohl selbst — wie er damals noch die Rolle eines geheimöffentlichen Beobachters spielte — Manches durch Autopsie und Otakustie gewonnen haben. Auch war er hier ganz in seiner Sphäre, da es galt, die komische Seite an der Sache aufzufinden und in ein lebhaftes Licht zu stellen.

(*) G, Bd. XXXI, S. 122 — 129, u. A. in Q. II, II, 652.

Dagegen ist die Erzählung seines Gesprächs über die Monaden gar zu sehr in dem Falkischen Idiom abgefaßt, als daß man nicht die einfacheren von G. selbst gebrauchten Worte, wie sie zuerst in seiner Morphologie [Bd. I, Hft. IV, S. 314], dann bei Zelter [Nr. 530] und zuletzt bei Eckermann vorkommen, deutlicher als alle Meta- und Paraphrasen jenes Commentators finden sollte. Ein völliger Falkianismus aber ist die Apostrophe, die er Goethen bei dieser Gelegenheit an einen auf der Straße bellenden Hund von seinem Zimmer aus halten läßt. Goethe soll diesem zugerufen haben: „Larve, mich kriegst du nicht unter!" —

Wer Goethen nur einmal gesehen und reden gehört hat, muß ihn eines so albernen Benehmens wie Ausdrucks ganz unfähig halten. Bestie allenfalls hätte er sagen können, wie er es anderswo [II, 249; IV, 347] braucht; aber nicht Larve, das er nie von einem Thiere sagte; wenn ihm auch die Thiere überhaupt wie vermummte Wesen vorkamen, die ihren Empfindungen keinen angemessenen verständlichen Ausdruck zu geben vermögen und die er darum vielmehr bemitleidete, da freilich ihm, dem Dichter, ein Gott gegeben hatte, wo selbst der Mensch in seiner Qual verstumme, noch sagen zu können wie er leide. Doch wozu diese ihm eigene Naturphilosophie hier auskramen?

Nun aber unterkriegen! Was soll das heißen? Wie kann Goethe fürchten, daß eine Bestie, ein Hund, ihn jemals unterkriege? weder im physischen, noch weniger, wie hier, in einem moralischen Sinne. Das konnte er allenfalls seinen menschenähnlichen Anbellern und Kläffern, den Recensenten und Kritikern, etwa in einem Xenion zu verstehen ge-

ben, (*) gegen ein wirkliches Thier war es verschwendete Charakterstärke. G. konnte freilich die Hunde, doch eigentlich nur ihr Gebell, nicht leiden, — und wie wenige können das! — aber jene Anstalten zur Abwehr sind doch lächerlich. Man denke sich nur die ganze Situation: Goethe im Zimmer, im ernsten Gespräch über Tod und Unsterblichkeit, in einer metaphysischen Discussion über die Monaden mit Falk begriffen, der bellende Hund auf der Straße, doch wohl nahe vor dem Hause; zu diesem soll er, das Gespräch verlassend, durchs Fenster — daran klopfend oder es öffnend? — hinunter gerufen haben, was ihn Falk sagen läßt! Das Fenster aufreißen, einen Stein, allenfalls einen von den im Fensterbret liegenden Mineralien, nach dem Hunde werfen, das hätte noch eine menschliche Art, einen Goethischen Sinn gehabt, wenn man sich des nächtlichen von G. so drollig erzählten Hundeabenteuers in Göttingen erinnert, wobei eine förmliche Kanonade, mit den schönsten Ammonshörnern gegen eine Rotte solcher Beller fruchtlos geliefert, das ärgerlich-lustige Resultat gab: man habe sich in der Stelle geirrt, indem das fortdauernde Gebell des Einen nicht von der Straße, wie man glaubte, sondern aus einem Oberfenster des Wohnhauses herkam, wo die eingesperrte Hundebestie, wahrscheinlich den Mond anbellend, die verscheuchten Cameraden zu erneutem Accompagnement herbeirief.

Wer Falken persönlich kannte, der sieht und hört ihm hier die Operation an, die sein Geist so eben vornimmt, um das Fremde mit dem Eigenen, die Monaden mit dem

(*) Z. B. II, 214 oder 219 da er der Kritik zum Trutz handeln lehrt. [XLIX, 62.]

Hunde, zu amalgamiren; er sieht und hört ihn mit zurückgeworfenem Haupte, feurigen Blicks und schnaubenden Mundes alle diese Orakelsprüche von sich geben, die gleich denen der Pythia, nur zufällig und theilweis der Wahrheit sich nähern.

Ganz in derselben Falkischen Manier ist auch der Discours, den G. im Garten sitzend, mit einer Schlange, die er in einem Glase vor sich gehabt, solle geführt haben.

Erstlich hat G. nie eine wirkliche lebendige Schlange, was man Schlange nennt — die ihm zuwider war [I, 366, Nr. 66] — in seinem Hause gehabt; es kann nur eine kleine oder junge Blindschleiche gewesen seyn, und diese erinnere ich mich in einem Glasgefäße in einer Fensterecke seines Schreibzimmers stehend, kurze Zeit gesehen zu haben.

Dann aber kommt der ganze Discours mehr Falkisch als Goethisch heraus. Es ist darin eine gewisse Unmündigkeit (Infantia), daß man das Ganze für ein apokryphisches Mährchen aus dem Evangelium infantiae nicht Goethe's, sondern Falks, ausgeben möchte.

Eben so hat die Goethen in den Mund gelegte Diatribe gegen die neuesten Dichter, das heißt damals neuesten, gar zu viel von dem Falkischen Spiritus. In G's. Mund lautete sie nur gutmüthig ironisch, gerade wie die ähnliche Stelle bei Z. (Nr. 824), daß ihn Novalis auch wollte „belirt“ haben. Man kann dergleichen Ton freilich nicht auf Noten setzen, aber wenn man die Person kennt, so hört man ihn schon im Geist. Gleich die ewige Wiederholung des „Imperator“ — ein Wort, das G. gar nicht brauchen konnte, eher Dictator — erinnert nur an das Abdreschen eines Witzes,

bon mots, und sonst eines eigenen oder fremden Einfalls, das man an Falk gewohnt war.

Hat er uns doch mit seinen drei Ideen, welche seiner Wahrnahme nach Napoleon damals aufstecken wolle, fast todt gemacht. Auf allen Wegen und Stegen begegnete man diesem Drehkreuz (tourniquet) und man mußte nolens volens sie von ihm herumhaspeln hören.

Nach diesen im Allgemeinen wie im Besondern geäußerten Zweifeln und Bedenken muß ich wiederholt bemerken, daß seine Relationen nur aus dem Zeitraume von etwa 1806 bis 1813 genommen sind, da er, obschon seit 1798 in Weimar, dennoch bis zum 14. October 1806 in der Obscurität eines Privatgelehrten lebte, und also, was er aus einer frühern Epoche über G. mittheilt, nur aus den Traditionen Anderer aufgegriffen haben kann.

Späterhin, also nach 1813, sah man ihn wenig bei Goethe und mit ganz anderen Interessen beschäftigt.

Auch kann ich nicht unberührt lassen, daß, obschon ein sorgfältig geführtes Tagebuch seinen Berichten zum Grunde liegen soll, dennoch große Irrungen im Datum obwalten; daß, wenn er auch die Hauptsumme der Unterhaltung mit G. sogleich zu Papier gebracht, er dennoch die daraus concinnirten Aufsätze später erst verfaßt, mit nachher sich ergebenden Gedanken elargirt, und mit Ausdrücken und Wendungen seiner Art und Weise ausgeschmückt habe. Denn sehr vieles darin ist stylistischer, correcter, in studierteren Phrasen ausgedrückt, als es bei solchen Expectorationen des Augenblicks, zumals in G's. Conversation, zu seyn pflegte. Doch was mehr als alles gegen die Unmittelbarkeit spricht: das Ganze ist schon durchdrungen von jenem frommen gottse-

ligen Sinne, der in dem Verfasser, nach 1813, durch häusliche Schicksale und Leiden geweckt wurde.

Er hielt nunmehr Bet- und Singstunden, erklärte seinen Knaben die Bibel, verachtete den gelehrten Schulunterricht und äußerte ganz laut, allen Professoren und Gymnasiallehrern zum Angehör: „die gelehrten Schulen zögen und bildeten nur griechische und lateinische Spitzbuben.“ (*) Sein Wort in Ehren! so waren sie doch immer noch als Pflanz- und Vorschulen für sein Institut anzusehen, das unter andern solche Subjecte verlangte und aufnahm, um seine Besserungskünste daran spielen zu lassen.

Im Uebrigen ahmte er dabei nur den barmherzigen Schuster in Rom nach, wie ihn Goethe beschreibt, und wahrscheinlich nach dessen mündlicher Tradition: denn G. erzählte öfters die Geschichte dieses eben so weltklugen als frommen Waisenvaters lange zuvor ehe er sie weiter ausgeführt seiner italienischen Reise einverleibte. [XXIX, 305.]

Alle Jahre am 30. Januar zog Falk mit seinen Eleven in Procession auf den Schloßhof, stellte sich und sie, unter Absingung geistlicher Lieder, den fürstlichen Personen und deren Umgebung dar, und erreichte, gerade wie jener römische Altreiß, durch den Anblick der ungleich ausgestatteten Schaar, daß für die minder gut bekleideten reichliche Collecten zusammenflossen. Auf diese Weise, durch practisch-christliche Gesinnung sich das Menschen- und Bürgerverdienst eines Wohlthäters der Waisen und Verlassenen erwerbend, konnte und

---

(*) Gleicher Ansicht war der bekannte Fanatiker **Edmund Gichtel**, welcher zum Superintendenten **Ursinus** sagte: a parentibus habemus quod sumus, a scholis quod **Diaboli** sumus!



mochte er auf schriftstellerischen Ruhm leichter verzichten; und so finden wir ihn wenigstens nicht mehr im Fache der Aesthetik beschäftigt, und darum auch in geringer Connexion mit G.

Aus dem anfangs schalkhaften Satyriker, der sogar über seine Hausthür eine große komische Maske hatte anbringen lassen, damit man sehen sollte, „was für Seife hier gesotten werde,“ war zuletzt, currente rota, ein frommer Christ geworden; welches hiermit nur zu seinen Ehren, ohne weiteres Präjudiz, gesagt seyn soll.

III. Bettine Brentano.

Hatte das Buch von Falk durch sein gleich dem Verfasser zudringliches Erscheinen, indem es Goethens Hingang auf den Fersen folgte, bereits eine gewisse Präoccupation ausgeübt, eines Jeden eigenes unbefangenes Urtheil über ihn in Beschlag genommen, und dafür nur seine einseitige Ansicht des großen Mannes, aus einem früheren und kurzen Zeitraume herrührend, zu einer abschließlichen Bilanz und Totalsumme dem Publikum vorgelegt, und somit dasselbe gegen nachfolgende zuverlässigere Relationen wo nicht ganz verblendet, doch gleichgültiger gemacht: so hat wiederum ein anderes Werk demjenigen, den es verherrlichen sollte, in den Augen der Unkundigen mehr geschadet, indem es ihm nicht allein ungegründete Vorwürfe der Kälte und Lieblosigkeit des Herzens zuzog, sondern auch das Verdienst des Genies, die Originalität seiner schönsten Dichtungen aus der spätern Zeit, der Sonette und des Divan, zu schmälern, ja zu rauben drohte. Es ist der Briefwechsel G's. mit einem Kinde.

Wenn G. seiner Biographie den Titel „Dichtung und Wahrheit" gab, so wollte er damit sagen: „es sey der Dichtung Schleier nur aus der Hand der Wahrheit." Die Wahrheit sey der Körper, die Dichtung nur das Kleid, der Rah-

men, der ein wirkliches Bild abgränzend umschloß; hier aber ist die Fiction die Hauptsache, der hin und wieder ein Wahres umgehängt ist.

Das Ganze ist mit einem Wort ein Roman, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehnt, dessen Heldin aber Bettine, in eingebildeter, mehr mystisch phantastischer als in wirklicher Liebe zu G., wenn sie ihn bald vergöttert und anbetet, bald schilt und persiflirt, bald Liebesspuk mit ihm treibt, und sich nächtliche Besuche, Promenaden und Mantelscenen mit ihm ausdenkt. G. erscheint daher auch nicht als ein Liebender, sondern als ein Angeliebter,(*) der sich diese Anliebe mit guter Art gefallen läßt, völlig wie jene Marmorbüste, welche die Liebende so lange küßt, bis es ihr gelinge das lebendige Original eifersüchtig darauf zu machen. Das gelingt ihr nun aber nicht. Er läßt sie, wie ein Kind, gewähren, so lange, bis sie ihm lästig wird und ihn compromittirt; „da es in seiner Art lag, aus herkömmlicher Dankbarkeit auch unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie es ihm nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen." [XXXI, 47.]

Die Dame beklagte sich schon 1807, im zweiten Stadium ihres zwischen Mignon und Philine einschillernden, übrigens noch durch ein eigen Brentano'sches Ingrediens nüancirten Attachements, an einem schönen Morgen, gegen mich, der damals in G's. Hause lebend, von Manchem Augen- und Ohrenzeuge war, daß G. so wunderlich und sonderbar sich gegen sie zeige, das heißt in seiner Sprache: nur

(*) adamatus, wie Vespasian bei Sueton. c. 22, sich nennen läßt.

eben passiv verhielt. Wie ist nun zu glauben, daß nachher, in der Entfernung, eine größere poetisirende Zuneigung auf seiner Seite sich eingefunden habe, wenn sie sich gleichwohl noch über seine kalten steifen Briefe so bitter beschweren kann? Wie stimmen jene leidenschaftlichen Sonette, jene feurigen Lieder, die er an sie gerichtet haben soll, zu den gleichzeitigen steifen und kalten Briefen? Kann man den einen Fuß im Cothurn, den andern im Soccus, oder deutscher zu reden, mit einem Fuß im Steigbügel, den andern auf der platten Erde, den Liebesritter spielen?

Die Sonette und Lieder, die an sie gerichtet seyn sollen, sind aber nur so ad vocem oder à propos, wie sie solche eben brauchen konnte, von ihr provocirt und eingefugt, und darum ist das Ganze — eine einseitige phantastisch-speculative Liebesflamme, die mit keiner wirklichen erwiedert, sondern mit einem Spiegelbilde abgespeiset wird, und es auch von einem sechzigjährigen Manne nicht anders werden konnte noch durfte.

Bereits seit 1811 Gattin eines Andern, und nach dem entschiedenen Bruch mit G. (den 13. Septbr. 1811), dessen später gedacht werden soll, wie hätten ferner noch, erst von 1813 — 1819 gedichtete leidenschaftliche Lieder, dergleichen die an Suleika sind, von deren überschwenglichen Schönheit der Dichter ganz überschwengliche Ausdrücke braucht, und nach seinen eigenen Worten „eine Welt von Putz und Pracht" zusammenhäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen [VI, 100, 101], auf Bettinen sich beziehen können? Ihre Bescheidenheit würde sie entweder gar nicht auf sich gedeutet, oder im Gegentheil nicht über Kaltsinn und Mangel an Gegenliebe geklagt haben, als womit sie in geradem Wi-

derspruch stehen. Freilich! wenn die Briefe G's. an sie wirkliche Erlasse sind, hingegen die Gedichte nur eingebildeter Weise auf sich bezogene oder accommodirte, so ist der Contrast erklärlich, aber die Anmaßung unbegreiflich, und eine bisher unerhörte Art, sich Einem, der auf dem Wege zur Unsterblichkeit ist, als Begleiter an den Arm zu hängen.

Was nun zuförderst die Sonette betrifft, die Bettine sich bona fide als an sie gedichtet und gerichtet aneignet, so hat G. solche weder an sie noch auf sie gedichtet; an sie gesendet eins oder das andere, das ist möglich, sogar gewiß, da er einmal gern das Neueste seinen Freunden und Freundinnen mittheilte, entweder vorlesend, oder bei intimerem Verhältniß auch wohl abschriftlich. Weil Etwas ins Allgemeine erhoben war, konnte eine Jede es zu ihr gesagt sich schmeicheln oder glauben. Schreibt er doch an B., sie sollte sich beifolgendes Gedicht aneignen, und als an sie gesagt, aufnehmen, weil er ihr nichts Besseres zu sagen wisse. Aber den Stoff hat er nicht von ihr empfangen, oder entlehnt, und etwa nur in poetische Formen gestaltet, ihr wieder zugestellt. So arm konnte Goethe's Phantasie und Herz auch im sechzigsten Jahre nicht seyn, daß er Empfindungen von Bettinen erst entlehnen mußte, um sie nur, wie ein griechischer Hypophetes die begeisterten Naturlaute der somnambülen Pythia, in Verse zu bringen. Der Stoff ist ganz wo anders her, und eine Menge in den Sonetten vorkommender Umstände kann schon dem Ort und der Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden.

Die nähere Auseinandersetzung dieser Unmöglichkeit kann hier nicht gegeben werden; nur so viel ist zu sagen, daß ein

Dutzend dieser Sonette schon 1807, vom 29. November Adventus domini an bis 16. December, in Jena verfertigt und durch meine Hand gegangen, Zeltern unter dem letztern Datum verheißen wurden, und ihm auch den 22. Juni 1808 von Carlsbad aus wirklich zukamen. (*) Bettine war diesmal mit Schwestern und Bruder vom 1. — 10. November in Weimar gewesen, und am 10., wo sie jene Klage gegen mich führte, wieder abgereist. Den folgenden Tag fuhr G. mit mir nach Jena, wo wir bis zum 18. December incl. blieben, und erklärte sich im Gespräch mit mir über B. nicht eben als leidenschaftlicher Liebhaber, sondern nur als Bewunderer ihres geistreichen aber auch barocken Wesens. Während dieses Aufenthalts wurden in den abendlichen Lesezirkeln bei Frommann, Knebel u. A. besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries, und zuletzt von Z. Werner, der persönlich in diese Kreise eingetreten war, vorgelesen, und im Stillen auch von G. versucht — wie es seine Art war, sich von berühmten Mustern und Vorbildern anregen zu lassen — und zwar gleich in einer gewissen Anzahl. In dieser kurzen Zeit also, mit wahrer „Sonettenwuth" gedichtet, [Bd. II, S. 13; Z. Nr. 115, S. 289], können sie, auch wenn der Inhalt und sonst ein Umstand der Zeit oder des Orts nicht widerspräche, gar nicht auf Bettine gemeint oder gemünzt seyn. Bettine eignet auch wohlweislich nicht alle sich zu, und lehnt einige sogar entschieden ab, die freilich auf eine Andere zu sichtlich deuten, als daß die Unwahrheit oder die Dichtung nicht sogleich in die Augen fallen sollte. [S. Brfw. I, S. 221, 352.]

(*) S. Zelters Brfw. Nr. 115, S. 289; it. Nr. 124, S. 327.

Von einigen ihrer Briefe kann man dreist sagen, sie seyen nur das in Prosa aufgedröselte, meta= und paraphrasirte Poëm G's: — denn man hört noch das Sylbenmaß hindurch mit der Wort= und Satzfolge, — [S. Brfw. I, S. 174, 187, 190], und also nur wie zerzupfte Seidenläppchen mit ihren Phantasien, Visionen und Träumen zusammengesponnen, und zu diesem „fatalen Strumpf" gewirkt, da das ziemlich bejahrte Kind bekanntlich noch nach Goethe's Tode, und nachdem längst aller persönliche und briefliche Verkehr mit ihr aufgehört hatte, an dieser Correspondenz fortgestrickt hat.

Das alles würde, wenn einmal wahrheitliebende Chorizonten quibus amica Bettina, sed magis amica veritas, — also keine Alexis, Daumer, Görres ꝛc. — über diesen Briefwechsel geriethen, vor allen Dingen die schwankende, ja von Jahr in Jahr herumtaumelnde Chronologie fixirten, wo möglich die eigene Goethische Handschrift, und vorzüglich die der Verfasserin collationirten, das Wahre, Wirkliche, Mögliche von dem Falschen, Widersprechenden, Unmöglichen, Absurden, ja Verrückten und Wahnsinnigen gehörig sonderten und sortirten, auch einige noch lebende Zeugen über die Stellung G's. zu Bettinen und die Ursachen des bis jetzt noch unenthüllten Bruches abhörten, — Differenz nennt G., mit sehr diplomatischem Euphemismus, [XXXII, 72] was eine vorgefallene Zwistigkeit mit seiner Frau, wegen einer ihn mitbetreffenden Beleidigung seines Freundes H. Meyer war — sich nicht blos zur moralischen Wahrscheinlichkeit, sondern zur historischen Gewißheit herausstellen. Damit aber wäre nun freilich die Poesie des Werks wie eine Phantasmagorie durch hellen Tagesblick aufgehoben, und

wenn nicht ganz zerstört, doch verkümmert; allein um des frommen Zwecks willen, dem geliebten Gegenstande damit ein Denkmal zu ersammeln, mag das Apokryphische daran immerhin bei Ehren verbleiben, ja für umsoviel erbaulicher gelten, als das Kanonische seyn würde und seyn könnte.

Das Ganze ist ein großes musivisches Gedicht, eingelegte Arbeit (Lavor di comesso) in poetischer Prosa, eine Art Heroide, wdrin die Heldin die Rollen einer Sulamith, Sappho, Suleika, Heloise und Mignon in abwechselndem Durcheinander zu spielen für gut befunden hat; zwar ein höchst originelles Kunstwerk, das seines Gleichen vergeblich sucht, aber kein authentisches Evangelium, obschon es ein gläubiger Verehrer, wie ein zweiter Otfried, in eine Rhapsodie aus allen möglichen Sylbenmaßen transponirt hat, gleich dem Tragelaphen des griechischen Dichters Chäremon, der auch eine *ῥαψῳδία ἐξ ἁπάντων τῶν μέτρων* lieferte.

Wenn alle diejenigen Frauen und Fräulein, denen G. seine Gedichte vorlas, sie als unmittelbar an sie gerichtet hätten glauben sollen; so würde es eine hübsche Menge nachzuweisen geben. Ja selbst im engern Kreise ließ sich doch keine beikommen, er habe bei einem solchen Gedicht gerade nur an sie gedacht. Sonst könnte die, welche die Stanzen dictando schrieb:

„Hände meiner Augenweide,
O, wie drück' und küss' ich sie." [XIII, 290.]

oder:

„Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts." [V, 167.]

mit ebendem Rechte glauben, er habe die ihrigen dabei im Auge und im Sinne gehabt, zumal wenn er Actu

diese Hände wirklich drückt und küßt, diese Locken so apostrophirt.

Nein, wir wollen uns an des Dichters Ausspruch halten, wenn er auf solche Anfragen antwortend sagt: [III, S. 156.]

In deinem Liede walten
Gar manche schöne Namen! —
„Sind mancherlei Gestalten
Doch nur Ein Rahmen."

Nun aber die Schöne,
Die dich am Herzen hegte? —
„Jede kennt die Töne,
Die sie erregte." [Vergl. V, 61, 163.]

Also mag Bettine immer die Töne erkennen, die sie erregte, aber nicht glauben oder vielmehr nicht uns überreden wollen, alle Töne wären von ihr erregt; denn, scheint er sein Herz bald dieser Schönen bald jener zuzuwerfen, kehrt es doch gleich im Fluge zurück. [I, S. 372, Nr. 20.]

Die zahlreichen Bewunderer, Verehrer, Anbeter dieses unsterblichen Kindes werden freilich an meinen Confessionen nur Blasphemien zu sehen glauben; allein, eingedenk jenes Titel-Motto's, konnte ich nur schreiben, was und wie ich es weiß. Mögen Andere davon halten was sie wollen, ich sage nur: dixi et salvavi animam!

Uebrigens würde G. von der Veröffentlichung dieses Briefwechsels, wenn er etwas davon erfahren könnte, so wenig erbaut seyn, als von der aushorchenden Correspondenz jener Frauenzimmer mit Rousseau, die auf Mystification desselben hinauslief. [XXXI, 171.] Da Frau von Staël G'n. ein Gleiches mit ihr befürchten ließ, so verschloß er sich

und ging nicht aus sich heraus. „Er wollte sich selbst und das fratzenhafte Weiberbestreben nicht im diamantenen — adamantinen Spiegel(*) sehen.“ [Schill. Nr. 907.]

Noch einmal auf das Obige zurückzukommen, und G. zu rechtfertigen: so war G. durchaus dankbar! Aus Dankbarkeit für Bettinens Anhänglichkeit an seine Mutter, für ihre von derselben erhaltenen Mittheilungen über seine Kindheit und erste Jugendgeschichte, ohne welche er seine Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können, für so manche Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Besorgungen, gewiß aber auch in Erinnerung an Bettinens schöne Mutter, mit der er im Hause der Fr. v. la Roche die glücklichsten Stunden verlebt hatte, — aus allen diesen Motiven ließ er sie in bald natürlicher, bald studirter Laune sich ergehen, erfreute sich an ihrem genial-barocken, bald geistreichen bald phantastischen Wesen, ertrug ihre Liebkosungen wie ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, und da von einer nur väterlichen nicht aber leidenschaftlichen Gegenliebe die Rede seyn konnte, was blieb ihm übrig, als ihr für so viel Artigkeit und Spaß wie einem Kinde, mit irgend einer poetischen Confitüre, wie er sie eben zur Hand hatte, einer frischen Blume, einem saftigen Stück Obst aus seinem Dichtergarten, einem Bildchen oder Figürchen seiner Kunst, als wären sie für sie gewachsen und gemacht, eine schmeichelnde Gegenfreude zu gewähren. Dabei aber sollte und mußte es sein Bewenden haben. Wenn sie mehr verlangte, oder sich gar herausnehmen wollte, so daß sie ihm lästig

(*) Ein Wortspiel! selten bei G. und dieses höchst anmuthig, indem es auf den bekannten diamantenen Schild Ubaldo's und seine Wirkung auf Rinaldo, wie durch die etymologische Bedeutung des griechischen adamantinos (stählern) auf Madame de Staël sinnreich anspielt.

wurde, mußte er nach seinem obigen Geständniß ein solches Verhältniß abbrechen, und daß sie ihm durch ihre Leidenschaftlichkeit lästig wurde, ist sie selbst an ihn eingeständig.

Es gereichte aber zu ihrem Glück, ja zu ihrem Dichter-Ruhm, daß eine solche Katastrophe eintrat: denn ohne diese fände kein Decurs ihrer Liebe in das Tragische statt, als wodurch dieser zweite Theil ihres Romans ein romantisch-sentimentales Interesse gewinnt, das einen Jeden, der Alles ohne Unterschied für Wahrheit und nicht auch für Einbildung und Dichtung aufnimmt, der nicht mit den geschichtlichen Verhältnissen und mit der Persönlichkeit der Heldin bekannt ist, nur allein für sie besticht, auf G. hingegen ein falsches, ihm nachtheiliges Licht wirft.

Insofern der große Mann sowohl als Dichter wie als Mensch dadurch compromittirt erscheint, ist es nicht mehr als billig, dem Misurtheil einer leichtgläubigen Mit- und Nachwelt möglichst entgegen zu arbeiten.

IV. Persönlichkeit.

„O, mich dünkt immer: die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt." Stella. [Bd. X, S. 151.] Diese kostbare Bemerkung läßt sich auf G. selbst anwenden. Seine Persönlichkeit, lebendig angeschaut, war ein unerschöpflicher Text an sich und zugleich ein Commentar seiner Werke. Diejenigen entbehren unsäglich, die ihn nicht persönlich kannten, um seine Werke, prosaische wie poetische, ganz zu verstehen, und ihn darin wiederzufinden. Mensch und Autor waren bei ihm nicht getrennt, wie bei andern, denen die Schriftstellerei nur als eine Art von Amtskleidung überhangt. Bei G. dachte man nicht, daß man das auch geschrieben und gedruckt würde haben können, was man von ihm hörte und sah, und war erfreut, es dann als Buch wieder zu finden und durch Autopsie die Erklärung und das Verständniß vorausgewonnen zu haben: denn „der ganze Mensch enthielt auch den ganzen Schriftsteller."

Wirklich erklärt G's. Persönlichkeit Alles was man in seinen Schriften und in seinem Leben Eigenthümliches und Besonderes wahrnimmt. Man muß ihn gesehen und gehört haben, um sowohl den Adel seiner Seele, die Tiefe und In=

nigkeit seines Gemüths, die Liebe, Güte, Milde, Sanftmuth, Schonung und Duldsamkeit seiner Natur zu empfinden, als den guten Humor, den heitern Scherz, die feine Ironie und das gutmüthige Sichselbst zum Besten haben darin wieder zu erkennen; und sogar Tadel und Rüge, wenn auch zuweilen heftig, nur gerecht, nicht grämlich zu finden.

Man mußte ihn sehen, um gleich die mächtige aber zusammengefaßte sich selbst beherrschende Natur zu ahnden, die einen unendlichen Schatz, einen unerschöpflichen Reichthum von Gedanken und Gefühlen, Wahrnehmungen und Lebenserfahrungen bescheiden und anspruchslos verwahrte, einen Schatz, der in hundertfacher Gestalt und Weise durch die Zeit offenbart werden sollte, und den 80 Jahre des Lebens nicht erschöpften, weil er immer neuen Zuwachs aus sich selbst erhielt.

Waren es auch nicht jederzeit duftende Blumen und glänzende Früchte, die das Füllhorn seines Geistes ausschüttete, so waren es doch gereifte Samenkörner, edle Pfropfreiser, tüchtige Senker, die es bis zum letzten Moment spendete.

Man mußte die Augen sehen, aus deren sanftem, mildem Ernst die Liebe, die Gunst, das Wohlwollen hervorleuchtete, mit der er Natur und Menschen aufzufassen und darzustellen vermochte; man mußte die treuherzige Gutmüthigkeit wahrnehmen, womit er ein solches Vertrauen einflößte, daß man ihm Schwächen und Eigenheiten des Herzens sowohl als Bedrängnisse des Lebens gern bekennen mochte [XXX, 218]; man mußte die theilnehmende Beruhigung erfahren, die aus dem lieblichsten Munde hervorging, der sich nur öffnete, um mit weisem Zuspruch Jeden auf die eigenen Heilkräfte aufmerksam zu machen und dadurch Trost, Erquickung,

Heiterkeit und Freude einem Jeden an sich selbst zu verschaffen, nie aber in harten Vorwurf, bittren Spott und herben Tadel sich ausließ; aus einem Munde, sage ich, den nichts entstellte, kein Lachen, kein Weinen, kein Verdruß und Aerger, und den sogar Schelten und Zorn (*) nicht verunstaltete: einem so wundersam geformten Organ, daß es einen bildenden Künstler zur Verzweiflung bringen konnte, wenn er es darstellen sollte, und das an sich schon den Beruf die Sprache der Musen und Grazien zu reden beurkundete.

Man mußte ferner ihn sehen, wie er strack und fest auf seinen Füßen stand, wie er einherging ernsten und sichern Schrittes und doch gewandten Körpers. Eine frühe Gymnastik: Tanzen, Fechten, Schlittschuhlaufen, Reiten, sogar Courier- und Parforceritte, hatten ihm diese Beweglichkeit und Gewandheit mitgetheilt; die ihm auf den schlimmsten Pfaden keinen Fehltritt thun ließ, nicht in Gefahr des Ausgleitens, des Fallens brachte, daß er über Glatteis, schmale Stege, schroffe Fels- und Fußsteige leicht und sicher hinauskam. Wie er als Jüngling in Felsklüften und Steingeröllen mit seinem fürstlichen Freunde herumklettert, Thurmhöhen und Alpenklippen mit Gemsenfreche erklimmt [III, 88, XXVII, 17], so ist ihm, bereits ein Mann, bei seinen geologischen Forschungen funfzig Jahre hindurch „kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig, und keine Höhle labyrinthisch genug.“ [LI, 80.]

Mit eben so unverdrossener, unermüdlicher Beweglichkeit sehen wir ihn bei den häufigen Feuersbrünsten jener Zeit

(*) Ja, auch zürnen konnte er, wo es galt: denn non irasci quos oportet insipientiae est; Aristot. Ethic.

in Stadt und Land, und eben so bei Ueberschwemmungen, zu jeder Tageszeit und Stunde, zu Roß und zu Fuß dahin eilen, wo die Gefahr am größten ist und durch kluge Anordnungen und selbstthätige Mithülfe möglichst retten und abwehren, mit so wenig Schonung seiner selbst, daß er sich einmal die Augenwimpern versengt, und in den Stiefeln das Wasser bis zum Sieden erhitzt fühlt. — Diese und andere spätere Strapazen im Felde sind wohl die besten Beweise einer körperlichen Askese, die nicht ohne sichtbaren Ausdruck bleiben konnte.

Wenn er in den letztern Jahren seines langen Lebens nicht mehr die Raschheit eines jugendlichen Ganges zeigte, so trägt das vorgerückte Alter nicht allein die Schuld; sie fällt auch zum Theil auf den mindern Gebrauch von mannichfacher Bewegung, zum Theil aber auf die Mittel, welche zur Abwendung eines Lebensgefahr drohenden Uebels angewendet, seine Füße fesselten [IV, 103], und ihm unwillkührlich einen mehr schiebenden als gehobenen Schritt abnöthigten.

Gleichwohl hielt er sich immer strack und gerade, mit zurückgezogenen Schultern, eine Haltung, die ihm von früh an habituell geworden, und die er auch jungen Leuten, zumal Schauspielern, anempfahl, und welche sich bei keinem mit besserem sichtlichern Erfolg bewährte, als bei seinem eignen Sohn, der durch fortgesetzte Uebung und Aufmerksamkeit auf sich zu einer solchen Repräsentation gelangte, daß seine Brust, ohne die Surrogate der Kunst, eine Breite und Ausbildung gewann, welche sie den antiken Musterbildern eines Antinous oder Meleager nicht ungleich erscheinen ließ, und der sonoren Stimme des jungen Mannes eine solche Resonanz

gab, daß sie den größten gefüllten Raum noch allvernehmbar durchdringen konnte.

Daß dazu die Haltung der Hände auf den Rücken sehr vieles beitrage, ist eine zu bekannte Erfahrung, als daß ich sie erwähnen würde, wenn ich nicht hinzuzusetzen hätte, daß G. diese Stellung in Momenten ruhiger Unterhaltung, wenn sie stehend geführt wurde, sehr gern annahm; welche jedoch, nach seiner bescheidenen Erklärung, eigentlich nur den Fürsten am Besten kleide, weil sie ein vollkommenes Sicherheitsgefühl ausspreche, und eben so Vertrauen bezeige als hervorrufe, indem sie den sich Nähernden ebenfalls ruhigen, unbefangenen Zutritt gestatte.

In dieser charakterischen Angewohnheit, die wie gesagt zum Habitus geworden, hat ihn Rauch vortrefflich dargestellt, in einem kleinen Standbilde, welches, wenn auch nicht die vollkommenste schärfste Aehnlichkeit in den Gesichtszügen, doch die vollendetste Naturwahrheit in der ganzen Haltung und Stellung vergegenwärtigt, obschon ein Mißwollender die ganze Auffassung, mehr in Bezug auf den Dichter als auf den Künstler, mit spöttlichem Tadel noch erst kürzlich belegen mochte.

Eben so hätte einer meiner Vorgänger, indem er die Statur G's. beschreibt, sich anschaulicher ausdrücken können, wenn er, eingedenk der homerischen Andeutung von des Odysseus und Menelaos Leibesgestalten und ihrem Verhalten zu einander im Stehen und Sitzen [Ilias III, 210 f.], gesagt hätte, daß G. sich im Sitzen imposanter ausgenommen, wodurch sein Oberleib als länger bezeichnet wird.

Dafür läßt er ihn zu Pferde nicht gut schließen, wodurch er als Reiter in einem Nachtheil erscheint, der nach

den eben erwähnten Courier= und Parforceritten nicht wohl gedenkbar ist, auch nicht durch Zeugnisse zu constatiren, da ihn die letzten 20 Jahre Niemand zu Pferde gesehen hat, und der Bemerker am wenigsten.

Eine Persönlichkeit wie G's. ist mir zum wenigsten unter deutschen Gelehrten und Dichtern noch nicht vorgekommen. Ihre Anziehungskraft lag nicht allein in der Ahndung von seinem geistigen Vermögen, seinem Wissen und Können, nicht nur in der Anmuth und Liebenswürdigkeit seiner Sitten, sondern darin, daß man hier einen vollkommenen Menschen, einen nach allen Seiten hin selbst bewußten und gebildeten, mit einem Worte emancipirten Menschen vor sich sah, dem man vertrauensvoll sich hingeben mochte, weil ihm kein menschliches Gefühl und Geschick fremd seyn konnte, und dessen geistiges Uebergewicht Niemanden beschämte noch kränkte, weil es mit Milde und Menschenfreundlichkeit gepaart sich zum Gleichgewicht neigte. [I, 402, Nr. 67.]

Wie Viele haben ihm nicht die geheimsten Confessionen gemacht! [XXX, 218.] Er pflegte sich auch wohl im Scherz den Großpönitentiarius zu nennen. Und er war es auch in mehr als einem Sinne: denn man konnte ihm nichts offenbaren, was er nicht schon a priori gekannt und gewußt hätte; auch war er verschwiegener als der Beichtstuhl, zum großen Aerger aller Ubiquisten, die gern etwas aus ihm herausgelockt hätten.

Die ihn für stolz und steif ausgeben, haben ihn selbst schlecht gekannt, und nur obenhin nach zufälligen Aeußerlichkeiten beurtheilt.

Daß G. auch in späteren Jahren nach etwas ausgesehen haben müsse — denn über die frühern ist kein Zweifel, da

von seiner Schönheit, Lebendigkeit und Genialität aller Orten zu lesen ist — zeigt schon dies, daß Napoleon bei seinem Anblick ausrief: c'est un homme!

Ein an sich schon ebenmäßig und schön gebildeter Mensch, der bis in sein männliches Alter alle edlen Leibesübungen getrieben hat, ein vortrefflicher Schlittschuhläufer, ein leidenschaftlicher Tänzer, ein verwegener Reiter, ein kühner Kletterer, kann niemals steif und eckig gewesen seyn, und selbst in hohen Jahren mußte man ihm diese mannichfache Dressur und Schule noch ansehen, wie einer, der früher Militär war, noch die Auszeichnung bewahrt, die ihm sein ehemaliger Stand als einen Character indelebilis aufprägt.

Selbststeife Philister, unbeholfene linkische Gelehrte, wie sie sonst in Deutschland häufiger zu sehen und gleich zu erkennen waren, kriechende Bücklingmacher und Scharrfüßer, wie „der Meister einer ländlichen Schule," vor denen G. nicht so wie sie den Rücken krümmte, — weil er Nichts zu erschleichen, Nichts zu sollicitiren hatte, und auch außerdem sich nur seinem Stande und seiner Würde gemäß betrug, sich stets aufrecht und gerade hielt, sich nirgends anlehnte, keine mehr als nachlässige Stellung und Sitzung sich erlaubte, so daß man überall nicht etwa nur den Hofmann, sondern den Mann von guter Erziehung und Lebensart sogleich in ihm erkannte — nur solche Mannequins konnten ihm dergleichen aus Rache nachsagen, wenn etwa der Minister den Poeten in Schutz nehmen mußte, gegen die zudringliche Confraternität gleich umhalsender und handdrückender biderber Söhne Thuiskons.

Doch war es keineswegs der Minister allein; es war auch der weltkluge Menschenkenner, der gegen solchen Enthu-

siasmus einige Apprehension hegte, weil er aus Erfahrung wußte, an was für leichtzerreißenden Fäden ein so improvisirter Enthusiasmus zu hangen pflegt.

Eckig, ja zackig waren Leute unter seinen frühern und spätern Umgebungen, denen der Balken ihres eigenen Auges sich, bei der nähern Betrachtung des Splitters in dem seinigen, so hervorschob, daß sie, was in ihnen war, außer sich zu sehen glaubten.

Denn wenn schon seine Portraitisten immer etwas von ihnen selber, Augen und Mund, Behagen und Mißbehagen in ihre Abbildung hineinschattirten; wäre es zu verwundern, wenn einer von seinen prosaischen Gestalt-Beschreibern nicht etwas de suo eingeschwärzt haben sollte?

Mit dieser Steifheit und Eckigkeit wäre es also Nichts, oder sie wäre wenigstens nicht weither, nur erst aus den letzten zehn Jahren, indem ein 70jähriger Mann unmöglich die Gewandheit eines Jünglings haben, noch Anstands halber überall zeigen kann. Alle Würde hat etwas Gehaltenes, Langsames. Heftigkeit und fahriges Wesen sind unverträglich mit der Gravität. Alles Feierliche, Ernste, Traurige ist langsam; will man das Steifheit nennen, so herrscht sie freilich auch in der Kirche wie auf dem Gottesacker, bei Hofe wie auf dem Paradeplatz, und ist dann ein unvermeidliches Uebel, mit dem man sich durch die Betrachtung abfinden muß, daß die Welt aus Gegensätzen besteht, die zwar einander negiren, aber nicht aufheben können.

Eben so problematisch sieht es mit dem vorgeworfenen Stolze aus, den man ihn ab- oder angesehen haben will, mögen nun damit die äußern sichtbaren Zeichen, worin er sich kund zu geben pflegt, als Gang, Stand, Haltung, Ge-

bärde und Manier gemeint seyn, oder andre mehr aus Worten, geäußerten Meinungen und Betragen in Gesellschaft zu entnehmende Merkmale; in beiden Fällen ist man weit von der Wahrheit entfernt. Daß das Bewußtseyn einer innern geistigen und sittlichen Würde, daß insonders die Festigkeit eines Characters sich auch äußerlich auspräge, ist wohl keine Frage, und dürfte keine Rüge verdienen.

Jeder Mensch hat als solcher schon Würde, und wenn er selbst auch nicht darauf hielte, sind wir Andern, um unserer eigenen Würde willen, doch genöthigt, sie ihm in thesi zuzugestehen, obschon die Beachtung derselben sich modificiren und graduiren wird.

Der Geringste kann daher mehr persönliche Würde zeigen und behaupten, als der Vornehmste, der sich vergißt, wenn er sich nur selbst zu achten weiß, und sollte er sich auch für etwas mehr halten, weil er sonst nicht leisten kann was man von ihm fordert. [XLIX, 41.] „Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre." [XLIX, 48.]

Warum soll nun ein so Geist- und Talentbegabter, an Verstand und Vernunft, in Wissenschaft und Kunst so vielseitig gebildeter, höchst sittlicher Character, seinen Menschenvorzug nicht auch äußerlich kund geben dürfen, um so mehr als er ihn gar nicht verläugnen kann, da er von selbst durchscheint und durchbricht.

Das geistig Imposante seines Wesens war es, was eine aufgeregte Volksmasse in Malsesine beschwichtigte [XXVII, 44 ff.], was auf der stürmischen See den von Angst und Furcht ergriffenen Mitreisenden Muth und Fassung einsprach

[XXVII, 233 ff.], was Ordnung und Ruhe unter den Parteien vor Mainz herstellte [XXX, 318] und im Theater studentischen Unfug durch ein kräftiges Wort zum Schweigen brachte.

Was will es also heißen, wenn man G'n. den Ausdruck seiner menschlichen Würde, sie mit der amtlichen verwechselnd oder vermischend, zum Vorwurf macht, ewig von Ministerwesen, Ministerstolz, Ministerwinkeln (*) und was dergleichen demokratischer Ausstellungen mehr sind, die hauptsächlich aus gewissen Pfaffenwinkeln sich herschreiben, einem neidischen, schadenfrohen Publikum vorschwatzt, das weit lieber dem Falschen Glauben schenkt als dem Wahren, zumal wenn es dadurch eines lästigen Respects entbunden zu seyn sich getrösten kann.

Schon als Knabe war er unter seines Gleichen wegen einer gewissen Würde berufen [XXIV, 100], die damals doch nichts anders seyn konnte, als der Ausdruck des Vorgefühls dessen, was in ihm lag, wozu er berufen war, und womit er ein langes Pyramidenleben auszufüllen hatte. [IV, 46.]

Sie kündete sich aber mehr in einem natürlichen angebornen Ernste, man könnte eher sagen, durch einen Zug von Melancholie an, durch Spuren überstandenen Leidens, und durchgeführter allseitiger Thätigkeit, einem Air de grands chagrins, wie ein Diplomat bemerkte [XXXIX, 76], als durch eine vorsätzlich angenommene Gravität. Sie borgte ihren Ausdruck nicht von der amtlichen und Standeswürde, die gar leicht zu gewinnen ist nach dem Sprichwort: Consules quidem creantur, at poeta nascitur; im Gegentheil gab sie dieser erst den ächten Gehalt und die volle Bedeutung. Und auch diese Gravität ging doch nicht über das Maaß des gu-

(*) S. v. Knebels liter. Nachlaß Bd. II, S. 271, Nr. 22.

ten Anstandes und des socialen Tons hinaus. Von stolzen Gebärden kann demnach so wenig die Rede seyn wie von steifen.

Weit eher hätte man Schillern sein Zurückwerfen des Haupts, sein breites Hinwandeln für Stolz auslegen können, würde aber dadurch doch weiter Nichts als eine gewisse Gewohnheit, einen eigenthümlichen Habitus aussprechen, dessen Quelle auch wohl in ganz etwas Anderm als in einer zu hohen Meinung von sich liegen könnte. Was nun aber die weitern geheimen Merkmale des Stolzes betrifft, den man S. schuld giebt; so wäre es doch wunderlich, einem reichen Manne zu verargen, wenn er zu wissen scheine, daß er reich sey, und zuweilen sich etwas darauf zu Gute thue. Gönnte er doch Andern das Gleiche, wenn er sagt:

„Jeder ist doch auch ein Mensch!
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Warlich nicht gesparet,
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen.
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth sich zeigen?" [II, 302.]

Ja er wußte, daß er einen Schatz besaß, den ihm Gott und Natur gegeben hatten; aber er war nicht stolz darauf, wie auf ein selbstgemachtes oder erworbenes, er dankte seinen Gebern dafür und wurde nicht müde, auch in den spätesten Jahren diesen Dank in Vers und Prosa zu wiederholen.

Da er sich nur als den Verwalter dieses gottgegebenen Pfundes ansah, so war er im Herzen „demüthig — wie alle großen Männer, die er kannte" [Br. an Lavater] und

„mocht's gern bleiben, wenn man ihn nur dabei lassen wollte.“ [IV, 325.]

Gegen die literarischen Gassenbuben, die ihn öffentlich mit Steinen und Koth bewarfen, konnte er sich freilich nur wie ein vornehmer Mann benehmen, und mit Ruhe und Anstand seines Weges gehen; was sie dann für Stolz ausgeben.

Diejenigen beurtheilten ihn nach sich, welche meinten, der Weihrauchduft seiner Verehrer habe ihm das Haupt eingenommen und seine Sinne umnebelt.

Erstlich waren es nur spärliche und magre Körnchen Weihrauchs, von einigen frommen Verehrern angezündet, jedoch, als nicht durch feurige Kohlen animirt [IV, 329], unfähig an sich ihn mehr als äußerlich und auf kurze Zeit zu afficiren. Auch wurde der süße Duft gar bald von dem mephitischen Qualm, den Kotzebue, Merckel und Compagnie [IV, 348], so wie eine nachfolgende Firma dagegen anrichteten(*), dergestalt eingewickelt und niedergehalten, daß an ein Gelangen in Haupt und Hirn nicht zu denken war.

Uebrigens characterisirt der Vergleich mit der homerischen κνίσση, welche die Götter mit Behagen einschlürfen, sogleich den antiquarischen Parasiten, der dabei des culinarischen Dufts an den Tafeln seiner hohen Patrone eingedenk sich ähnlicher ihm zugestoßener Benebelungen erinnern mochte.

Die Huldigungen der Deutschen sind auch wohl von der Art, daß Einer Ursache hätte, sich etwas darauf besonders einzubilden. Der Ruhm, den sie gewähren, gleicht keines-

(*) „Man sagt: eitles Eigenlob stinkt; das mag seyn; was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase,“ [XLIX, 49.] das überhaupt nicht emunctae naris zu seyn pflegt.

wegs dem Zirkel im Wasser, der, wie Shakspeare sagt, niemals aufhöre sich selbst zu erweitern, bis die Verbreitung ihn in Nichts zerstöre; sondern nur der Wirkung eines in einen Sumpfbrei geschleuderten Steins, der zwar einen augenblicklichen Patsch oder Klatsch, aber keine sich fortsetzende Ringel giebt. [III, 255; II, 255.] Wer da weiß, wie es allen genialen Vorläufern G's. ergangen ist, wie es seinen nächsten Nachfolgern jetzt ergeht, der kann sich vorstellen, wie G. in Bezug auf sich darüber denken mußte. Ihm, „dessen Herzen der Beifall einer unbekannten Menge nur bange machte" [XII, 5] — weil er die mehr stoffartige als rein ästhetische Wirkung seiner Poesien auf die deutschen Gemüther kannte [XXVI, 206, 230] — da ihm seine Freunde sogar „so Verbindliches in den Bart sagten" wie [II, 199] zu lesen ist — ihm sollte an der gaffenden Bewunderung einer unverständigen Menge etwas gelegen haben? an dem digito monstrarier (*) und dem οὗτος ἐκεῖνος, (**) das wohl einem Demosthenes gut däuchten mochte, aber freilich unter einer ganz andern, des Enthusiasmus fähigern Nation; Goethen aber als bloß quästionirende Neugier nur incommodirte, daher er sich durch ein Incognito auf Reisen dagegen zu retten suchte [XXVI, 235], ja das frühe Bekanntwerden als Autor eher für ein Unglück als für ein Glück zu achten geneigt war. [XXVI, 237.]

Nein! sein Wahlspruch war vielmehr:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,

(*) Persii Sat. I, 28.
(**) Plinii Epist. IX, 23.

Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt." rc. [I, 112.]

Er dichtete, weil er mußte, zu seinem Talent, der Basis seiner Selbstständigkeit [XXVI, 313], verdammt [Zelt. Nr. 587], und wann er mußte, d. h. die Muse ihn antrieb; für sich, „da das Hervorbringen selbst ein Vergnügen und sein eigner Lohn ist" [XXVI, 338] und für theilnehmende Freunde [XXVII, 275]; nicht um dem Publikum zu dienen [II, 252], das weder Dank [II, 252] noch Stimmung giebt [Schill. Nr. 344]; nicht für Alt und Jung [Zelt. Nr. 699], nach dem er sein Leben lang nicht fragte [IV, 334; XXVI, 204 ff.]; noch für den Ruhm, dem er auch nicht am Ende des Lebens nachjagen mochte. [III, 247.]

Doch diese selbstständige Gesinnung, dieses eigne Herz [XXXIII, 121], werden wir noch öfter und deutlicher ausgesprochen finden.

V. Constitution.

Obgleich von starkem und kräftigem Knochenbau wie auch fleischiger Muskulatur war G's. Organisation doch übrigens sehr zart und reizbar. Er blieb daher physischen Einflüssen der Witterung und Temperatur sowohl, als auch moralischen Influenzen leicht ausgesetzt und schnell unterworfen. Auch hatten früher leidenschaftliches Stürmen in seine physische Natur, sowie späterhin Strapazen im Felde, den Grund zu den körperlichen Uebeln gelegt, wodurch er einige der besten Jahre seines Lebens verlor. [XXV, 111.] Klima und Jahreszeit übten einen gewissen regelmäßigen Einfluß auf sein körperliches und geistiges Befinden, und er nannte sich selbst ein bestimmtes Barometer. Der meist rauhen, mit Wind und Regen abwechselnd unfreundlichen Thüringischen Atmosphäre mußte er in den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Weimar den gewöhnlichen Tribut der Fremden zollen. Zahnreißen und andere rheumatische Uebel befielen ihn; und das Ende des Jahres oder die Abnahme der Tage war, wenn nicht immer mit körperlichen Unpäßlichkeiten, doch meist von einer Niedergedrücktheit des Geistes begleitet.

Aber nicht blos leicht vorübergehende körperliche Leiden hatte er zu bestehen, auch schwere und gefährliche Krankhei-

ten, unter welchen die angreifendsten, das Leben bedrohendsten in die Jahre 1801, 1805, 1823 und 1831 fielen, und meistens unmittelbare Folgen zurückgedrängten und verhaltenen Seelenschmerzes waren.

Zu diesen psychischen Leiden, die ein langes Leben hindurch ihn treffen und prüfen sollten, gehören alle die Trauerfälle, die ihn näher oder entfernter berührend nie ohne Theilnahme, Mitgefühl, moralischer oder physischer Einwirkung blieben, und wenn nicht gerade in eine förmliche Krankheit, doch in körperliche Indisposition ausliefen, die nur durch eine schnell, ja hastig ergriffene Thätigkeit zu überwinden und zu beseitigen war.

Gleich im Anfange der Weimarischen Laufbahn ergriff sein ganzes Gemüth die Trauerbotschaft von dem Tode seiner einzigen, zugleich als innigst vertraute Freundin geliebten Schwester Cornelia. Er brachte mehrere Tage in Leiden und Träumen zu, und „da die Natur dem heftigsten Schmerz nur kurze, der Trauer hingegen längere Zeit zu dauern bestimmt," so ist zu denken, daß er diese fortwährend im Stillen werde gehegt haben.

Nicht geringer war die Wirkung des zwar viel später aber gerade in der Mitte seines Lebens und auf dem Höhepunkt künstlerischer Ausbildung ihn treffenden, tief in seine geistige Existenz einschneidenden Verlustes von seinem wahrhaft geliebten, aufrichtig verehrten Freund und Mitkünstler Schiller. Er fühlte die Hälfte seines Daseyns sich entrissen [Z. Nr. 63] und konnte lange keine Beschwichtigung seines Schmerzes durch irgend eine Beschäftigung seiner Thätigkeit finden.

Doch er hatte kaum die nutzlose Trauer in eine würdige Gedächtnißfeier seines Freundes verwandelt: als das feindliche über Deutschland hereinbrechende Sturmwetter seine zerstörenden Folgen auch ihn empfinden ließ, indem es die fernere freie Entfaltung seiner Geistesblüthen eben so hinderte, wie es das Vaterland um seine Unabhängigkeit und eigne Selbstbestimmung brachte: Beides Ereignisse, welche er tiefer und nachwirkender fühlte, als es für die Meisten den Anschein hatte, weil er nur männlicher, ohne Klagen, weiser, der Zeit gehorchend, frömmer, auf die Zukunft hoffend, das gegenwärtig Beschwerliche zu ertragen, und durch eine noch mögliche und vergönnte Thätigkeit zu überwältigen wußte.

Während dieser allgemeinen Calamität empfand er, mehr als Andere, noch die besondere des Weimarischen Landes: das betrübende Hinscheiden jenes großen Lichts, das nicht allein seinem Leben, wie eine wohlthätige Sonne, vorgeleuchtet, sondern ein ganzes Zeitalter durch seinen belebenden Einfluß zu Wachsthum, Blüthe und Früchten herangefördert, ihm allgemeine Aufmerksamkeit, Achtung in der Nähe, in der Ferne Ruhm verliehen und es mit seinem ewigen Namen gestempelt hatte. Wer erkennt nicht in dieser obgleich schwachen Andeutung Weimars Landesmutter, Anna Amalia, die Mutter des großen Carl August, ja in einem gewissen geistigen Sinne auch Goethe's Mutter, als Urheberin seiner dem Lande gewonnenen Wirksamkeit! Auch das eigens vertrauliche, ja herzliche Freundes-Verhältniß, in welchem sie sich zu G's. leiblicher Mutter in ihren gegenseitigen Briefen zu betrachten giebt, erlaubte wohl diese Benennung: denn

Beide begegnen sich für ihn in allen mütterlichen Empfindungen.

Und so waren es noch eigene besondere Gefühle dankbarster Pietät außer der allgemeinen Schmerzempfindung, welche ihm diesen Verlust vor andern empfindlicher und zu einem der herbesten Lebensabschnitte werden ließ. Bald aber sollte er auch die beweinen, der er mit dem Daseyn zugleich die schönsten und besten Anlagen des Geistes wie des Herzens zu verdanken hatte, seine leibliche innigst geliebte, verehrte, in seinen Werken mehrfach geschilderte, und noch kurz vor seinem Ende in ausführlicher Darstellung verherrlichte Mutter.

Und nun, nach wenigen Jahren ruhiger Frist, im anscheinenden Beginn eines neuen allgemeinen Zeitfrühlings (1815), der auch ihm hätte zu Gute kommen sollen, abermals ein allernächster Trauerfall (1816): der Verlust seiner um ihn, um seine häuslich-gemüthliche Existenz durch rege Theilnahme, stete Vorsorge und treue Pflege mehrfach verdienten Gattin: ein Verlust, der ihm auf keine Weise wiederersetzt wurde. [IV, **160.**]

Denn Zelters sanguinische Prophezeihung [Nr. 282] verblieb blos eine schöne dichterische, Vossisch-idyllische Vision, die sich bald in ein früher nicht so gekanntes, oder minder schwer getragenes Hauskreuz durch allerlei Krankenlager, Unfälle und Umfälle verwandelte [Z. Nr. 418, S. 403; Nr. 493; Nr. 495; Nr. 564] und statt Sorgen der Wirthschaft von ihm zu entfernen, vielmehr dergleichen noch in den spätesten Jahren zuführte. [Z. Nr. 540, 541.] Noch aber war es mit diesen Schicksalsschlägen nicht abgethan. Die schärfsten Prüfungen verspart es bis zuletzt. [Z. Nr. 751.]

Auch noch den Schauplatz langer und liebevoller Thätigkeit, von welchem er in Gemeinschaft mit seinem Freunde bisher ungekannte Wirkungen hatte ausgehen lassen, sollte er von Grund aus zerstört und so auch die örtliche Erinnerung an denselben ausgelöscht sehen. Ein Brand vernichtete das Theater bis auf den Boden, und in merkwürdiger Vorbedeutung gerade an dem Tage (22. März 1825), an welchem 7 Jahre darauf sein eigenes Daseyn von der Erde verschwinden sollte. Zwar schien das Schicksal ihn wieder aufrichten zu wollen, durch ein Vorbild dereinst zu hoffender Verherrlichung, das jedoch dahin zu deuten seiner Bescheidenheit nicht beigehen konnte, wenn wir Andern es auch gern dahin auslegen mögen — indem es ihm die Feier sowohl seines Jubiläums als seines verehrten Fürsten erleben und ihn mit ganz besondern Ehren und Belohnungen überhäuft werden ließ. Doch der Mensch hat gleichmäßig von Glück wie von Noth sich zu erholen, und so griffen ihn diese unerwarteten Dank- und Freudensbezeigungen geistig fast noch mehr als körperlich an, da er sich ihnen nicht gleichzustellen wußte. [Z. Nr. 478; it. 560.]

Auch sollte diesem letzten Glück bald genug ein letzter Tag mit dreimaligen Trauerpulsen eingeläutet folgen. Es war zuerst das Hinscheiden des noch eben erst auf dem Lebensgipfel gefeierten Großherzogs, seines fürstlichen Freundes, und dessen von ihm unbedingt verehrten bald darauf nachfolgenden Gemahlin, der Großherzogin Louise: zwei von ihm nicht zu denkende Trauerfälle, die noch zu erleben sein höheres Alter ihm nur verbittern konnten, wenn alt werden so viel ist als Andere überleben, oder wie ein Weiser sagt: Leben heiße nur Andre sterben sehen.

Und damit es an einem letzten Schicksalsschluß am Rande der vollgeschriebenen Qualentafel nicht fehlen möge, (*) **mußte ihn auch noch das** Ausbleiben seines in Italien reisenden Sohnes — wie er den Tod desselben mit so wahrem als natürlichem Euphemismus nennt — ängstigen, und an die Pyramide des Cestius erinnern, wo er einst ein unbewachtes Wort ausgesprochen, (**) das nun, wie ein altes Orakel, in entgegengesetztem Sinne in Erfüllung ging.

Nicht Ihn, aber sein anderes Selbst, seinen einzigen Sohn, setzten sie dort bei, und er mußte ein getrenntes verwaistes Daseyn in der Oberwelt fortführen, bis auch seine Stunde gekommen war.

„Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz." (***)

Solchen wiederholten Schlägen des Schicksals, die ihn geistig und körperlich meistens zugleich trafen, konnte nur eine so von Grund aus tüchtige Natur und Constitution so lange widerstehen; aber auch diese wäre früher unterlegen, hätte nicht sein Geist und der Talisman seines Talentes ihn unterstützt.

So wußte er das Uhrwerk seiner Lebenstriebe, auch bei etwas retardirtem Zeiger, in Ordnung zu erhalten, um in solchen Leidensfällen nur noch zu existiren. [Z. Nr. 760.] Der Gedanke der Pflicht hielt ihn aufrecht: der Geist wollte,

(*) Bd. IX, S. 219.
(**) Bd. XXIX, S. 282.
(***) Br. an Gräfin Auguste Nr. XVI, S. 148.

und so mußte der Körper nach. Zuletzt aber war es doch kein Wunder, daß der irdische Theil durch den erneuten Aufwand widerstrebender und wiederherstellender Kräfte sich endlich so erschöpfte, daß er dem letzten physischen Anstoß (einer Erkältung) unterlag, und nur der Geist sich erhob, um seine ursprüngliche ewige Energie in einem andern Element, in einer andern Hülle fortzusetzen.

VI. Character.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Character in dem Strom der Welt."

Oder wie G. anderswo sagt: der Character bethätige sich dadurch, daß er sich in der Tagesbewegung, im Hin- und Wiederwirken bilde. [Z. Nr. 799.] Daher ist das Leben eines Menschen sein Character. [XXIX, 107.] Der Character ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. [VI, 183.]

Goethe war nicht nur ein Talent, er war auch, ohne welches ein Talent selbst Nichts ist, ein Character.

Ein Character ist ohne Selbstliebe, ohne ein Bestehen auf sich, und Durchführen sein Selbst nicht gedenkbar.

„Jedes Wesen, sagt G. [LIV, 100 u. f.], das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eignen Zustande ungetrennt und unverrückt erhalten."

„Dieß ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen: jedes Einzelne habe Character, bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird."

„In diesem Sinne dürften wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Character zuschreiben: denn er giebt auf, was andre Menschen über Alles schätzen, was aber nicht zu sei-

ner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte."

„Doch bedient man sich des Wortes Character gewöhnlich in einem höhern Sinne, wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihre Weise verharrt und sich durch Nichts davon abwendig machen läßt."

„Einen starken Character nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt, und seine Eigenthümlichkeit, selbst mit Gefahr seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht." — Daher ist ein gewisser Eigensinn, eine gewisse Beschränktheit nicht von ihm zu trennen: denn er ist ja selbst eine Begränzung, ein Umriß.

Was kann beschränkter seyn, als die Spitze, und doch ist sie das in ein Individuum zusammengedrängte und gefaßte Allgemeine.

Das krystallisirte Wesen ist das beschränkteste. Der Diamant, ja nur der Bergkrystall ist beschränkt; unbeschränkt oder characterlos ist nur der Brey oder Schlamm, der nach allen Seiten hin fließen kann.

Im Conflict mit Andern wird ein starker Character freilich, um nicht unnöthigerweise das Opfer seiner selbst zu werden, zum Nachgeben und Weichen genöthigt seyn, (*) wie die Feder durch ein Uebergewicht zusammengedrückt zwar sich in sich selbst retirirt, aber dadurch nur größere Schnellkraft gewinnt, wenn der Druck einigermaßen nachläßt. (**) So sehen wir auch G. in seiner fortschreitenden Entwicklung un-

---

(*) „Zu bringen und zu weichen,
Das ist die größte Kunst u. s. w." [XIII, 284.]

(**) „Laß dich biegen, aber nur nicht knacken," hatte er schon zu Klinger gesagt in den 70ger Jahren.

ter den mannigfaltigsten Bedingungen und Einschränkungen sich immer wieder in sich selbst finden, und aus sich selbst die Kraft zum Widerstande und allmähliger Ausdehnung und Erweiterung seiner Sphäre gewinnen.

Die gleich der Luft und Atmosphäre allgemeine Einwirkung des Publikums unmittelbar, oder durch seine Repräsentanten, Recensenten und Kritiker en gros, hielten ihn nicht ab, sich derselben auszusetzen, wie einer Witterung. Denn „gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln und das läßt sie sich nach und nach gefallen.“ [XLIX, 62.]

Und wie er schon von früher Jugend an seinen Körper geübt hatte, den Leben bedrohenden Elementen Trotz zu bieten: so stärkte er auch seine moralische Constitution gegen einseitigen und ungerechten Tadel, gegen boshafte und verläumderische Nachrede, wie nicht minder gegen Lob und Beifall, indem er leicht die Quelle erkannte, aus der sie herkamen, und wahre Theilnahme von geheuchelter sehr wohl zu unterscheiden wußte.

Dagegen war er nicht gleichgültig oder unempfindlich gegen Beifall und Zustimmung seiner Freunde oder derer, die er für Freunde halten zu müssen glaubte [I, 7; XXVI, 227]; und wie hätte er das gekonnt, wenn er ein Mensch war, so begabt und so einwirkend, daß er sich fühlen mußte und gern die Bestätigung oder Berichtigung seines Gefühls in Andern wiederfinden mochte. (*) Sollte der Geist nicht

(*) „Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet.“ G's. Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg, Nr. II, = d. 13. Febr. 1775.

eben so gut erfahren wollen, was an ihm ist, als der Leib seine Gestalt und was ihr Gutes oder Schlimmes anhafte, zu betrachten sucht? — „Woher überhaupt ein des Bewußtseyns fähiges Wesen Andern offenbar und bekannt wird, dadurch wird es sich selbst offenbar. Der Künstler wird durch sein Werk Andern als Künstler bekannt, aber er selbst kommt auch nur erst an seinem Werke zum Bewußtseyn, daß er Künstler sey." (*)

Man läßt Gott die Welt schaffen, um Sich selbst an und in ihr anzuschauen, und seinem Ebenbilde sollte es nicht vergönnt seyn, sich selbst in seinen Werken und Wirkungen gewahr werden zu wollen?

Daher konnte G. sagen: er habe an seinen Werken gelernt, insofern er durch die Urtheile Anderer darüber sowohl mit sich selbst als mit ihnen näher bekannt wurde, d. h. mit dem, was er habe und was sie wollten.

So ward er auch an den Dingen neue Eigenschaften und an sich neue Fähigkeiten gewahr. [XLIX, 54.]

Auch Tadel vertrug er: denn „man könne ihm viel Wahres sagen" gesteht Schiller; (**) ein Zeugniß, das um so mehr gilt, als man es nicht von Letzterem sagen konnte.

So äußerte er nur sich selbst und ließ aus sich heraustreten, was in seinem Gemüth, in seinem Geist sich regte und ans Licht drängte.

Confessionen nennt er seine Productionen, im guten und schlimmen Sinne, um zuerst sich und dann auch Andere in gleichem Falle zu befreien. [I, 7; it. XXVI, 227.]

(*) L. Feuerbach über Philosophie und Christenthum rc. Mannheim 1839 S. 35.

(**) Briefe an Humboldt, Nr. XIV.

Und dieser emancipirte Mensch ist es auch, was an Goethen uns Allen imponirt, sowohl die ihn hassen, als die ihn lieben. Jene gönnen ihm nicht, was sie selbst zu seyn nicht vermögen, diese aber freuen sich, Vorbild, Auctorität und Bestätigung für ein gleiches Bestreben an ihm zu finden.

Er dichtete und schrieb, was und wie es ihm ums Herz war, und trieb, was ihm eben beliebte und ihn anmuthete, ohne sich darum zu bekümmern, was man gerade von ihm verlangen oder erwarten möchte; genug daß er seinem Innern folgte, es aussprach und seiner nächsten Umgebung, seinen Freunden — denn immer nur von diesen ist sein Lebenlang die Rede — Freude zu machen suchte und hoffte. An ein sogenanntes Publikum, zumal an das große unsichtbare, das damals noch nicht so wie jetzt zu spüren war, zu denken, — fiel ihm in der ersten Zeit nicht ein, und er wurde nur wider sein Wollen und Wünschen in die Oeffentlichkeit hineingerissen. [XXVI, 236 f.]

Aber auch, nachdem er bereits ein citirter Autor war, gab er dem Verlangen der Menge niemals nach, und ihre getäuschten Erwartungen (*) änderten Nichts in seinen Vorsätzen, noch bestimmten sie ihn etwa zu Schadloshaltungen, die gegen seine Natur oder seine Maximen gewesen wären. „Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals etwas bringt, was man erwartet, sondern was er selbst auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält." [XLIX, 42.]

(*) Vergl. XXVII, 255; XXVIII, 19, 20; XXX, 31, 199.

„Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt;"

sagt er bei Gelegenheit des von allen Seiten mißverstandenen und getadelten Groß-Cophta, ohne darüber verwundert noch ungehalten zu seyn. Denn „wie ihn Nichts mehr freute, als wenn je sein Werk den Freunden gefiel," so „ließ er's manchmal auch geschehn, daß es einem bessern nach mußt' stehn." Eine ähnliche Antwort gab Schiller den Tadlern seiner Jungfrau. „Zu der Zeit, da ich sie schrieb, war mir diese Idee Etwas." — G. nannte es gegen mich die lächerlichste Prätension, Allen gefallen zu wollen; wie er denn auch recht gut und von selbst wußte, was er könne und nicht-könne.

„Gar nichts Neues sagt ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es besser als ihr." [IV, 340.]

Sein Character ist durchaus wahr, rein und sich selbst gleich, so in Schrift und That, in Dichtung wie im Leben immer derselbe. [III, 273; V, 161; IV, 394.] Er ist wahrhaft in allen seinen Empfindungen und Gefühlen; sie sind rein, natürlich und darum menschlich.

Und so schätzt er auch das Menschliche, wo er es findet, wie er es denn auch immer zuerst findet [XLIX, 30] und erkennt, es begegne ihm nun im Leben oder in der Kunst. So ist ihm Lord Byron „ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent." [XLIX, 34.]

„Alle deine Ideale sollen mich nicht hindern wahr zu seyn und gut und böse wie die Natur," schreibt er an La=

vater [S. 74], denn der Mensch gehört der Natur und sie dem Menschen. [L, 193.] Daher ist er aufrichtig: denn die Wahrheit macht frei; und ohne falsche Scham, wie die Natur, daher die Derbheit seiner Ausdrücke und Sprache.

Und wenn in reifern Jahren Erfahrung und Welt ihm die geraden offnen Aeußerungen seiner Gesinnung nicht erlauben oder sie bedingen wollen, „da ihm ein Gott die arme Kunst versagte, sich künstlich zu betragen" [II, 149]: so schweigt er lieber — „was er nicht loben kann, davon spricht er nicht" [IV, 318] — als daß er durch Anbequemen sich und der Wahrheit etwas vergeben sollte. Nichts hält grimmiger zurück, als falsch gewesen zu seyn [V, 77]; auch folgt ihm ewige Pein [V, 34]; und Lügen sind uns und Andern ein Gift. [III, 274.]

Unbedingte Wahrheitsliebe gegen sich und Andre zu behaupten, trachtete er sein ganzes Leben [Z. Nr. 535]; für Alles mag er zu alt seyn, nur nicht für's Wahre. [XXVII, 253.] Und wie die Wahrheit es ist, aus deren Hand er den Schleier der Dichtung in seiner Jugend empfing [I, 7], so ist sie es noch, die im Alter ihn grüßt [III, 181], und aus deren Hause er nicht wieder herausginge [III, 273]; denn nur in der Wahrheit ist ihm die Weisheit [XLIX, 42] und, wie wir bald sehen werden, in der Weisheit Tugend und Seligkeit.

So sein ganzes Leben sich selbst treu, ist er auch treu den Andern [IV, 336] und Fürst und Land, denen er sich gewidmet, empfinden die Vortheile dieser Beständigkeit und Ausdauer unter allen Umständen. [V, 84, 86; XXX, 165.]

Wie im Leben und Handeln, so auch in seinen Dichtungen. Durchaus wahr, nur immer die Wirklichkeit, nicht

im gemeinen Sinne, sondern den Geist der Gegenstände [XLIX, 33] ins Auge fassend, ist seine Darstellung ein treues Spiegelbild des Realen, dieses aber verschönernd — durch den Gehalt, den er ihm aus seinem Innern giebt — denn Natur und Gemüth antworten einander — wie der Spiegel wirklich das vorgehaltene Gemälde, doch mit einem eigenen Reiz und Zauber, zurückstrahlt. So verwandelt er die Wirklichkeit in Poesie, während Andre die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, oder wie sie es nennen, poetisch leben wollen. [XXVI, 227.]

Diese Wahrheit erstreckt sich bis auf das kleinste Detail, und der Ausdruck, die Worte, die Reime sogar sind immer die natürlichsten, nächsten, treffendsten. Er hat niemals eine bloße Phrase, hergebrachte Formeln und Wendungen, sie müßten denn zur Sache gehören; und sollte er auch hier und da nicht genug sagende, allzu mildernde Ausdrücke brauchen und glimpflicher von einer Sache reden, als es Andern recht dünken mag: so liegt diese Litotes theils in der liebevollen wohlwollenden Gesinnung überhaupt, die Niemandem absichtlich wehe thun mag noch kann, theils in der anständigen Haltung, die er als öffentlicher Character zu beobachten hat. Diese setzt er in seiner Prosa niemals aus den Augen, während er in Versen, und zumal in den humoristisch-satyrischen Gedichten, wo die Poesie oder der Poet die Menschen auf das gleiche Natur-Niveau stellt, sich erlaubt, von der Parrhesie und Euthyrrhemosyne — dem Geradeheraussagen und Benennen der Dinge mit ihrem gemeinen aber wahren Namen — den Gebrauch zu machen, der einmal den Dichtern alter und neuer Zeit eingeräumt wird. Ohne den eigentlichen objectiven Ausdruck würde Nichts ge-

sagt seyn und das nur scheinbar Gesagte ohne Wirkung bleiben.

Auch sind dergleichen Worte nicht für jedes Auge geschrieben, noch zu jedem Ohr gesprochen, und wer sie nicht sehen und hören kann und darf, der hat es damit eben so zu halten, wie mit den Objecten derselben, denen er im Leben aus dem Wege gehen muß, ohne sie zu bemerken oder gar zu betrachten. [IV, 340.]

Die Prüderie will Männern nicht geziemen: denn selbst Frauen, gebildet aber dabei natürlich, stellen sich solchen Dingen gegenüber nicht so gefährlich an, (*) wie die sittlichen Fanatiker sich dabei gebärden.

Das Lascive, als unsittlich und sich dessen mit heimlichem Behagen bewußt, ist sittengefährlich; das Obscoene, als ungesittet, ist nur gegen den Anstand, aber nicht gegen die Natur.

„Den kindlichen Character, sagt Schiller, (**) den das Genie in seinen Werken abdruckt, zeigt es auch in seinem Privatleben und seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist."

So ist denn es wohl nicht decent, was G. vom Pater Brey [XIII, 66] oder von Posselt in den Briefen an Schiller (***) schreibt; Was aber Thümmel von der Harlemer Wirthin und Wie singt und sagt, möchte zwar sehr decent be-

(*) Vergl. von Binzer's Note zu Goethe's Briefen an Gräfin Auguste zu Stollberg, S. 191.

(**) Band XVIII, S. 234—240.

(***) Nr. 456, S. 181.

corirt und brodirt, doch nur eine unsittliche Verdorbenheit vorstellen.

Goethe hat niemals am Lasciven weder in der Kunst noch im Leben Geschmack gefunden, und daher hörte man ihn diese Saite nie anschlagen.

Zu sittlich, um das Aphrodisische, welches die Natur in uns gelegt hat, von seinem Zwecke zu trennen und es als ein Phantasiespiel zu behandeln; und zu natürlich, um es als Complement der Liebe unerlaubt und verpönt zu finden, war er eben so entfernt von faunischer Lüsternheit, die von Begierde in Begierden sich ergeht, als von sentimentaler, die sich in Velleitäten ohne Genuß tantalisch absehnt.

Die naive Sinnlichkeit der Alten ist ohne Tadel, denn sie ist nicht im Widerstreit mit Natur und einem Gesetz. Was sie will, das glaubt sie wollen zu dürfen, und hat daran kein Arges. Die sentimentale möchte gern mit der Moralität transigiren, und sich nur als Gedankenspiel ausbitten, was ihr als Wirklichkeit verweigert wird. Dabei gewinnt keins von beiden. Der Wille bleibt unrein und die Moralität, die so etwas zugiebt, verdächtig.

In dieser Gesinnung konnte sich Goethe weder mit Heinse's noch auch mit Wieland's Muse, wenn sie diesen Ton anstimmte, befreunden; und vollends Casti's und Verocchio's galante Novellen widerstanden seinem ästhetisch-sittlichen Gefühl, wenn er auch die Kunst der Einkleidung und den geistreichen Vortrag bewunderte. [XXXII, 74.]

Faßt man alles bisher bemerkte zusammen, so sieht man: Goethe's Character war durchaus sittlicher Art.

Auf das Wahre, Rechte, Gute, d. h. auf das Schöne gestellt: denn nur das Wahre kann schön seyn, nie das Fal-

sche; nur das Gute kann schön seyn, nie das Böse; und das Rechte ist eben das Wahre und Gute.

Indem also das Schöne auf allen dreien ruht, ist es ein Sittliches und wirklich sittlich.

Goethe's poetische Tendenz geht überall auf das Schöne und also auf das Sittliche.

Sein eigenes Geständniß, daß er berufen sey:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten" [IV, 46],

zeigt, daß er, die pathologischen Zustände der Menschheit zu seiner Aufgabe machend, aus der Krankheit zur Gesundheit, aus dem Irrthum zur Wahrheit, aus dem Unsittlichen zum Sittlichen und so vom Häßlichen zum Schönen zu führen trachtete; dieses Ziel, dieses einfache Resultat aber als Dichter nichts anders erreichen konnte, denn daß er eben die Mannigfaltigkeit leidenschaftlicher Zustände, d. h. des Irrthums, in thatsächlicher Entwicklung vor Augen legte, aus denen der Mensch sich zu entwirren habe, um zur Uebereinstimmung mit sich, mit der Natur und Gott, und so zu Ruhe und Glück zu gelangen. [XLV, 332.]

Indem der Dichter auf das Sittliche ausgeht, das jedoch in der Welt nie in Abstracto, sondern wie das Licht immer in Concreto erscheint, und wie dieses an einem dunklen undurchsichtigen Körper, so jenes im Conflict mit einem Gegentheil sich offenbart; so kann er es nur in und an pathologischen Zuständen zeigen: was die Gesundheit ist, nur neben der Krankheit, was die Tugend, nur neben der Untugend.

Wer eine Fabel erzählt, stellt der nicht Thorheit und Klugheit, Wahrheit und Irrthum, Tugend und Fehler neben-

einander; und läßt die Schlußfolge daraus ziehn oder zieht sie selber, aber unkünstlerisch, in der sogenannten Moral? Kann auch der bildende Künstler anders verfahren?

Wer Christum und die Ehebrecherin vorstellt, wer „den Gott und die Bajadere,“ stellt der nicht die reinste Tugend mit der Unsittlichkeit zusammen?

Könnte sich denn aber die Reinheit der Gesinnung, die Göttlichkeit der Güte, die Wahrheit der Gerechtigkeit anders offenbaren, als neben dem Gegenstand, dessen Gegentheil sie ist?

Aber nicht allein in seinen Schriften, auch im persönlichen, häuslichen und öffentlichen Leben erscheint G. — wie wär' es anders möglich — als ein vollkommen sittlicher Mensch, da Niemand ein guter Dichter, ein guter Autor seyn kann, ohne zugleich ein guter Mensch zu seyn.

Er liebt die Reinlichkeit an seiner Person, an seiner Umgebung, das ist sittlich. Die äußere Reinheit ist der Spiegel der innern.

Er liebt die Ordnung, das ist auch Reinlichkeit, ist Nettigkeit, Accuratesse, Folgerichtigkeit in Geschäft, Verkehr und Vorhaben.

Er liebt Zucht und Anstand, das ist abermals Reinlichkeit des innern und äußern Daseyns, des Verhaltens gegen sich und Andere, ist Ordnung, ist Fügung unter Gesetz und Sitte, ist Mäßigung, Fassung, Ruhe, Geduld und Friedfertigkeit.

Und so haßt er im Gegentheil alles Unreine, physisches wie moralisches, alle Unordnung im Hause wie im Staate, und was nur unter dem Namen Anarchie sich begreifen läßt, letztere in dem Grade, daß er in einem eminenten Falle

sogar erklärte: „er wolle lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ [XXX, 321.]

Schon hieraus kann man abnehmen, wie er über die revolutionären Bewegungen unserer Zeit denken würde, die er zum Theil nur erlebte: „Das Pariser Erdbeben,“ wie er es nannte, „mit seinen durch Europa verzweigten Erschütterungen, und die einzelnen Paroxysmen in mehreren Städten Deutschlands.“ [Z. 740, S. 31 f.] Zu seinem Glück haben die Götter ihn sie nur ahnden [III, 296], nicht erleben lassen;

„Verwirrtes Wogen unverständiger Menge,
Von allen Träumen ist's der schwerste Traum.“ [IV, 25.]

und so wie sie seinen Freund Schiller vor dem Beginn der schrecklichen Epoche, worin dieser nicht mehr hätte wirken können noch dürfen, von der Erde entrückten, so mochten sie auch Goethen vor dem Eintritt in eine Zeit gleich seinem Epimenides bewahren, die er zwar lange vorausgesehen, in die er aber mit einseitiger Thätigkeit einzugreifen weder durch Character, noch Grundsätze, (*) noch endlich durch sein hohes Alter befähigt gewesen wäre. (**) „Er brauchte sein Talent zur Rechten und Linken, wenn's nicht mehr fromme, werde Gott schon winken.“ [III, 282.] Er fühlte also selbst, ohne daß man es ihm vorzurücken oder jetzt ewig nachzure-

(*) „Die Gestalt dieser Welt vergeht — sagte er schon 56 Jahre früher — und ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind und so nach der Lehre des *** meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“ [XXIX, 65.]

(**) „In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn es um und ankömmt, hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist bei Seite bringen zu können.“ [G. an Lavater, S. 126.]

den brauchte, daß er für diese Zeit der Irren und der Wirren nicht gemacht war.

„Sie möchten gerne frei seyn,
Lange kann das einerlei seyn;
Wo es aber drunter und drüber geht,
Ein Heiliger wird angefleht,
Und wollen die alten uns nicht befreien,
So macht man sich behend einen neuen: (*)
Im Schiffbruch jammert Jedermann,
Daß Keiner mehr als der Andre kann!" [IV, 320.]

Nicht nur jammert, er verlangt sogar, daß der Andre mehr können solle als er: denn das ist es doch, wenn man prätendirt, G. sollte für die Befreiung Deutschlands etwas thun oder gethan haben, wenn die Mächtigen und Mächtigsten, deren Sache es war, es nicht thun konnten. Nihil contra Deum nisi Deus ipse. Gott selbst mußte so gegen Sich balanciren, und wie er niedergeschlagen hatte, auch wieder aufrichten. —

Solche nur ganz gemeinfromme Betrachtungen sollten schon hinreichen, um so wüsten Radotagen über G's. Mangel an Patriotismus, an Nationalsinn und dergleichen niederzuschlagen. Es gab keinen Deutschern der Gesinnung nach als ihn: denn wäre er als Poet nicht ein Deutscher gewesen, was hättet ihr denn Euch seiner Poesien zu rühmen, wie Ihr doch thut? Aber ein Mann der Betrachtung, der Contemplation, ist nicht zugleich ein Mann der That,

---

(*) „Jo fo un Santo e vengo!"
ruft vielleicht schon einer der politischen Maler, und canonisirt dazu Börne: „Börne stand für eine Welt."

S. Telegraph für Deutschland, 1838 August.

und dieser nicht auch der des besondern Talents. Also bescheidet Euch und nehmt einen Jeden für was er sich giebt.

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen ɩc." [IV, 46.]
„Hat' er euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen solltet?
Schalt er euch nach euren Thaten,
Wenn ihr Frieden schließen wolltet?" [V, 105.]

Auch hat es an einem Manne der That nicht gefehlt. Aber er ward ein Stein des Anstoßes und die Bauleute haben ihn verworfen.

Aber auch in dem gewöhnlichen Sinne des Worts besaß G. Character, d. h. Festigkeit und Beharrlichkeit des Willens in dem, wofür er sich einmal erklärt hatte, mochte es Grundsätze gelten oder Betragen.

Wie er von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abwich, auch nicht ein Haar [Z. Nr. 269, S. 337]; so auch nicht in seiner Gesinnung, in Treue und Dankbarkeit gegen Freunde und Lebensgenossen, und nicht nur solche, die sich um ihn verdient gemacht hatten, auch die, an welche er selbst etwas gewendet, die er in Affection genommen. Er ließ Niemanden, wie man sagt, fallen; und selbst wenn sie seiner Theilnahme, seiner Protection sich nicht immer ganz werth und würdig erzeigten, so behielten sie doch noch immer so viel bei ihm zu gut, daß er gegen ihr Talent oder ihre Geschicklichkeit, und sonst eine Eigenschaft, die sie auszeichnete, gerecht blieb und sie anerkannte.

VII. Gesinnung.

Ein allgemeines Wohlwollen [XLVIII, 140], eine unbefangene Menschenliebe machte die Grundlage seiner Gesinnungen, aus welcher sie wie aus einem fruchtbaren Boden hervorsproßten, und bei angemessener günstiger Witterung auch zu schönen Blüthen und reifer Frucht gediehen.

Jung, schön, wohlhabend, mit allen Gaben des Körpers und des Geistes ausgestattet, hatte er schon in sich den meisten und besten Vorschub einer edlen Natur, um die Menschen mit Wohlwollen anzusehen — wie man, innerlich reich begabt, und nun noch äußerlich dazu, die Welt fröhlicher erblickt und freundlicher ansieht, da sie einem mehr zu gehören scheint — auch wenn sie ihm nicht mit Liebe und Enthusiasmus entgegengekommen wären. Nun zog er sie aber durch Schönheit, Geist, Witz und Lebenslust vielseitig an, und diese günstige Wirkung von ihm nach außen mußte rückwärts in ihm das Gefühl, geliebt zu seyn, zu einer Liebenswürdigkeit — wie Beifall den Künstler zu immer höherer Leistung (*) — steigern; wovon uns die gleichzeitigen brieflichen Nachrichten der Freunde, sogar der Gegner, das voll

(*) Excitat auditor studium, laudataque virtus
Crescit et immensum gloria calcar habet.

Ovid.

gültigste Zeugniß geben. Auch wußte er sie durch unausgesetztes Streben „den Menschen etwas zu Liebe zu thun," — „ihnen die Welt zu gute zu machen," — „sie leben zu lehren," so durch Kunstgebilde wie durch Weisheitssprüche, bis in sein spätestes Alter zu erhalten und zu vermehren: denn obgleich „die Jahre ihm so vieles nahmen," so blieb ihm doch Besonderes genug: Idee und Liebe." [V, 81.] Und nicht etwa blos die Liebe zur Natur, welche sich auch nicht einmal denken läßt, ohne daß sie den Menschen mit einbegriffe, auch ganz eigentlich **die Liebe zu den Menschen.** Denn trotz hypochondrischer Verstimmung durch körperliche Leiden, oder durch Unbilden von eben den „ihn so schmählich verkennenden Menschen" verursacht, ward er, obschon manchmal Einsiedler [II, 290], doch kein Menschenfeind, sondern: „kaum sieht er ein Menschengesicht, so hat er's wieder lieb." [II, 289.]

a. Sensibilität.

Von Goethe's Zartgefühl, seiner leichten Erregbarkeit — nicht unähnlich der durch die geringste Berührung zu erweckenden Electricität — hat **der** keinen Begriff, der ihn nach seiner ruhigen Außenseite beurtheilen wollte.

Ein so fühlsames, empfindseliges Herz hatte wohl Ursache sich zu panzern, und dreifach Erz um seine Brust zu legen, wenn es nicht zu oft der Raub eigner wie fremder Leiden und Schmerzen werden sollte. (*)

(*) „Je vollkommener ein Wesen, um so mehr empfind' es Freud' und Schmerzen," sagt **Dante**:
quanto la cosa è più perfetta Più senta 'l bene, e così la doglienza; dell' **Inferno** Canto VI, 106.

Wie er an dem Feuer seiner Jugend nur die wilde Lebhaftigkeit mäßigte, und ihren auflodernden Enthusiasmus dämpfte, oder vielmehr ihn nur in sich zurückdrängte und an sich hielt, gewitzigt durch die Erfahrung, wohin er führe: so ließ er auch der Empfindsamkeit, die ihm sonst den Ausdruck des Sehnsüchtigen gab, nur die Miene stillen Ernstes und ruhiger Gelassenheit, die dem Unkundigen als Kälte, Untheilnahme und Stolz erschien. Im Innern aber war und blieb er das weiche, gefühlvolle Herz, ohne welches er nicht der Dichter hätte seyn können, der er war.

Wie oft habe ich ihm Thränen in's Auge kommen sehn, bei großen, edlen, rührenden Zügen und Motiven aus der Geschichte, aus der Kunst, aus dem Leben der Menschen, mochte er nun sie selbst erzählen, oder von Andern vortragen hören.

„Das Schöne, das Wahre (und folglich auch das Gute) sey es, was ihn oft bis zu Thränen rühre," sagt Schiller von ihm [Nr. 178, S. 79], und so führe ich nur ein Beispiel an: Als wir in den letzten Jahren auf häusliche Dinge zu reden kamen, namentlich auf elterliche Gefühle, bemerkte er mit Thränen der Rührung: „ein Franzose habe gesagt: das Zarteste, was die Natur erschaffen habe, sey ein — Vaterherz." Wie sehr er dieses aus seinem eigenen mitempfunden, zeigt nicht nur die ganze Characteristik seines Herzogs in der Eugenie, sondern schon der eine Vers in seiner Pandora, wo er die um Hülfe rufende Epimeleia sagen läßt:

„O Vater du! Ist doch ein Vater stets ein Gott!"

Wer denkt nicht dabei an den Vater des verlornen Sohnes, und wieder von dem hinauf an sein Vorbild?

Und so hat er väterlich es an Mitgefühl, Trost, Rath, Hülfe niemals fehlen lassen bei dem, der dessen bedürftig und werth war. [Z. Nr. 117, S. 266 f.] Ich selbst bin dankbarer Zeuge, wie er aus Verwickelungen, in welche uns Leidenschaft, Leichtsinn und Weltunkunde hinreißen, ohne Vorwürfe, Tadel und Umstände auf das leiseste herauszuhelfen, und für die Folge zu witzigen wußte.

Heinrich Voß, der Sohn, obgleich er manches Unrichtige und Einseitige von G. schreibt, ist doch darin der Wahrheit treu, wenn er aussagt: „G. wisse sich in alle Lagen eines Menschen zu versetzen, an allen Gemüthszuständen Theil zu nehmen, einen Jeden über sich aufzuklären und in allen guten und löblichen Vorsätzen zu bestärken. Wenn er Schillern als einen Menschen liebe, so müsse er Goethen als einen Vater verehren."

Dieses Zartgefühl offenbarte sich unter anderm in der Theilnahme an den Mißgeschicken, Leiden und Trauerfällen seiner Freunde. Mitleid, Zuspruch, Trost und Hülfe waren jederzeit rege für sie, von der ersten Jugend an, bis in sein spätestes Alter. Er bewies dieses nicht nur gegen Klinger, Jung-Stilling, Lenz und Andere, wie die Briefe an und von Merck bezeugen; auch gegen seine spätern Freunde, wie gleichfalls die Briefe an sie davon Zeugniß ablegen.

So schreibt er unter andern an Merck [Nr. 134]: „Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man nur sagen kann und mag, wie Weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue

mir deine Zustände und glaube, daß du mir mit deinen Klagen nicht lästig bist."

„Wenn der schwer Gedrückte klagt,
Hülfe, Hoffnung sey versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort." [V, 118.]

Eben so theilnehmend besorgt zeigt er sich gegen Schiller bei dessen eigenen Krankheitsanfällen, wie bei denen seiner Familie.

Ganz besonders gefühlvoll aber benimmt er sich gegen Zelter: zuerst bei dem Verlust dessen Gattin; sodann auf die Nachricht von der Entleibung dessen Stiefsohns. Dießmal aus eigener Erfahrung eines taedium vitae [XXVI, 211], an dem Vorfall gründlich theilnehmend, steht er seinem Freunde sogleich bei, nicht mit leeren Worten, sondern mit einem thätigen Ersatz dargebotener und auf der Stelle ausgeübter Bruderliebe; und indem er das Verlorne aufzugeben lehrt, deutet er auf das, was noch zu erhalten und zu leisten übrig bleibe.

Gleiches Mitgefühl, gleiche Rührung, aber auch gleiches Hinweisen auf jenes erprobte Heilmittel, „daß wir bei dem größten Verlust uns sogleich umherschauen müssen, was zu erhalten und zu leisten übrig bleibe — und wie er selbst in solchen Fällen mit neuer Hast seine Thätigkeit erprobt, sich dadurch zerstreut und allem Tröstlichen Eingang gewonnen habe;" noch verstärkt durch die Betrachtung, „daß wir Freunden und Fremden die größte Wohlthat erzeigen, wenn wir ihnen im Beispiel darthun, was der Mensch alles ertragen kann:" — alles dieses zeigt sich in bereits veröffentlichten Briefen und wird sich in künftig

bekanntwerdenden offenbaren, um eine so böswillige, rein aus der Luft gegriffene Behauptung, wie die: „daß Goethen die Menschen nie etwas gegolten," ausgesprochen von einem vermeinten Freund-Nachbar, und von einem ebenso perfiden Freunde beider in die Welt hinausgerufen, in ihr wahres Licht zu setzen.

„Es kann wohl seyn — sagt G. [XLIX, 82] — daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zu Zeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reifen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren Nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern. [XLIX, 82.]

Eine Maxime, die er auch den Höheren anräth:

„Und so haltet's auch, ihr Hohen,
Gegen Gott, wie der Geringe:
Thut und leidet wie sich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge." [V, 84.]

So durchdrang auch mit jedem Athemzuge ein ätherischer Lethestrom sein ganzes Wesen, daß er sich der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnerte. Diese hohe Gottesgabe habe er von jeher zu schätzen und zu steigern gewußt. [Z. Nr. 711.] Wie er überhaupt Gutes und Schlimmes als natürlichen Wechsel mit heidnischer Gelassenheit hinnahm, oder über sich ergehen ließ, gleich dem Tag und der Nacht; wie er an hundert Stellen die Lehre giebt, keins von beiden zu hoch zu nehmen, und sich das Leben nicht zur Pein zu machen, sondern mit dem Tode zufrieden zu seyn [II, 250; XLVII, 146]: so fand er in rastloser Thätigkeit [Z. Nr. 530, 760], in schneller Anwendung seines heilkräftigen Talents

[Z. Nr. 238; 760; 783] Etwas, das ihm durch alle Zustände über Schmerz und Verlust [Z. Nr. 760] hindurch half, und wofür er Gott nicht genug danken konnte.

Er selbst war und erschien daher als der beste Trost, wenn man ihn nur ansah und bedachte, aus was für Betrübnissen er sich gerettet, worüber alles er sich zufrieden gegeben und fortwährend zu geben hatte und gab: denn auf Entsagung war er früh schon gefaßt und lernte sie täglich mehr ein. [XLVIII, 9, 10.] Daher sein parador scheinendes: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben" [II, 250], d. h. verzichten, entbehren muß einer können und zufrieden seyn, wenn er leben will: denn darin liegt „der Spaß des Lebens, daß man lustig sey, wo nicht — vergnügt!" [III, 256.]

Und ist es nicht besser, resolut ein für allemal im Ganzen zu resigniren, als diesen Act alle Tage partienweise wiederholen zu müssen? [XLVIII, 10.] Ueberhaupt, soll man denn für die Schmerzen und Leiden der Seele etwa weniger Heilmittel suchen, als für die des Körpers? und statt sie von der Zeit zu erhoffen, wie man doch thut, sie nicht lieber durch die Vernunft vorausnehmen, um das übrige Leben in gelassener Thätigkeit zu verbringen?

Diese Fassung und Gefaßtheit, diese Ruhe bei Verlust und Schmerzen hat man G. sehr übel genommen, und ich habe ihn aus vornehmem wie gemeinem Munde darüber tadeln gehört. Als wüßte man, was in seiner Seele vorgegangen [Z. Nr. 604], als empfände nicht der äußerlich geduldig Leidende nur um so größern Schmerz nach innen

[Z. Nr. 751] (*) als hätte nicht „die Natur den höchsten Schmerz nur kurze Zeit, die Trauer aber immer zu dauern bestimmt!" Und hat sie nicht zuletzt, gegen den unterdrückten Schmerz, durch andre Krisen ihr Recht behauptet, indem sie jene Explosion in seiner Brust herbeiführte, die sein Leben rettungslos bedrohte, und so die Bemerkung, die er bereits vor 25 Jahren an Schiller [Nr. 121] schrieb, vollkommen bewahrheitet? So hätte er denn wohl auch hier wieder draufgehen sollen, wie er — Gott sey Dank! — beim Werther, „dem verrückten" [IV, 311], es nicht gethan, sondern die von Lessing und Andern so sehr vermißte Moral: daß man sich nicht um's Leben bringen solle, nachträglich durch sein Ueberleben gegeben hat. Hin und wieder liest man sogar spöttische Bemerkungen über „seine beliebte Manier, wie man's nennt, des Abthuns eines Schmerzes."(**)

Als wäre es nicht nur philosophischer sondern auch christlicher: ein irdisches Leid über sich ergehen zu lassen, es durch Thätigkeit, erhöhte wo möglich, aus dem Sinne zu schlagen, als es zu einer Fundgrube ewiger Repetitionen zu machen und so sich selbst auszuhöhlen?

Ueber alles das hinaus zu kommen sind wir hier, nicht um darin stecken zu bleiben oder darin unterzugehen. „Nimm

(*) „Curae leves loquuntur, ingentes stupent." Seneca.

(**) Charlotte Stieglitz widerspricht dieser ihrer Bemerkung, womit sie auf G's. W. Bd. XXVI, 227 anspielt — dadurch, daß sie anderswo sagt: „Nur aus dem Grabe des Abgethanhabens gewinnst du dich und die Welt als harmonisches Ganze wieder."

Ist denn dieses etwas Anderes als Goethens:

„Stirb und werde!
Denn so lang du das nicht hast,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde." [V, 26.]

dich was du kannst zusammen, schreibt er an Merck, separire durch den Verstand die physischen, moralischen, öconomischen Uebel so gut es gehen will, und suche Heilung, Mittel und Hülfe in dir selbst und deinen Freunden." [Briefe an Merck Nr. 134.]

Denken doch so nicht allein die großen Heiden, (*) auch gute Christen sagen:

„Der Mensch hat nie sich selber umgestürzt, ganz unermüdlich baut er fort an sich! Nichts Vergangenes ist zu bedauern, nichts Altes ist mehr wichtig noch auszubessern." u. s. w. (**)

Hat nicht ein Jeder im Leben Momente gehabt, über die er nicht hätte hinauskommen sollen, und ist es doch [XXVI, 227]! zum deutlichsten Beweise, daß Etwas im Menschen seyn müsse, das alle irdischen Begegnisse überschwebt, und also überschweben kann, wenn er sich nicht selbst aufgiebt. (***)

Und dieses Etwas — das auch die großen Heiden lange vor Christus erkannten — und gleichzeitige mit ihm und seinen Aposteln lehrten — spricht G. so schön aus in dem Briefe

---

(*) Nos id videamus quod in nobis ipsis esse debet, ut quicquid acciderit, fortiter et sapienter feramus; Cicero ad Atticum XIV, 13.

Ad unicum doloris levamentum studia confugi, quae praestant ut adversa magis intelligam, sed patientius feram; Plinii Ep. VIII, 19.

Ars est hominibus portus infortunii. Gnom.

Und liegt es nicht schon in dem bekannten Zuspruch des Ulysses:
τέτλαθι δή, κραδίη, καὶ κύντερον ἄλλο πότ' ἔτλης: Hom. Od XX, 18.

(**) Leopold Schefer in der Urania 1839 S. 230.

(***) Vergl. Wieland Br. an Merck Nr. 192 S. 402.

an Zelter [Nr. 751, S. 71] mit dem Namen Pflicht. Gegen wen es Pflicht ist so zu handeln, sagt er nicht, aber der natürlich Fromme sagt und versteht es mit seinem Socrates, Plato, Seneca und Epictet so gut wie der positiveste Christ.

Darum vermochte Goethe, der so Viele überlebt hatte, seinen Freund Schiller, seine Fürsten, zuletzt noch seinen einzigen Sohn, das energische Wort der Zeit gefaßt und muthig auszurufen:

„Und so über Gräber, vorwärts!“ [Z. Nr. 780, S. 160.]

Zu dieser Fassung hatte G. sich freilich durch sein langes leidenreiches Leben erst hingearbeitet, denn

b. Ruhe.

„der Ruhe heiliges unerschöpftes Gut“ lag ursprünglich nicht in seinem ungeduldig-lebhaften für alles empfänglichen, leidenschaftlichen Wesen; aber das dunkelgefühlte Bedürfniß nach ihr stand wie ein letztes Ziel all dieser Bewegungen in seiner Seele. Er mußte sie erst sich anerwerben oder durch Erfahrung, Vernunft und Studium dahin gelangen. Einiges geschah schon dafür durch die Erziehung, die ihm der Vater gab, der die bei Kindern gewöhnliche Ungeduld zu bändigen, das heißt nur ihren Ausbruch zu hemmen wußte.

Nachdem er sich lange vergebens um ein Bildungsmittel seines wunderlichen, leidenschaftlichen Wesens umgesehen, fand er es in dem Studium der Ethik des Spinoza [XXVI, 290 f.]

Die alles ausgleichende Ruhe dieses Mannes contrastirte mit seinem alles aufregenden Streben. Dessen mathematische Methode war das Widerspiel seiner poetischen Sin-

nes- und Darstellungsweise; und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte ihn zu einem leidenschaftlichen Schüler, zu dessen entschiedensten Verehrer.

Noch war aber alles zu sehr in der ersten Wirkung und Gegenwirkung, als daß sich sogleich die Folgen dieser Selbstbearbeitung in Leben und Schriften hätten gleichförmig und folgerichtig zeigen können. Lebenserfahrungen herber und castigirender Art mußten hinzukommen, ehe die erkannten und eingesehenen Maximen thatkräftig werden und nachhaltig sich erweisen konnten.

Die italiänische, incognito unternommene Alleinreise, die seine gespannteste Aufmerksamkeit sowohl auf die Gegenstände als auf sich selbst verlangte, nöthigte ihm Geduld, Ruhe und Gelassenheit auf, und regulirte sein ganzes geselliges Betragen und Benehmen. Die Betrachtung der Kunstgegenstände, besonders der Antiken, die göttlich-menschliche Ruhe in den Werken der heidnischen Plastik, die fromme heilige in denen der christlichen Malerei, in den Bildern eines Raphael, Guido, Guercino u. A. [XXVII, 160 — 169, coll. XLIV, 7], stimmte seine empfängliche Seele in den gleichen Ton. Hier sah er geleistet vor Augen, wonach er sich früh schon gesehnt hatte; er suchte die göttliche Ruhe in sich herzustellen, und so ging sie aus seinem Herzen in die Schöpfungen seines Geistes über.

Wie sehr sie gleichwohl nur in der dichterischen Stimmung den reinen unbewegten Spiegel bildete, in welchen die Welt mit ihren Objecten sich einstrahlte, in dem Treiben und Toben des Lebens aber zu schwanken und ihr Gleichgewicht zu verlieren drohte, und daher der Sicherstellung bedurfte,

zeigte die ihm fast zur Gewohnheit gewordene Ermahnung: „ruhig, ruhig! nur Ruhe!" die er Andern zurief, oft wenn sie **noch** oder **schon** ruhig waren, so daß sie zugleich die lautgewordene innerliche Selbstaufforderung zu gelassenem und besonnenem Verfahren zu seyn schien.

Aus dem Werth, den er auf die Ruhe des Geistes und Gemüths legte, aus der Anpreisung derselben, als dem Höchsten wonach der Mensch streben könne und müsse, erhellet, daß ihr Besitz kein ihm angeborner, sondern schwer erworbener und darum zu schonender war.

Es mußte auch ruhig um ihn her seyn, sollte er beobachten, bedenken, entscheiden, einen Entschluß fassen, eine Auskunft treffen. Er suchte darum allein zu seyn, entließ entweder die Umstehenden oder entfernte sich selbst auf kurze Zeit.

So, hier, in der Einsamkeit, stellte sein Gemüth, sein Geist sich augenblicklich oder nach geringer Frist wieder her, wenn er durch etwas Unerwartetes betroffen nicht sogleich im Stande war, das Gehörige zu entgegnen.

Man hat ihm dergleichen Retiraden übel genommen, und sie für Furchtsamkeit, wenn nicht gar für Feigheit ausgelegt. Als wenn es ein Vergnügen seyn könnte, sich dem lauernden Auge böswilliger Schadenfroher blos zu stellen, die ihn mehr als Andere umgaben und denen Nichts erwünschter ist als einen großen Mann, den sie doch sonst nicht umhin können hochzuachten, auf einer Verlegenheit, einem Mangel, einer Schwäche zu betreffen, die sie für jenen unfreiwilligen Respect entschädigen soll.

„Es hat aber Niemand Geistesgegenwart als in dem, was er versteht," von Grund aus versteht; und wer kann

sagen, daß er Alles so verstehe, um nie und nirgends in Verlegenheit zu gerathen?

Ihn konnte es allerdings, wonicht aus der Fassung, doch aus dem Humor bringen, wenn die Umgebung ihn nicht anmuthete. Denn wie ihn schon in seiner Jugend, beim gemüthlichen Vortrag seiner Gedichte, die Gegenwart gewisser Personen hinderte und er mitten im Recitiren irre ward und sich nicht wieder zurecht finden konnte: so erging es ihm noch in spätern Jahren, daß er in der Mitte heiterer Gesellschaft, eben im Begriff sich gemüthlich zu ergehen, durch die Anwesenheit gewisser impassibeler oder impassibel scheinender Personen, die den Verdacht heimlichen Aufpassens durch ihr schweigsames Benehmen rechtfertigten, (*) aus dem Concept wie man zu sagen pflegt gebracht wurde, und das, was humoristisch und geistreich herausgekommen wäre, nur ernst, trocken und einsylbig ablief. Wenn ein solches, manchmal vielleicht unabsichtliches, Beobachten ihn schon verstimmte, so mußte ein absichtliches, wenn man sich dessen hinterher berühmte, ihn heimlich erbittern.

„Es ist Höflichkeit und Vornehmen eigen, Jemanden mettre à son aise, und ich weiß es, daß mich Jemand auf meinen Chapitre bringt; aber Todfeindschaft kann daraus entstehen, wenn man es thut und sich gegen mich berühmt, daß man mich auf meine Schnurre gebracht habe, sobald

(*) Eine solche Figur war z. B. Franz Passow. In den heitern, geistreichen, durch Künstler und Fremde mannigfach belebten Theecirkeln der um Weimar so verdienten Hofräthin Schopenhauer konnte dieser ganze Abende auf seinen Sitz gebannt zubringen, ohne ein Wort zur Unterhaltung beizutragen. G., der seine Kenntnisse schätzte und seinen Abgang von Weimar bedauerte, hoffte nur, daß er mit der Zeit communicabler geworden seyn würde.

ich mit Gutmüthigkeit mich geäußert und gehen gelassen; weil es eine falsche Superiorität des Andern und eine Gemüthlosigkeit desselben verräth."

Aus dieser gegen mich geäußerten Bemerkung wird sich manches in seinem Benehmen gegen Besucher, einheimische wie fremde, erklären lassen, wenn man es kalt, schroff, zugeknöpft und wie sonst noch schelten und verschreien mag.

Er war der communicabelste aller Menschen, und wie Schiller ihm ins Gesicht sagt: „recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und geplündert zu werden, wie Ihm schon mehrmal wiederfahren sey, und noch mehr wiederfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil besser verständen." [Schill. Nr. 846.]

Mit bereitem Wohlmeinen, mit immer freundlicher Theilnahme kam er gleich im Leben, beim ersten Bekanntwerden, im Gespräch, in der Gesellschaft einem Jeden entgegen und erleichterte Rede und Anbringen, wenn zumal deren Empfehlung schon in Miene und Gebärde lag.

Lauernder Blick, unverhehltes Aufpassen, karglautes oder apodiktisches Erwiedern konnten sich freilich keiner großen Offenheit von seiner Seite getrösten; und wie es kerngesunde Naturen giebt, die gleichsam mit ärztlichem Blick den pathologischen Zustand, die örtlichen Uebel und Leiden eines Andern aus der normalen Beschaffenheit ihres eigenen Wesens herausahnden: so hatte er, mit seinem physiognomischen Auge, sogleich den moralischen Schaden weg, woran der Unterredner leiden mußte, so daß er sich nicht weiter mit ihm befreunden konnte. An dergleichen anrüchigen Figuren, die bei dem Ueberlaufen, dem er eine gewisse Zeit hindurch von Fremden aller Art ausgesetzt war, nicht fehlen konnten,

erlebte er freilich keine Freude. Denn mit Aushorchen, mit Ausforschen, mit auf den Zahn fühlen war es nicht gethan. [Z. Nr. 826.]. Man mußte auch etwas bringen, wenn man etwas mitnehmen wollte. Daher die Klage über den Anlauf von Fremden, die Nichts bringen und Nichts holen. [Z. Nr. 675.]

„Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut Niemand was zu lieb:
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gieb.“ [II, 308.]

Und dennoch mußte er noch im hohen Alter dergleichen Besucher empfangen, und er that es nicht ganz unzufrieden, insofern sie ihm das Reisen ersetzten, und ihm die entfernte Welt, die er nicht mehr in Augenschein nehmen konnte, wenigstens Stückweis in die Nähe und vor Augen brachten. Oefters an einem Tage, in einer Woche wenigstens gewiß, sah er zu manchen Zeiten Personen aus allen Weltgegenden, und mehr die Belehrung, die er selber ihnen zu entnehmen wußte [Z. Nr. 675, S. 281], als die sie ihm geben konnten, ließ ihn auch in diesem Falle das Schlimme über dem Guten, den Nachtheil durch Zeitverlust, über dem Vortheil neuer Belehrung und Anregung, vergessen.

c. Uneigennützigkeit.

„Uneigennützig zu seyn in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung.“ [XXVI, 291.]

Wäre G. ein solcher Egoist gewesen, wie er von Leuten verschrieen wird, die selbst die gröbsten Egoisten sind: so hätte er alles was nun folgt nicht gethan.

Er hätte nicht, gegen die Warnung seines Vaters, sich in die Abhängigkeit eines Hofes begeben [XXVI, 322 ff.]; er hätte nicht den Vatinianischen bis zur stillen Wuth gehenden Haß so vieler Weimaraner in den ersten Jahren ausgehalten [Wielands Br. an Merck Nr. 30]; sondern er hätte seine Reise nach Italien unternommen, zehn Jahre früher, zu größerer Ausbeute für seine poetische und künstlerische Ausbildung und Thätigkeit [Schill. Nr. 4 S. 15].

Er hätte es nicht so lange anstehen lassen, für die Herstellung seiner durch mannigfaltige körperliche wie geistige Anstrengungen, wie durch den ungünstigen Einfluß des rauhen thüringischen Klima's angegriffenen Gesundheit, leiblichen wie geistigen, einen wärmeren Himmelsstrich, ein lebens- und genußvolleres Land aufzusuchen, und nicht indessen den Kriegscommissarius und Kammerpräsidenten bongré malgré gemacht und dabei noch, außer Fest- und Lustspielen für den Hof, auch eine Iphigenie geschrieben, der es wohl Niemand ansieht, daß sie in Amthäusern, im Angesicht von Recruten und Militärpflichtigen zuerst das Licht der Welt erblickt. Und dieß alles ohne im geringsten zu klagen oder nur zu murren, im Gegentheil mit Anerkennung des Guten, das seine Lage dennoch gewährte. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele. Wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist Nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“ [G's. Tagebuch v. 1779 d. 13. Januar.]

Er wäre nicht, nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande der Kunst, wieder in die alte Abhängigkeit getreten, die ihn in noch schlimmere Zerstreuungen als die früheren,

selbst in Lebensgefahren hinriß; ja er hätte die in Italien gewonnene Kunst- und Menschenkenntniß zu Productionen aller Art angewendet. Er hätte nicht bei der Direction des Theaters den lästigen und undankbaren Theil derselben allein übernommen [Schill. Nr. 388, coll. 788], und Schillern den productiven Antheil, den rühmlichern und lucrativern, überlassen, ihn nicht bei seinen Productionen mit Ermunterung, mit Rath, mit Stoff, mit Entgegenkommen aller Art so neidlos — man muß es immer wiederholen — so neidlos gefördert.

Er hätte in spätern Jahren nicht das subalterne Geschäft der Bibliotheks-Einrichtungen und der übrigen Museen und Anstalten in Jena übernommen, sondern die verdiente Muße zu Ausführung neuer und Vollendung früherer Arbeiten und Vorsätze benutzt, während er nur die Zwischenstunden dazu anwenden konnte, geradeso wie früher beim Schloß- und Theaterbau, ohne darüber Klage zu führen, blos mit der Bemerkung: „es ist sehr sonderbar, daß meine Lage, die im Allgemeinen genommen, nicht günstiger seyn könnte, mit meiner Natur sehr im Widerstreite steht." [Schill. Nr. 568.] „Verhältnisse nach außen machen unsere Existenz und rauben sie zugleich, und doch muß man sehen, wie man durchkömmt: denn sich, wie Wieland gethan hat, gänzlich zu isoliren, ist auch nicht rathsam." [Schill. Nr. 593.]

Er hätte den ehrenvollen Posten in seiner Vaterstadt, den man ihm antrug [XXX, 163], ja schon den bloßen Aufenthalt in einer größern Stadt, sowohl des reichern Lebens, des größern Comforts wegen, als der vielfachen Moyens halber, die sie seinem Dichtungsvermögen wie seinem wissen-

schaftlichen Bestreben darbieten konnte, vorgezogen, und nicht wie ein Eremit oder Mönch in seiner Klosterzelle gelebt, wo er außer wenigen Einheimischen nur selten interessante und lehrreiche Fremde zu sehen bekam; er hätte Kunst- und Lebensbedürfniß, woran man in einer kleinen Stadt beständig laborirt [Z. Nr. 58; it. Nr. 555], mit Leichtigkeit befriedigt.

Kurz, was hätte der Egoist nicht alles gekonnt, ja gesollt, um hierin andern Vorbildern nach und gleich zu kommen oder sie gar zu übertreffen, wenn er nicht ein Herz voll Liebe,(*) Freundschaft, treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit (**) gegen Fürst, Land und Lebensgenossen gehabt hätte [XXX, 165]; wenn er sich nicht selbst zu überwinden, zu beherrschen, zu resigniren und — ohne Maulchrist zu seyn, mit human-religiöser Gesinnung in Gott und Natur zu acquiesciren verstanden hätte [V, 75, coll. 84 u. 86].

„Du sehnst dich weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Dir selbst sey treu und treu den Andern,
Dann ist die Enge weit genug." [IV, 336.]

(*) „Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?" [XVII, 261.]

(**) „Meine Dankbarkeit war ohne Gränzen, sowie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen, Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neuerworbener höchst gebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten, was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte." [XXX, 165.]

Ebenso schreibt er an seine Mutter:

„Des Herzogs Durchl. haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin schon soviel schuldig geworden, daß es der größte Undank seyn würde, einen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treue Diener am meisten bedarf." [d. 24. Decbr. 1792.]

Um mannigfache Erkenntniß und vielseitige Bildung war es ihm zu thun: „alle Fasern seiner Existenz sollten durchgebeitzt werden."

— — „Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da soviel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch alle die Schulen gehen läßt, es hat gewiß vor, mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten möchten. Und jetzt noch, ich seh' alles als Vorbereitung an." [Brief an Auguste Nr. 14, S. 129 den 18ten Mai 1776.]

Und so hatte er freilich immer zunächst an sich zu denken, wie der Christ seine Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffend jederzeit sich selbst der Nächste bleibt. Er tadelte daher auch diejenigen Lehrer auf Akademieen und Schulen, die gleich Schauspielern, (*) welche immer ein höheres Engagement suchen, auswärtigem Rufe folgen oder ihn zu erwirken wissen, anstatt für die Aufnahme und Erbauung ihres Wohnortes etwas zu thun. [XXIII, 123.] (**) Denn „es war ein Artikel seines Glaubens, daß wir durch Standhaftig-

(*) — „Ich habe große Lust, ein Gespräch im Reich der Todten zwischen dem Canzler einer Academie und einem Schauspieldirector zu verfassen, wo sie denn zuletzt bei der Seelenwanderung die Stellen tauschen." [schreibt er an den Großherzog 1814 nach Wien.]

(**) „Es ist mir nicht angenehm, daß wir Passow verlieren; vielleicht wäre er mit der Zeit communicabler geworden. Das müssen wir uns jetzt wohl gefallen lassen, daß junge Leute nicht mehr an einem Orte ausdauern und etwas zur Auferbauung dieses Ortes liefern. Jeder sieht sich um, wo er von seinem Talent Vortheile ziehen kann, und ich müßte mich sehr irren, wenn ein dauerhafter und gründlicher Nachwuchs zu unserer Zeit erscheinen sollte." [G. an Knebel d. 10. Juli 1810.]

keit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande, ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sey nun hier zeitlich oder dort ewig.“ [an Knebel d. 3. Decbr. 1781.]

Diese unverwüstliche Treue gegen sich und Andere, [IV, 336,] dieses Semper Idem [III, 273], diese stete Rückkehr auf sein „Gottgegebenes Talent“ [III, 146, 282], diesen wahrhaften Talisman und zugleich Panacee gegen alle feindlichen Angriffe des Geschicks und der Menschen — will Unverstand und böser Wille ihm für Egoismus anrechnen! Nun, dann ist jeder, der sich beim Leben und im Leben erhält, der seine Existenz gegen die Unbilden der Natur, wie die der Menschen, herstellt und fortsetzt; dann ist alles, was daist, lebt und leben will, von dem unvermeidlichsten Egoismus erfüllt.

„Sie schelten einander Egoisten!
Will jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn der und der ein Egoist,
So denke daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn,
Mußt selber auf deinen Nutzen sehn!
Dann werdet ihr das Geheimniß besitzen
Euch sämmtlich untereinander zu nützen,
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der Andern schadet, um etwas zu seyn [III, 295]. (*)

Was soll denn nun aber einer thun, um diesem Vorwurf zu entgehen? Aufopfern heißt es, aufopfern soll er sich. Für wen? und wozu? Unerhörte Lumpe müßten die seyn, welche

(*) Also keinen Börne, keinen Menzel, keinen Gutzkow u. s. w., die ihm Verdienst und Ehre abschneidend bei Mit- und Nachwelt schaden.

vom Andern, vom Bessern als sie, verlangen, er sollte für sie sich aufopfern? Sollte G. etwa, wie ein Piaculum, alle Sünden, Fehler, Mängel der Zeit und der Zeitgenossen auf sich ladend, sein Leben, Talent, Wirkung von freien Stücken dahingegeben haben, nicht um einen Gott zu versöhnen — nein, um den schmählichsten, schändlichsten Dämon zu befriedigen, den Neid, den wahren Egoisten [II, 256], den Neidhard, der jeden für seines Gleichen hält? [III, 308.]

Oder sollte G. sein Vermögen, alle sein Hab und Gut verkaufen und den Erlös den Armen geben, um für einen Wohlthäter seiner Nation zu gelten? Der heilige Rochus mochte, aus Mißverstand eines biblischen Ausdrucks, sein Haus und Hof und sämmtliches Vermögen bis auf den letzten Pfennig und zum Schlusse auch noch den leeren Beutel hingeben, den Bettlern, um dann selbst als Bettler das zu sammeln, was er vergeudet hatte, — und dieses doch auch nicht ohne Interesse und Interessen, indem er „seine Seele zu seinem Erben einsetzend" das Himmelreich zu gewinnen trachtete; — in unserer Zeit wäre so etwas nicht einmal sancta, sondern simple Simplicitas. Heut zu Tage weiß man die Kräfte der Armen zu ihrem eigenen Vortheil und Genuß anzuregen, und unterstützt sie, nicht aber, daß man sich arm giebt und jene doch nicht reich macht.

Daß aber aus der wohlwollenden Gesinnung G's. auch praktisches Wohlthun hervorging, wird sich bald im Verlauf zeigen: denn da man die geistigen Wohlthaten, die er zunächst seinem Vaterlande zukommen ließ, nicht hoch genug anschlägt, um ihn für einen Wohlthäter seiner Nation, seiner Zeit gelten zu lassen; so wird darzulegen seyn, daß er

auch die gemeine Wohlthätigkeit, die in Baarem oder wie baar geltendem besteht und freilich den Meisten angenehmer seyn möchte, die sich wohl auch die ästhetischen Genüsse „lieber in Gelde ausbäten" — daß er auch diese auszuüben wußte. Die allgemeine Menschenliebe, das eindringende Mitgefühl mit allen Zuständen und Lagen des Menschen, ja der Menschheit überhaupt, das den Dichter characterisirt, war auch im praktischen Leben das Motiv, das ihn zu Rath, Trost, Hülfe und Verwendung, nach Einsicht und Möglichkeit antrieb, und ihn diejenigen Werke ausüben ließ, die er nicht minder gut als naiver Heide, wie als sentimentaler Christ ausgeübt hätte.

Wohlthätigkeit offenbart sich ja nicht blos und nicht immer in bereiten Gaben, Geschenken und Unterstützungen, sie hat vielmehr und öfter Gelegenheit sich in Theilnahme und Mitgefühl bei Freud' und Leid, in Ermunterung, Ermuthigung, Bekräftigung anderer Verzagter, Kleingläubiger, Erschlaffender zu bethätigen, und bei allen solchen Anlässen hat G. es nie an Trost, Zuspruch, Anweis und Handreichung fehlen lassen. [Z. Nr. 107, S. 266.] Das alles ließe sich schon denken, — jeder Gutmüthige würde es von sich abnehmend voraussetzen — wenn man es auch nicht actenmäßig nachzuweisen wüßte: denn wie wäre einer ein großer Dichter, ohne zugleich ein guter und edler Mensch zu seyn?

Glücklicherweise hat die Zeit — das Weiseste und Gerechteste — auch hier dafür gesorgt, daß nicht alle Belege untergehen möchten, und in den bekannt gemachten und künftig noch bekannt zu machenden Briefen seiner Freunde unwiderlegliche Documente aufbehalten von solchen Tugenden, die sein Glaubenssystem: „edel sey der Mensch, hülf-

reich und gut" auf das schönste verwirklicht in's Licht setzen. Doch zuvor noch ein Wort über Dankbarkeit.

d. Dankbarkeit.

Goethe war nicht undankbar, wie man ihm vorwarf; er war dankbar im ganzen Sinne des ausdrucksvollen deutschen Wortes: er war eingedenk: (*)

„Du hast gar vielen nicht gedankt
Die dir so manches Gute gegeben. —
Darüber bin ich nicht erkrankt:
Ihre Gaben mir im Herzen leben." [II, 254.]

Und nicht blos im Herzen lebten sie, er spricht es öffentlich aus, was er diesem und jenem schuldig geworden [XXV, 186], er nennt sie alle mit Namen; und da ein Mann seiner Art mit Niemand umgehen kann, ohne etwas an und von ihm zu lernen, zu erfahren; so zeigt schon die bloße Nomenclatur, daß auch solche ohne weiteres nur Genannte ihm von Interesse und Bedeutung gewesen.

Hätte er, statt der Tag- und Jahres-Hefte [XXXI u. XXXII], eine ausführliche Fortsetzung seiner Biographie geben können, wie er wollte; so würde kein Name ohne nähere Bestimmung dessen, was er dem Inhaber zu verdanken hatte, geblieben seyn.

„Wenige freilich erwarten
Dankesblumen aus stillem Garten." [II, 254.]

(*) Eine Bestimmung, die auch der Römer mit dem Begriffe der Dankbarkeit verbindet, wenn er sagt: Nihil magis praestandum est, quam ut memoria nobis meritorum haereat: quae subinde refricanda est, quia nec referre potest gratiam nisi qui meminit, et qui meminerit jam refert. [Seneca de Benef. II, 24.]

Daher versäumte er auch nicht — wenn es die Gelegenheit gab — sich zuzurufen:

„Thut dir Jemand was zu lieb,
Nur geschwinde, gieb nur gieb: —
Doppelt giebt, wer gleich giebt
Hundertfach, der gleich giebt
Was man wünscht und liebt.' [II, 254.]

Und so wurden solche, die nicht warten konnten, wo möglich bald abgefunden. Einer völligen Nichtberücksichtigung aber wird Goethen Niemand zeihen können. Absichtlicher Undank war es nie; Vergessenheit allerdings; aber diese bei einem Manne in seiner Lage, in seinem Alter, leichter zu entschuldigen als der auch vorkommende Fall, daß man ein Fest giebt und den nicht einladet, dem es gilt. [II, 25.]

Er hält den „Undank für eine Art Schwäche und hat nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen." [XLIX, 63.] Wie er denn auch einen bedeutenden Unterschied macht zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. „Die erste sey dem Menschen angeboren, ja anerschaffen: denn sie entspringe aus einer glücklichen leichtsinnigen Vergessenheit des Erfreulichen wie des Widerwärtigen; wodurch allein die Fortsetzung des Lebens möglich werde." Daher, kann man hinzusetzen, werden Kinder nicht leicht von selbst danken; man muß es ihnen erst einlernen, und dann wohl noch obendrein erinnern.

„Lasse nun der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in und über sich walten, so nehme freilich eine kalte Gleichgültigkeit überhand, und man sehe den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man auch wohl etwas unternehmen dürfe, wenn es uns nützlich wäre. Dieß al-

lein könne eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende nothwendig verlieren müsse." [XXV, 310.]

Beispiele und Belege hierzu würde unsere neueste Zeit liefern können, die durchaus früheren Generationen Nichts zu verdanken haben will, deren Tauftag zugleich der Schöpfungstag seyn soll [II, 247; u. LIII, 3]; daher sie auch mit der Vernichtung und Antiquirung alles früheren anfängt. [IV, 372.] Aber

> „Wen die Dankbarkeit geniert,
> Der ist übel dran:
> Denke, wer dich erst geführt,
> Wer für dich gethan!" [A. in Q. I, I. S. 133.]

„Widerwillen gegen das Danken, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Wesen sey sehr selten und komme nur bei vorzüglichen Menschen vor, solchen die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben in niederem Stande oder in hülfloser Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch, und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Compensation nicht gedacht werden kann. Von diesem aus dem Unmuth in seiner Jugend entstandenen Widerwillen gegen den Dank ist Herder leider nicht freizusprechen, wie auch nicht von dem Mangel an Geisteskraft ihn mäßigen zu können." [XXV, 311.]

Goethe hingegen, „obgleich von Natur so wenig dankbar als irgend ein Mensch" und „beim Vergessen eines em-

pfangenen Guten durch heftiges Gefühl eines gegenwärtigen Mißverhältnisses zum Undank verleitbar," wußte doch durch ein einfaches Mittel, zuvörderst durch die Gewöhnung, sich bei allem, was er besaß, der Art und Weise zu erinnern, wie und von wem er es erhalten, die Dankbarkeit in sich zu erregen, lebendig zu erhalten, ja zum Bedürfniß zu machen. Durch diese Erinnerung wurde nicht allein Werth und Genuß seiner Besitzthümer erhöht, indem auch die Urheber der Gaben wiederholt vor seine Einbildungskraft traten, sondern auch der Gedanke an gelegentliches schickliches Erwiedern geweckt und unterhalten." [XXV, 311 f.]

e. Wohlthätigkeit.

Da es also nicht genug bekannt und noch weniger hervorgehoben ist, wie G. auf eine nicht gemeine Weise mannigfaltige Wohlthaten ausübte; da ferner der böse Wille sogar in den offenkundigen Belegen nur einen Act des Eigennutzes oder eines feinern Egoismus hat sehen wollen: so müssen jetzt Thatsachen ans Licht gezogen werden, die G's. Bescheidenheit zwar verborgen hat, unsre Pietät und Dankbarkeit aber nicht verschweigen darf.

Schon in seinen Jünglingsjahren konnten sich mehrere junge Gesellen seiner Unterstützung erfreuen; und wie gastfrei es in seinem väterlichen Hause durch ihn zuging, hat er unwillkührlich selbst uns verrathen.

Nun aber treten entschiedenere Beispiele auf, die actenmäßig belegt werden könnten.

Er unterstützt Klingern auf eine sehr edle Weise bei seinem Studiren, ohne daß die Mitwelt jemals etwas davon erfährt.

Er zieht Herdern nach Weimar und sichert späterhin seinem Gesuch beim Fürsten, um eine bedeutende Zulage, den kräftigen Erfolg auf eine für Herder's Zartgefühl so schonende Weise, daß diesem G's. Mitwirkung nicht bekannt wird.

Er unterstützt den Maler Müller in Rom durch eigene und fremde Beiträge.

Er bringt eine Subscription für Bürger's Homer zu Stande, mit ansehnlicher Selbstunterzeichnung.

Er bietet dem Musikus Kayser Reise- und Unterhaltungsgelder an, wenn er nach Wien gehen wolle, um bei Ritter Gluck noch in seiner Kunst zu profitiren.

Er verbessert Tischbein's und Kniep's Umstände; Moriz wird von ihm in Rom persönlich gepflegt und ein Aufenthalt in Weimar ihm annehmlich gemacht, der zu seiner weitern Beförderung nicht wenig beiträgt.

Meyern verschafft er eine ansehnliche Pension, um in Rom ferner zu studiren. Er bringt ihn nach Weimar, nimmt ihn für mehrere Jahre in sein Haus und an seinen Tisch und bleibt ihm mit zärtlicher Vorsorge, Liebe, Hochschätzung, ja Verehrung bis an sein Ende zugethan.

Seinen ersten und ältesten Weimarischen Freund Knebel fördert er durch ermittelte Zulage, erleichtert ihm in der Entfernung das Beziehen seines Gehalts, und zeigt sich überhaupt in allen Lebensfällen als thätig theilnehmenden Freund, auch bei der eigenen Noth und Gefahr in den Octobertagen von 1806.

Wie er Schillern nach Weimar überzusiedeln veranlaßt, so verbessert er auch seine Lage durch eine erwirkte Pension von seinem Fürsten.

Eine solche Vermittelung ist oft so viel werth als die Gabe selbst; denn es bedarf zu der wohlwollenden Gesinnung auch einer geschickten Hand, um den Sonnenschein fürstlicher Municicenz auf verdiente und würdige Subjecte zu leiten, und so gebührt Goethen hier wie anderwärts das Verdienst einer thätigen Verwendung.

Schiller's Uebersiedelung nach Weimar erleichtert er durch Herleihung seiner eignen Pferde und Wagen und durch andere Bequemlichkeiten. Auch sorgt er dafür, daß bei dem übrigen knappen System des Honorirens von Theaterstücken, die Schiller'schen Arbeiten bald und besser bedacht werden, auch außerdem noch etwas Angenehmes von den fürstlichen Personen dem Dichter widerfahre. Die vielerlei kleinen aber um so wohlthuendern Gefälligkeiten, die er seinem Freunde binnen den zehn Jahren erzeigt, durch Anbieten und Einräumen seines Logis, Benutzung seiner Equipage, durch Zusendung manches Angenehmen und Nützlichen, sprechen nicht nur für G's. allgemein wohlwollende Gesinnung, sondern auch für eine liebevolle Aufmerksamkeit und zärtliche Sorgfalt, womit er dem Bedürfniß, dem Wunsche seines Freundes entgegen- ja zuvorzukommen weiß.

Doch nicht Schillern allein, auch andern ihm nicht so nahe stehenden Freunden und Gelehrten wendet er Gunst und Förderung zu durch Empfehlungen, Gehalte, Stellen oder auf andere Weise.

Er zieht Voß nach Jena und verschafft ihm allerlei Emolumente und seinem Sohne die Stelle eines Professors am Weimarischen Gymnasium.

Hegel bekommt unter den allerdrückendsten Umständen, nach der Invasion der Franzosen, wo alle Staatscassen er-

schöpft waren, eine kleine aber in jener Zeit nicht zu verachtende Summe, um ihn für Jena zu erhalten. Ein anderer junger Docent wird zu einer Reise nach England und Frankreich ansehnlich unterstützt durch sein Verwenden beim Herzog. Auf seine Empfehlung werden noch in spätern Jahren zwei bedeutende Männer als Professoren im Auslande angestellt; wie denn auch schon der Ruf in seinem Hause gewesen zu seyn und seines nähern Umgangs genossen zu haben, als ein gutes Vorurtheil wirkt und unter andern die Anstellung eines jungen Mannes erleichtert, die außerdem Schwierigkeiten gefunden hätte.

Ich sage Nichts von den vielen jungen Künstlern und Künstlerinnen, die er förderte durch Beschäftigung, Unterstützung, Empfehlung, ausgewirkte Pensionen und Gelegenheit im Auslande zu studiren. Es leben noch manche derselben; ich nenne sie nicht, um ihrer Dankbarkeit nicht vorzugreifen.

Doch das heißt Gutes thun, wird man sagen, aber eigentliches Wohlthun, wie es zu allen Zeiten und auch jetzt am meisten gilt, (obschon ein alter Minnesänger bemerkt, **Wohl**thun sey leichter als **Gut**thun) wird man fragen, wie sieht es damit aus? Wie mit dem Verhalten gegen das Armuth? das wirklich jetzt zum Vortheil der Reichen als ein Piaculum gehegt und gepflegt wird, damit sie sich durch Bälle, Concerte, Schauspiele zum Besten der Armen darauf abonniren können, und so, indem sie Wohlthun üben, zugleich etwas Gutes genießen mögen.

Da in neuern Zeiten der Staat die Sorge für die Armen übernimmt und so die Tugend der Wohlthätigkeit en gros betreibt, indem er einen Jeden des persönlichen Mit-

leids mit einzelnen Individuen überhebt, aber auch des höchsten Vergnügens, die Wirkung seiner Wohlthat im Angesicht des Empfängers zu lesen [V, 124] beraubt: so hätte G. dieser Sympathie überhoben seyn können durch die allgemeine Almosensteuer, wenn er wie jeder Andere „seine Kuchen ins Meer warf, ohne zu fragen, wer sie genießt.“ [V, 124.]

Aber jene Anstalt hielt ihn nicht ab, auch seinem menschlichen Gefühl zu folgen, und im „Selbstgeben den Nächsten zu lieben, wie sich selbst.“ [V, 69.]

Wie er am liebsten wandernden Handwerksburschen darzureichen pflegte, erzählt er selbst [XLV, 250], und ich kann es als oftmaliger Reisebegleiter nur bestätigen, sowie daß er gern thätige Armuth unterstützte, indem er zugleich ihre Kräfte mitanregte. Wie Lessing spornte er den Fleiß an und „ließ verdienen, was er gab.“ Auch sogenannte Hausarme erhielten Wohlthaten, ohne daß es Andern als den Theilnehmern bekannt war; denn der alte Heide, der Gutes that „rein aus des Guten Liebe“ [V, 199. 122], ließ christlich die Linke nicht wissen, was die Rechte that.

Freilich „Goldvermächtniß“ häufte er nicht, sondern eilte freudig vorzuziehen „Gegenwart vor dem Gedächtniß.“ [V, 69.] Daher ist von keinem Legat für ein Stift oder dergleichen, wodurch man giebt, was man ohnehin nicht mehr hat noch behalten kann, oder auch „seine Seele zum Erben einsetzt,“ die Rede. Dafür gedachten's ihm aber auch seine geistlichen Freunde, und ließen in Dorf und Stadt ein Gerücht ausgehen, das ihn bei dem großen Haufen nicht in den Geruch der Heiligkeit setzen konnte. Es hat zwar ein Vertheidiger G's. in gerechtem Unwillen, „einer so verruchten Hand,“ die dergleichen schreiben konnte, „die Verdorrung

angewünscht," — wobei denn aber auch der verbreitenden zum wenigsten ein beständiges Chiragra zu wünschen gewesen wäre; wir andern aber möchten sie beide noch gesund erhalten sehen, damit der Schreiber wie der Verbreiter, jeder die seinige an die Brust legend, dereinst ausrufen könne: „Gott sey uns Sündern gnädig!"

Da G. jedoch in seinen Werken ein ansehnlich Vermächtniß für die zahlreichen Geistesarmen seiner Nation hinterlassen hat; so möge ihm dieses für ein baares Almosen, zwar nur in Papier bestehend, aber in solchem, das auf jeden Fall länger vorhalten dürfte, als das gewöhnliche Papiergeld, angerechnet werden.

Denn nachdem diese Eiche des Jahrhunderts gefallen, wie viele Klaftern und Wellenschocke können nicht aus ihr geschlagen werden, und es bleiben noch Reisig und Spähne genug zur Lese für die nicht einmal holzproducirende literarische Armuth übrig.

Auch ließe sich noch auf eine andere Weise sein Name und Bild für das allgemeine Beste zu Gute machen, wenn man Georg Forster's Vorschlag „die großen deutschen Männer dadurch mehr zu popularisiren und im Andenken der Nation zu erhalten, daß man ihre Namen und Portraits an Gasthöfen anbrächte," auch in Bezug auf Goethe bei Etablirung neuer Hotels oder Restaurationen befolgen wollte. Da sein Bild bereits auf Pfeifenköpfen, Kaffeetassen, Busennadeln und dergleichen [S. Werke XLVII, 93. 194], nur etwas zu manierirt zu haben ist: so bekäme die Sache gleich mehr Styl, wenn sie auf die Weise in's Große getrieben würde. Es ist offenbar, daß er dadurch Jedermann nicht nur zu- sondern auch eingänglicher werden und an Celebri-

tät gewinnen müßte. Ja man könnte, um ihn recht eigentlich in succum et sanguinem zu verwandeln, auch Speisen und Getränke nach ihm benamsen, wie letzteres bei Hufeland schon mit gutem Erfolg prakticirt worden. Dieses würde denn keine so trockene und steife Celebrität abgeben, als die war, wenn man an Lebertaschen den Namen des großen deutschen Befreiungshelden gleich bei der Hand haben mußte, um ihn besser zu behalten. Wie man sonst den Kindern das ABC leichter und schmackhafter beizubringen, ihnen die Buchstaben als Bisquit oder Pfefferkuchen gebacken zu genießen gab; warum nicht vergeßlichen Leuten schwer zu behaltende Namen in wohlschmeckenden Speisen und Getränken? Kurz der patriotische Einfall ließe sich mehrfach nutzen. Gleich z. B. das Andenken an den ersten unbestrittenen Befreier Deutschlands,(*) den Cheruskerfürsten Arminius oder Hermann,(**) würde sich füglicher als durch ein Monument, und ohne alle Kosten, durch eine bloße Umtaufung oder Firmelung der Braunschweiger Mumme, in Arminiusbier, oder Hermannsbier, oder Irmenbier, nach Irmensäule, oder auch Cheruskerbier, als poetisches Synonym herstellen lassen, und zugleich in der Aufnahme dieses altdeutschen Getränks auch die Mehraufnahme altdeutscher Gesinnungen, für die weitre Befreiung Deutschlands, zur Folge haben. Wie dem auch sey, ein so commercial-patriotischer Vorschlag dürfte sich zu einer volksthümlich-gelehrten Discussion in einer deutschen Nationalzeitung ganz besonders qualificiren.

(*) Liberator haud dubie Germaniae; Tacitus Annal. II extr.

(**) — Wenn man nur erst gewiß wüßte, wie er eigentlich deutsch hieß. —

f. Aberglaube.

Kein großer Mann, heißt es, sey ohne Aberglauben,(*) fast wie man sagt: es gebe kein Genie ohne einen gewissen Wahnsinn. (**)

Natürlich! der Aberglaube ist nur ein Uebermaß des Glaubens, ein nicht in Verstand und Vernunft aufgehender Ueberschuß der Glaubens-Fähigkeit und -Fertigkeit. Daher lassen sich, praktisch genommen, Glaube und Aberglaube *nicht* unterscheiden. [XLV, 254; XLIX, 90.]

Wenn der blos sogenannte Glaube sich noch den Gesetzen der Vernunft und der Natur fügen mag, indem man allenfalls zu verstehen und zu begreifen meint, was man glaubt, so giebt es außerdem unzählige Dinge, „wovon zwar die Philosophie sich Nichts träumen läßt," die aber ein anderes Vermögen oder Unvermögen in uns beschäftigen, indem wir, die Unendlichkeit des Weltraums zu denken genöthigt, ihn doch nicht leer sondern mit etwas Geistigem ausgefüllt wünschen und hoffen.

„O giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschen webend ꝛc."
[Faust Bd. XII, S. 12.]

Die Kluft, die nach der gemeinen Vorstellung, den persönlichen Gott im Himmel von dem Menschen auf der Erde trennt, ist zu ungeheuer, zu trostlos, wenn er sie nicht durch in ihr waltende Zwischenkräfte ausgefüllt denken

(*) Superstitieux comme la plupart des grands hommes, heißt es von Goethe im Echo de Vaucluse 1836, 19. Juni.

(**) Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit; Cicero de nat. Deorr. II, 66. Ferner: poetam bonum neminem existere posse — sine quodam afflatu quasi furoris; Cicero Orat. II, c. 46.

soll(*), die er nur nicht näher angeben kann, jedoch der Continuität des lebendigen Universums wegen als latent aber doch wirksam voraussetzen muß. (**)

Glaube an Dämonen und Geister, an Engel und Heilige, als unsichtbare Ursachen sichtbarer Erscheinungen in der Natur und in der Menschenwelt, an einen geheimen innern Nexus des sonst Unzusammenhangenden — ist dem Menschenherzen, das sich selbst nicht genügend so gern theilgenommen sähe, wie es selbst theilnimmt, und sich außerdem sehr vereinsamt fühlt, so natürlich, wie Bedürfniß; daher keine Zeit, kein Volk, kein Einzelner, selbst der Aufgeklärte und wissenschaftlich Gebildete desselben gänzlich entbehrt.

„Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens," sagt G. [XLIX, 61; XLV, 299.] Wie also sollte der Poet ohne Aberglauben seyn? wie sollte er ihn nicht wenigstens für seine Poesien nutzen und zu Gute machen, „da er ihm, wie jeder anderen Phantasie, blos mentale Giltigkeit verleiht?" [XLV, 299·] „Ihm ist er deswegen nicht schädlich"; und auch Andern nicht, sobald sie sich mit ihm zur geistigen Freiheit des Gedankens zu erheben wissen, um ihn als ein ästhetisches Spiel zu tractiren.

G. hat daher nicht nur den religiösen und mythischen Aberglauben verschiedener Völker zu den schönsten bedeutsamsten Poesien selbst verarbeitet, sondern auch den von andern Dichtern, z. B. Calderon und Shakspeare, benutzten durch Anerkennung und Giltigung [XLV, 119] zu Ehren

---

(*) Vergl. Z. Nr. 787, S. 180.

(**) Newton nennt das Spatium, den Weltraum, das sensorium Dei, in der lateinischen Uebersetzung seiner Optik von Sam. Clarke, London 1706 in 4. pag. 346.

und Würde gebracht; desgleichen den physikalischen, wie er in Naturlehre und Chemie als Magie sonst galt; den psychologischen, wie er noch im häuslichen und geselligen Leben, als Sympathie, Ahnung, Vorbedeutung, Omen, Prophezeihung und dergl. bereits seit Jahrtausenden vorkommt und sich immer wieder erzeugt; er hat ihn als symbolische Andeutung für sonst unaussprechbare metaphysische oder moralische Beziehungen anzuwenden gewußt.

Er drückt sich daher an mehreren Stellen seiner Werke nicht nur überhaupt günstig aus über das, was man Aberglauben nennt [Farbenl. II, 159 ff.], als zum Wesen des Menschen gehörig [XLIX, 31] und darum nicht zu schelten [Farbenl. II, 162]; sondern er gesteht auch für seine Person ein, daß er ihm in einzelnen Fällen angehangen [XXVI, 13. 23.] und ihn erprobt gefunden habe [XXX, 151. 152.] Hierher gehört besonders seine Vorstellung von „etwas Dämonischem," [XLVIII, 175 — 178,] wie er es nennt, „das durch die physische wie durch die sittliche Welt geht, sich in Widersprüchen manifestirt, und ebensowenig mit Zufall als mit Vorsehung auszusprechen ist."

„Es stehe vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bilde eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könne gelten lassen." [XLVIII, 178].

Die Weltgeschichte ist voll davon und das Leben des Einzelnen ermangelt gleichfalls nicht der Beispiele. Mir erscheint es als eine unsichtbare Intervention, als das Dazwischentreten einer gleichsam gespenstisch wirkenden Macht, die den freien natürlichen Decurs des menschlichen Wollens

hemmt, es von seinem beabsichtigten Ziele ablenkt und dennoch wie ein Corrective zu einem andern nützlichen oder nöthigen hinführt.

So wirkte das Dämonische wenigstens in G's. Leben, als es ihn von dem Gipfel des Gotthards — nach Weimar führte.

g. Religiosität.

Für eine so mannigfaltig und hochgebildete Zeit, wie die unsere zu seyn sich rühmen läßt und selbst rühmt, ist es eine befremdende Erscheinung, wenn man sich gleichwohl veranlaßt sieht, irgend einen berühmten Mann vonwegen seiner religiösen Meinung und Ueberzeugung zu vertreten und ihn in Schutz zu nehmen gegen Zumuthungen, die vor 20 — 30 Jahren an ihn und seinesgleichen zu machen Niemand eingefallen wäre.

Wie hätte man Lessing, Wieland, Jacobi, Heinse, Thümmel, ja Schiller noch über ihren religiösen Glauben zu constituiren, und ihnen die Abweichungen von dem allgemeinen Credo als Irreligiosität und Ketzerei anzurechnen, ja noch mehr, sie zu verdammen und der ewigen Seligkeit für verlustig zu erklären die Intoleranz und Lieblosigkeit gehabt.

Gleichwohl ist dieses G. begegnet, und begegnet ihm noch: er muß sich als Atheisten, ja als unsittlichen Menschen, als einen Heliogabal verschreien lassen; wonach es aussieht als seyen die angeblichen Fortschritte in wissenschaftlicher Cultur und socialer Bildung, nur Rückschritte in dem, was man sonst Aufklärung, Humanität und Toleranz

nannte, als sey die geistige Freiheit des Menschen jetzt mehr denn jemals gefährdet, wenn Niemand in den wichtigsten Angelegenheiten des Herzens seiner eigenen, durch Vernunftgebrauch gewonnenen Ueberzeugung zu folgen und sie unbefangen und ohne Aufdringlichkeit zu äußern, das natürliche und zeither von Staatswegen eingeräumte Recht haben soll.

Ueber politische Thema's, über Verfassung und Stände, über Fürsten und Regierung, über Adel und Corporationen darf ein jeder sein Gutachten oder Mißachten mit größter Freimüthigkeit zu Markte bringen: über Gott und göttliche Dinge soll nur in der allgemeinen diplomatisch-kirchlichen Denk- und Sprachweise verhandelt werden, um nirgends Anstoß zu geben.

Möge denn die gegenwärtige Zeit thun, was sie für recht und gut hält; G. gehört ihr nicht an, und es wäre nur seine Zeit mit seines Gleichen, die über ihn zu richten hätte, wie ein Peer nur von Peers gerichtet werden kann: eines der größten Menscheurechte, dessen leider das Alter entbehrt [XLIX, 84](*): denn nicht Ebenbürtige an Geist und Jahren, sondern Jugend und Unerfahrenheit, Dünkel und Uebermuth sitzen zu Gericht und so hat und behält nur der Lebende Recht: „ein niederträchtiges Recht" — wie es einmal G. gegen mich nannte — „schlechter zu seyn, als die vor uns lebten": — freilich auch nur provisorisch: denn er hat die Aussicht wiederum von seinem nächsten Nachfolger auch abgethan zu werden. [IV, 350.]

(*) Χαλεπὸν εἶναι, βεβιωκότα μετ' ἄλλων ἐν ἄλλοις ἀπολογεῖσθαι klagt schon Cato bei Plutarch an seni gerenda sit Respublica.

Demnach könnte es überflüssig scheinen, jetzt noch und hier gegenwärtig ein Wort über eine Angelegenheit zu verlieren, die bereits für erledigt angesehen wird, umsomehr jedem unbefangenen Leser und Beobachter, der ganze religiöse Bildungsgang G's. mit all seinen Resultaten, in dessen Lebensbekenntnissen [XXV, 117 — 126; 213 — 217; it. XLVIII, 175] und sonst in Versen und Prosa vor Augen liegt.

Allein G's. Schriften sind lange nicht so allgemein verbreitet, noch weniger so gelesen als sie seyn müßten, um aus ihm selbst über ihn zu urtheilen. Für die Menge der Nicht- oder Halbkenner, für alle die von dem Machtspruch der öffentlichen, selbst nicht gehörig unterrichteten oder mißwollenden Stimmführer und Schreier abhängigen Gemüther ist ein freierer Standort auszumitteln, von dem aus sie eine unbefangnere wenigstens selbsteigene Ansicht der Sache gewinnen können. Dies ist nur möglich, wenn man auch einmal das audiatur et altera pars eintreten läßt und die Selbstgeständnisse des Angeklagten abhöret. (*)

Man nimmt sich jetzt mit wahrem Eifergeist längst verschollener Namen und Personen an, denen G. zu viel gethan haben soll; dürfte sich denn für Ihn, dem man von allen Seiten wissentlich und absichtlich zu viel thut, keine Stimme erheben und um Angehör für ihn bitten? Oder bleibt es einfürallemal bei dem:

„Kommt laßt uns alles drucken
Und walten für und für;

(*) ἀκροάσομαι τοῦ τε κατηγόρου καὶ τοῦ ἀπολογουμένου ὁμοίως ἀμφοῖν lautete es im Eide der athenischen Jury der Heliasten. S. Demosthenes c. Timocratem.

Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir!" [III, 267.]

Weß Glaubens also G. eigentlich gewesen sey? diese Frage setzt schon voraus, daß es nicht der gewöhnliche, überlieferte, auf Auctorität hin, ohne Prüfung und Durcharbeitung angenommene kirchliche Christenglaube gewesen seyn könne, bei einem so selbstthätigen Geiste und einem 82jährigen in steter Ausbildung nach allen Seiten geführten Leben; sie läßt sich daher nicht sogleich und kürzlich beantworten.

Er selbst sagt es auch nicht, und würde auf eine solche Frage, wer sie auch an ihn thäte, nicht geradezu antworten, da einmal sein erstes Gesetz ist „die Frager zu vermeiden" [III, 118], sodann nach der Maxime:

„Soll man dich nicht auf's schmählichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben."
[V, 122],

deren Nothwendigkeit, hinsichtlich unserer Ueberzeugungen, Er gründlich auseinandersetzt [XXII, 181.]

Ihm ist der Glaube „ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe;" [XXVI, 272]; „ein häuslich heimlich Capital, wie es öffentliche Spar- und Hilfscassen gebe, woraus man in Tagen der Noth Einzelnen ihr Bedürfniß reicht. Hier nehme der Gläubige sich seine Zinsen im Stillen selbst." [XLIX, 54.]

Ob er nun gerade dem jüdisch-christlichen und somit kirchlichen Glauben und zwar in allen Stücken zugethan gewesen, darauf würde es vor der Hand nicht ankommen [Schiller Corresp. Nr. 616], wenn er nur überhaupt das besaß, was nach seiner eigenen Erklärung [XXII, 12 ff.] die Grundlage

8*

einer jeden Religion ausmacht: „Ehrfurcht", oder mit einem umfassenderen auch die Liebe und Dankbarkeit einschließenden Ausdruck: „Pietät" [XLVI, 96].

„Die allgemeine, die natürliche Religion, sagt er, bedürfe eigentlich keines (historischen) Glaubens: denn die Ueberzeugung, daß ein großes hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen — denn das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande [XLIX, 77] — dringe sich einem Jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durch's Leben führt, manchmal fahren ließe, so würd' er ihn doch gleich und überall wiederaufnehmen können [XXIV, 218, 219]:

„Wer Gott ahnet ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten." [II, 258.]

Ganz anders verhalte sich's mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme: diese Religion sey auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich seyn müsse, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden solle.

„Jeder Zweifel gegen eine solche Religion sey ihr tödtlich; zur Ueberzeugung könne man zurückkehren, aber nicht zum Glauben." [XXIV, 218 f.]

Nun hatte jener Glaube an ein Wesen wie das A. T. Gott schildert, durch ein schreckliches Weltereigniß, das Erdbeben von Lissabon, und durch andere gleichzeitige Calamitäten, in dem sittlichen Gemüth des Knaben eine solche Erschütterung erlitten, gegen die es sich vergebens herzustellen

strebte und daher auf verschiedenen Wegen sich dem Uebersinnlichen zu nähern suchte.

Hat man die Geschichte der Menschheit ein Suchen Gottes genannt,(*) so darf man überhaupt sagen: die Lebenstendenz eines Jeden, mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, sey ein Suchen Gottes, es geschehe nun durch Trieb nach Erkenntniß der Außenwelt und ihres Zusammenhangs,(**) also realistisch; oder durch stilles Eingehen in das Gemüth, also mystisch; am zureichendsten doch wohl nur durch Verbindung von beidem: denn auf die eine oder die andere Weise allein (***) möchte es nicht ganz gelingen. [XLIX, 21, coll. 78; it. 84; it. Schill. Nr. 185, S. 131 f.]

„Glaubst dich zu erkennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte Göttlich nennen.“ [II, 258.]

G's. Bestreben war demnach einmal: sich dem Höchsten zu nähern sowohl durch Naturbetrachtung und Naturerforschung, als durch Ausbildung und Anwendung seines Dichtertalents; und so konnte er sagen: „Die Liebe des Göttlichen strebe immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen;“ ein Bekenntniß, das er früh schon (1781) ablegt in dem Briefe an Möser's Tochter [A. i. D. II, 4, 650]; dann (1823) in dem an Gräfin Auguste v. Stolberg [Nr. XXI]; zuletzt in K. u. A. [VI, 1, 51 oder Bd. XLIX, 18.]

(*) Nach Buch der Weisheit c. XIII, v. 6.

(**) Tu fecisti nos ad Te et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in Te; D. Augustinus. [Vergl. G's. W. Bd. XLVII, 89; coll. XXXIII, 260.]

(***) Denn μόνος δέ γε θυμὸς ὁδοῖο Λείπεται, sagte schon Parmenides.

Bei seiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anschauungsweise, die ihn gelehrt hatte Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen [L, 59], so daß diese Vorstellungsart den Grund seiner ganzen Existenz machte, [XXXII, 72] glaubte er in der Consequenz des unendlich Mannigfaltigen Gottes Handschrift am allerdeutlichsten zu sehen [XLV, 293 f.] und konnte daher mit dem Samaritanischen Psalmisten einstimmend ausrufen: [z. Morphologie Bd. II, Hft. 1.]

Tu sine voce nuncias
Adspectui Te esse rerum causam
Instar Chirographi, quod absolutum est
Et audibile unicuique videnti. Gesenius de samarit. theolog. comment. etc. 16.

Wie er nun aber Gott in der Natur [III, 122] im Universum fand [II, 228], so fand er auch ein Universum im Innern des Menschen, in Sich [II, 228], und als Centrum, als Sonne dieses Innern, das selbstständige [L, 68] Gewissen [XLVII, 73], (*) um welches alle geistigen Kräfte harmonisch mit dem All sich bewegen sollen [XXI, 181], und das, — besser als Compaß und Polarstern den Schiffer, — seine Fahrt in den Hafen lenkt, wovon er ausgeschifft [IV, 390.]

So war er denn kein Atheist — wie Lavater ihm das harte Dilemma stellte: entweder Christ oder Atheist — sondern er glaubte und verehrte — wie wäre es auch anders möglich! — einen Gott; es war aber sein Gott, wie ein Jeder seinen eigenen hat [III, 228; XLII, 73] und wie der

(*) Θεὸς γάρ τις ἐν ἡμῖν ἡ συνείδεσις.
Desgl. ὁ νοῦς γὰρ ἡμῖν ἐστιν ἑκάστῳ θεός. Euripides.

Mann so sein Gott, (daher Moses' Jehova auch ganz wie Moses) [VI, 182], nach seiner Gesinnung und nach seinen Kenntnissen [IV, 313.] Nur war ihm sein Gott nicht außer der Natur [II, 228], sondern der Kern der Natur, und dieser Kern der Natur Menschen im Herzen [III, 113, 122]; und auch keine Person [XLVII, 248; Zelter Nr. 829] wie er ihm auch keine Gestalt verleihen konnte [XXIV, 63]: denn

> „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Finger laufen ließe! (*)
> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
> So daß, was in Ihm lebt und webt und ist
> Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt." [II, 227 f.]

So war er denn auch nicht nur religiös im Glauben, d. h. „sich zu einer besondern inneren Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend" [L, 77], „wandelnd auf weiter bunter Flur ursprünglicher Natur, badend im holden Born der Ueberlieferung, der Gnade" [II, 227]; sondern auch fromm, in Gesinnung und Wandel, indem er „als Grundlage einer jeden Religion die Pietät" erklärt, und diese Tugend so schön und nachdrücklich schildert, daß man sieht, das innerste Gefühl ihres Besitzes habe ihm diese Worte eingegeben:

> „In unsres Busens Reine wogt ein Streben
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträthselnd sich den ewig Ungenannten:
> Wir heißen's Frommseyn." — [III, 27; it. XLIX, 98.]

(*) Qui figuli modo extrinsecus torqueat molem; Tertulliani Apologet. c. XLVII.

Er stellt sich nicht fromm, er ist fromm und beträgt sich so am rechten Orte. [XXX, 247.]

„Die Frömmigkeit ist ihm nicht Zweck, sondern Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen." [XLIX, 35.] Die höchste Cultur aber ist ihm Weisheit, „die Weisheit ist nur in der Wahrheit," [XLIX, 42], die Wahrheit ist — Gott.

„Diejenigen, welche Frömmigkeit — die zugleich Bequemlichkeit ist, [A. in O. 144] — als Zweck und Ziel aufstecken, werden meistens Heuchler" [XLIX, 35]. „Wer die frommen Wahrheitswege geht, sagt er, betrügt weder sich noch Andere. Die Frömmelei läßt Falsches auch bestehn, deßwegen haßt er sie." [LV, 336.]

Er war dennoch aber auch Christ, wenn auch kein kirchlicher. Sein Verhältniß zum Christenthum lag bei ihm nur „in Sinn und Gemüth." [XXVI, 270.]

Er verehrte Christum „den Stern von Osten her" [II, 160], „den Helden und Heiligen auf Golgatha" [II, 140]; aber seinen Christum [XXVI, 271; XXII, 22; XLIX, 114], jedoch ohne, wie Lavater, ihm sich selbst zu substituiren, d. h. sich mit ihm zu identificiren [XLVIII, 144; XXXI, 40].

Wie er sonst noch über Christum dachte und welche würdige Vorstellungen er von ihm hatte, lehren außer den Wanderjahren [XXII, 22 ff. Z. Nr. 747] ein Gedicht aus seiner frühesten Jugend: die Höllenfahrt Christi, das ihm selbst noch einige Jahre gefiel [XXIV, 226]; Ahasverus oder der ewige Jude; Bekenntnisse einer schönen Seele; nächstdem die Geheimnisse und deren Erklärung,

welche, außerdem daß sie einen schönen Beweis seiner wahren Religiosität liefern, schon so früh auf den Schluß des zweiten Theils von Faust hindeuten, wo der Dichter uns jenen ideellen Montserrat schildert, „auf dem, in der ihm eigenen (d. h. rationellen aus Vernunft und Weltanschauung entwickelten) Gottesverehrung, der Mensch allein Glück und Ruhe finden könne." [XLV, 327 f.]

Vor allem aber würde höchst bedeutsam seyn, jene an Christus gerichtete Apostrophe, in seiner schweren Krankheit zu Anfang des Jahres 1801, wo er, nach seiner Gattin Zeugnisse, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt in Fieberphantasien, mit wahrhafter Begeisterung, in die beweglichsten herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausgebrochen sey. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen, und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt werden.

Die Evangelien waren auch ihm Evangelien, die er nicht anders als mit Gefühl und Enthusiasmus lesen konnte [XXV, 190]. „Ihre Verschiedenheit hat Nichts zu bedeuten, sie reichen für die Christen hin bis ans Ende der Tage." [V, 239.]

Er liebte die erste christliche Kirche oder die ersten christlichen Gemeinden zu der Zeit der Apostel [XXV, 190]; wie er denn jede Religion in ihrem Werden reizend findet [XXVI, 305]. Daher hatte er auch Neigung zu den Brüdergemeinden, die jenen ursprünglichen Zustand wieder-

herzustellen und fortzusetzen scheinen. [XXVI, 305, coll. VI, 45.]

Nun war er auch Lutheraner; er wußte Luther's Character und Verdienste als Reformator und Bibelübersetzer zu erkennen, zu schätzen [Z. 274] und von dessen Errungenschaft — Emancipation des Geistes — den gehörigen Nutzen zu ziehen.

Er ist also Protestant und spricht es aus, daß er protestire gegen „Pabstthum und Pfaffthum," [III, 146]; und es immer thun werde, d. h. nach seiner Erklärung vorwärtsschreiten [Z. Nr. 394, coll. 433]. Denn alles Retardirende in der Fortbildung der Menschheit war und hieß ihm Pfaffthum, es sey in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst [Z. Nr. 550]. Der Protestant stehe niemand besser als dem Deutschen, ja der Deutsche wäre Nichts ohne den Protestantismus. Doch ist er deswegen gegen andere Confessionen nicht intolerant. Er hält jede Religion und ihren Cultus in Ehren [XXIII, 123], und gesteht einer jeden einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht zu. [XLV, 330.] Obgleich es ihm nur zwei wahre Religionen giebt, „die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet; und alles, was dazwischen liegt, Götzendienst ist" [XLIX, 113].

Wie glücklich ist er daher am Ende seiner Tage, von einer Secte der Hypsistarier zu erfahren, daß diese das Beste, Vollkommenste was zu ihrer Kenntniß gelangte, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es mit der Gottheit in nahem Verhältniß stehen müsse, anzubeten

sich erklärten. Er fühlte, daß er zeitlebens getrachtet habe, sich zum Hypsistarier zu qualificiren.

Er weiß auch dem Catholicismus sowohl als Cultus, wie als Glaubenslehre, günstige ja anmuthige Seiten abzugewinnen [XXV, 117; XXXVIII, 211; XLVIII, 115]. Er erkennt die Würde, Bedeutsamkeit und Feierlichkeit seiner Ritus in gewissen Fällen [XXVII, 253; XXIX, 301]; er wiederholt dessen sittlich erbauliche Legenden [XIII, 117 f.; XVI, 278; XXXVIII, 261; XLIII, 273; Z. Nr. 623]; ohne deshalb zu verschweigen was er an dem Ganzen auszustellen hat [XXVII, 205, coll. 253; XXVIII, 250]. Er findet „alle Spur vom ursprünglichen Christenthum in ihm erloschen. Auf den gemüthlichen Anfängen laste ein unförmliches, ja barockes Heidenthum" [XXVII, 195]; und so nennt er es auch wohl „ein heidnisches Judenthum" [Z. Nr. 274].

„Von dem jüdischen Volke" — das zwar niemals viel getaugt" [XXII, 20] — will er weder Gutes noch Böses sprechen [XXIII, 122, 149]; aber die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher weiß er zu rühmen [XXII, 20]. Ihm ist die Bibel ein ewig wirksames Buch [XLIX, 77], nicht nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker [LIII, 81 — 87; 115], im Ganzen ehrwürdig, im Einzelnen anwendbar; ihre Verbreitung schade nur dogmatisch und phantastisch gebraucht, sie nutze, didactisch und gefühlvoll aufgenommen [XLIX, 85; LI, 252]: wie er denn selbst ihr herrlich Bild so an sich genommen, wie Veronica des Herrn Bildniß [V, 32]. Sie wird ihm immer schöner, je mehr man sie Zeit- und Ort-gemäß versteht und

ihren eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug einsieht." [XLIX, 114.]

Und so hat er die Bibel nicht nur fleißig gelesen; er hat sie wirklich studirt, und sich mit der etwas problematischen Urgeschichte der ungerathenen Zöglinge Jehovah's, vielleicht mehr, als mancher für den Dichter nöthig und billig finden wird, abgegeben. [XXIV, 204 ff.; VI, 156 ff.; Schill. Corresp. Nr. 291.]

Die gleich uranfängliche, durch alle Zeitalter nur fortgesetzte Unduldsamkeit jenes Volks ist ihm verhaßt, und er läßt sie daher in seiner erdichteten symbolisch-pädagogischen Provinz nicht an den Vortheilen der höchsten Cultur Antheil nehmen, weil sie durch Verläugnung von deren Quelle (Christus) sich ihrer unwürdig machen. [XXIII, 149.]

Das „gestaltenlose Palästina," das seinen declamatorischen Eifer gegen die bildende Kunst der Heiden bis zu lächerlichen Voraussetzungen trieb, die wenigstens kein Catholik zugeben würde, konnte seinem Kunstsinn keine Beschäftigung geben, und das Christenthum in seiner Urform ist weder der Kunst [XXX, 242], noch der Natur besonders günstig. Wie eine jede große Idee bei ihrem ersten Auftreten tyrannisch und einseitig wirkt, so auch dieses [XLIX, 40]: obschon der herrlichste Kunststoff in seinem Ursprunge lag. [XLIII, 398 f.]

„Es schränkt die Sinnlichkeit ein, ohne die es nun einmal keine Kunst giebt" [XXX, 242], und es sieht die Natur scheel und apprehensiv an. Ja durch das ganze Mittelalter hindurch erscheint die Natur mit ihren höchsten Wundergeburten als Teufels-Buhle und Hexen-Mutter; wie denn der Teufel selbst als Gottes Affe (Dei Simius) bei

kirchlichen und weltlichen Schriftstellern figurirt und als ein Ueberall und Nirgends eine Hauptrolle spielt, die sich neben einem Vice-Deus gar wundersam ausnimmt, fast wie eines Doppelgängers.

So mußte G. wohl zu den Heiden, d. h. Griechen und Römern gehen, die beides, Kunst und Natur, wie sich's gebührt verehrend, jene zu ihrem höchsten Gipfel erhoben, die andere als große Mutter aller Dinge, „mit Geist und Gemüth, mit Forscherblick und Methode, durchaus aber mit wahrer Pietät zu behandeln wußten.“ [XLIX, 112.]

Sah doch auch der Catholicismus sich genöthigt, der schönen Kunst des Heidenthums nach und nach den Eintritt in seine Kirchen und Paläste zu gestatten. Ja sie durfte sogar in seinen heiligen Dramen auftreten und den Grazioso spielen, um den finstern bildlosen Ernst durch bunte Farben und Gestalten nur etwas auszuschmücken, und den ewigen moeror sacer durch profanen Humor einigermaßen aufzuheitern, wobei sie sich dem Naturell und Geschmack einer jeden Nation anzubequemen wußte.

Das Christenthum amalgamirte sich, sobald es Staatsreligion wurde, mit dem Heidenthum. Wie es schon bisher der gebildeten heidnischen Sprache sich hatte bedienen müssen, um bei Griechen und Römern Gehör zu finden und Ueberzeugung durchzusetzen; so accommodirte es sich nach und nach auch dem heidnischen Leben, seinen Gebräuchen und Ceremonien, denen es eine veränderte Bedeutung unterschob. Man könnte daher sagen, daß in gegenseitiger Reaction die Seele oder der Geist des Christenthums in den heidnischen Kunstleib gefahren sey, dieser aber die vorgeübten Sinnglieder, die er sich einmal fühlte, jenen zu nutzreicher Anwen-

dung aufgenöthigt habe. Der heidnische Mund lehrte den Christen predigen, die heidnische Hand ihn bilden, und so ahmte er in göttlichen und menschlichen Dingen die angestammten Vorbilder in Reden und Gebärden nach. Wie die heidnischen Tempel und Basiliken sich zu christlichen Bethäusern und Domen umgestalteten, so wurden auch antike Götter- und Heldengestalten ganz eigentlich enthauptet und dafür mit christlichen Apostel- und Heiligenköpfen (*) fast auf ägyptische Art coiffirt (in der Kunstsprache: metarhythmisirt); freilich mit verminderter Idealität und abnehmender Technik. Und so arbeitete die heidnische Kunst in christlichem Solde für neue Zwecke in accommodirter Bedeutung, und dies so lange, bis der den Menschen als Menschen verbleibende Naturtrieb des Bildens und Gestaltens, durch eine

---

(*) *Εἰς τὸν Μαρίνης οἶκον.*

Χριστιανοὶ γεγαῶτες Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες
Ἐνθάδε ναιετάουσιν ἀπήμονες, οὐδὲ γὰρ αὐτοὺς
Χώνῃ φόλλιν ἄγουσα φερέσβιον ἐν πυρὶ θήσει.

Auf das Haus der Marina.

„Zu Christianern geworden, olympischer Höhen Bewohner
Siedlen dahier unbeschädiget: nimmer ja wird sie
Im Schmelzofen des Blasbalgs Hauch in Feuer versetzen."

Desgleichen:

Εἰς ναὸν τοῦ Ἡρακλέους γενόμενον τοῦ ἁγίου Λουκίου.

Ὁ τοῦ Διὸς παῖς καλλίνικος Ἡρακλῆς
Οὐκ εἰμὶ Λούκιος, ἀλλ' ἀναγκάζουσί με.

Auf den Tempel des Hercules, dem heiligen Lucius gewidmet.

„Der Sohn des Zeus, Herakles, siegespreisgekrönt,
Nicht Lucius bin ich, nein, sie zwingen mich dazu."

Anthol. graec. ed. Jacobs, Vol. XIII, p. 661, it. 699.

wiedererwachende frische Natur- und Weltbeschauung angefacht, sich in freieren unabhängigern Bildungen, zuerst bei Niederländern und Italiänern, und dann allgemeiner in der modernen Kunst hervorthun konnte. [XLIII, 398.] Aus dieser gemischten Ehe sind denn doch unsere modernen sowohl geistlichen als weltlichen Musen, sentimentalen und naiven Characters, bald mehr dem Vater, bald mehr der Mutter nachartend, hervorgegangen.

Daß aber G. auch im Uebrigen ein Heide gewesen, weil er sich wohl selbst zuweilen einen alten Heiden genannt hat, heißt nicht, daß er ein Atheist war: denn wie und wo wären die Heiden Atheisten gewesen? In ihrem Polytheismus galt der Cultus des großen Haufens nur, so zu sagen, den Parcellen eines großen zerschlagenen göttlichen Majorats, d. h. eines einigen Gottes. (*)

Die Weisen des Alterthums, im Innern sämmtlich Monotheisten, erkannten nur Einen Gott, ein ἓν καὶ πᾶν, das alle hundert Namen Allahs „des ewig Ungenannten" nicht zu analysiren vermögen. Ueberhaupt:

„Als wenn das auf Namen ruhte
Was sich schweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das Schöne, Gute,
Wie es sich aus Gott gestaltet." [V, 102.]

Und so sagt Apollonius von Tyana: „die indische Philosophie nimmt Gott als den Schöpfer aller Wesen an, und zwar aus diesem Grunde, weil er gut ist."

(*) Fragilis et laboriosa mortalitas in partes ista (scil. virtutes vitiaque etc.) digessit, infirmitatis suae memor, ut portionibus quisque coleret quo maxime indigeret. Plinius h. n. lib. II, c. 7.

Auch weicht die Glaubens- und Sittenlehre der heidnischen Philosophen so wenig von der christlichen ab, daß Augustinus (*) selbst gesteht: man dürfe nur wenige Ausdrücke darin verändern, um sie der christlichen Vorstellung conform zu finden.

War nun G. kein Christ im gewöhnlich kirchlichen Verstande, sondern dem Sinne und Gemüth nach, in seiner humanen Denkart und Handlungsweise; so war er auch kein Heide nach dem gemeinen Sprachgebrauch, etwa in dissoluten Sitten und schwelgerischem Lebensgenuß: — also kein „Heliogabal," oder auch nur ein „Epicuräer" in der einmal irrthümlich recipirten Bedeutung — sondern in seiner künstlerisch-ästhetischen Sinnlichkeit und dem antiken prometheïschen Selbstgefühl, dem Vertrauen auf die innere Wahrheit und Güte der Natur, aus der zuletzt die Schönheit hervorgeht [V, 102]; mithin im Sittlich-Geistigen ein Christ, im Aesthetisch-Sinnlichen ein Heide, demnach ein vollkommener, oder, technisch zu reden, ganz gekommener Mensch, wie er seyn soll, um schon hier (durch Tugend und Weisheit) selig zu seyn. Dieses wollen die Pfaffen, (**) „die alles breit ins Schlechte führen [IV, 366], ihm freilich nicht zugestehen," weil er nicht nach ihrer Art fromm, das heißt kein Christ ihres Stempels war. [V, 39.] Daher sie ihm denn auch Hylozoismus [XXX, 200], Pantheismus [Z. Nr. 826.] und allen möglichen ismus vorzurücken nicht unterlassen; worauf er ihnen noch aus dem Grabe zuruft:

(*) De vera religione c. 3.

(**) S. Knapp's Christoterpe, ein Taschenbuch auf das Jahr 1833. So trägt man also Christum in der Tasche, statt im Herzen!

„Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen, wir glauben auch wie ihr;
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt und mir."
[A. l. Q. I, 1, 144.]

Insofern nämlich das echte wahre Christenthum vernünftig, ja die Vernunft selbst ist, der λόγος, der im Anfang war, [Schill. Corr. Nr. 126], ist es zu allen Zeiten, auch ante Christum gewesen, und daher in einem Socrates, Plato [XLVI, 22 f.], Sophocles, Euripides und andern großen Männern des Alterthums, zur Verwunderung unserer Christenthums-Dilettanten anzutreffen; freilich ohne „das jüdisch-messianische Vehikel," wodurch es hernach der ganzen Welt beigebracht worden. Aber Juden und Christen haben es von jeher verstanden, die Weisheit der Heiden vornehm zu ignoriren, oder sie für unzulänglich und verdächtig zu erklären, und wir würden eine höchst einseitige Vorstellung von ihnen haben, wenn ihre Schriften und Kunstwerke uns nicht eines Bessern belehrten.

G'n. konnte also der gemeine Kirchenglaube nicht genügen [IV, 384], er mußte darüber hinausgehen und sich zu Vorstellungen erheben, welche mit Geschichte, Natur und Vernunft übereinstimmender sind als die kirchlichen Dogmen, die zum Theil auf strittiger Ueberlieferung, zum Theil auf dialectischer Ausspinnung der zum Grunde liegenden Voraussetzungen beruhen.

Keine Religion, weder die jüdische, noch die muhamedanische, noch die buddaistische ist dieselbe geblieben, alle haben sich fortschreitend in Secten gespalten. Auch der christlichen Religion ist es nicht anders ergangen [Matth. 18, 7; 1 Cor.

10, 11. 19], und sogar die, welche sich durch ihr Verharren im Alten — „im Sitzenbleiben auf ihrem Felsen wie ein Felsen" — die alleinseligmachende zu seyn rühmt, hat doch mehrfacher Veränderungen, sowohl in den Dogmen, als in dem Ritus, sich nicht erwehren können.

Wenn nun also die Religion selbst wie die Zeit, wie Leben und Wissen, in stetem Fortschritt und Fortbildung begriffen ist, warum soll ein Mann, wissenschaftlich und dichterisch wie G., an blos überlieferten, ungeprüften Vorstellungen und Glaubensartikeln des großen Haufens hangen bleiben, wenn die höhere gebildete Kaste, zu der er gehört, bereits andere, gereinigtere, vernünftige Vorstellungen hat? Warum soll er mehr kirchlicher Christ seyn, als alle Uebrigen seiner Profession?

Daß er vielleicht nicht die neueste Idee vom Christenthum hatte, wie sie jetzt von Philosophen und Theologen sublimirt aufsteigt — allerdings eine erhabene, aber bisher noch nirgends gefaßte — wird man ihm doch nicht als Schuld anrechnen? Wie konnte er vor vierzig Jahren das haben, was man erst jetzt nur zu ahnden anfängt? „Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen" [XLIX, 127]; und wer weiß denn auch, „was für Gedanken ihm auf den Gipfeln des Lebens — seinem Monteserrat — aufgegangen sind?" [Z. Nr. 727, 743. W. Bd. IV, 389; XLIX, 87.]

Daß er kein Feind der christlichen Religion seyn konnte, zeigt schon ein Grunderforderniß, die Liebe zu Gott und dem Nächsten, ausgesprochen bei ihm in der Liebe zur Natur und zu den Menschen, diesen beiden Offenbarungen Gottes. Und diese Liebe zeichnete ihn als Menschen und Dichter

ganz besonders aus. Wer die Menschen nicht liebt, kann und mag sie nicht darstellen; oder er wird nur einseitig ihre Mängel und Schwächen rügen, und so als Sittenprediger oder Satyriker auftreten, wohl gar als Hogarthischer Carricaturist, und damit nur die „Häßlichzerrer besserer Naturen" befriedigen. [A. in L. I, I, S. 135.] Er wird sie nicht von ihrer guten, schönen, liebenswürdigen Seite auffassen, um ein gefälliges und doch wahres Bild von ihnen zu entwerfen, sondern wie ein Hohlspiegel ihr Zerrbild erblicken lassen. So zeigt er sich denn allenthalben, in seinem Leben wie in seinen Dichtungen christlicher, d. h. humaner, menschenliebender, milder, schonender als andere Maulchristen und Humanitätskrämer. [IV, 347. Schill. Nr. 421.] Das Sonderbarste bei dem allen ist der Widerspruch, worin die Antagonisten G's. in Bezug auf seine Religiosität sich befinden, indem sie ihm bald alle Religion absprechen, und dann ihn wieder für einen Cryptocatholiken ausgeben! [Jacobi's auserlesener Briefwechsel, Bd. I, Nr. 155, S. 430. Vrgl. G's. W. Bd. XXX, 247—250.]

Doch diese Proselyten-Mährchen wiederholen sich bei großen und außerordentlichen Männern aller Zeiten: so bei Leibnitz, bei Friedrich dem Großen [XXVII, 183]; ja auch in andern Religionsparteien. So soll der griechische Kaiser Heraclius ein heimlicher Muhamedaner; der Kaiser Marcus Aurelius ein heimlicher sogar beschnittener (?) Jude gewesen seyn! und das zu einer Zeit, wo die Beschnittenen selber gern wieder recutiti und ἐπίσπαστοι seyn mochten und sich zu solchen raccommodirten! [1 Maccab. 1, 15(*)];

(*) Et facientes sibi ipsis praeputia abscesserunt a foedere sancto.

welches ihnen der Apostel Paulus ernstlich verbot. [1 Cor. C. 7 V. 18.]

Zu verwundern ist nur, daß man G'n. nicht auch zum Muhamedaner wegen des Divan gemacht; noch mehr wegen des auf Mahomet gedichteten Hymnus [XXVI, 296 — 299]; zum Geber und Feueranbeter wegen seines Testaments des Parsen; zum Braminen wegen seines Mahadöh und Gebet des Paria: wonach er ziemlich als Inhaber aller Religionen der allerreligiöseste Mensch gewesen seyn müßte. Der war er freilich, aber im besten Sinne des Worts, ein Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit: denn Gott ist ihm die Wahrheit und diese findet er in Natur, Kunst und Menschenherzen. [III, 122, coll. 113.]

Ueber das Fetischartige in den verschiedenen Culten durfte er als Dichter sich wohl ironisch ergehen [Venet. Epigr. I, S. 345, Nr. 11. 19; III, 262 — 269; A. i. D. I, I, S. 357], ohne deswegen für beschränkt und intolerant, nach dem absprechenden Urtheil fanatischer Jndomanen, zu gelten. Haben doch schon die griechischen Dichter über die Götter des Volksglaubens (Aristophanes und Lucian); die jüdischen Propheten über die Götzen der Heiden sich mit Spott und Sarcasmen ergangen. [Buch der Könige I, C. 18, V. 27 ff.] Und wie unerschöpflich war die Reformation in Satyren, Pasquillen und Spottbildern auf die Idololatrie ihrer Gegnerin!

Eine solche heitere Erhebung über den Irrwahn des menschlichen Geistes in seiner Kindheit und Jugend beweist die allmähligen Fortschritte desselben, in der Läuterung seiner Ansichten von Gott und göttlichen Dingen, beweist für

die Perfectibilität auch der christlichen Religion durch unbestimmbare Stadien.

„Des religiösen Gefühls, sagt G., wird sich kein Mensch erwehren," und ein sittliches pflichtmäßiges Betragen stellt sich von selbst ein, wo die Vernunft obwaltet und den Menschen in der Natur, als dem Tempel der Gottheit, umherleitend den Unsichtbaren in seiner sichtbaren Umgebung nicht nur erahnden, sondern auch immer würdiger erkennen lehrt. Naturforscher und Künstler — Poeten wie Bildner — sind die rechten wahren Priester des Göttlichen, und die Sprache der Kunst das angemessenste Medium, wodurch es den Menschen näher gebracht wird. [III, 121 f.; XLIX, 66; Z. Nr. 648, S. 207.]

Sein äußerer und innerer Gottesdienst bestand daher darin, daß er, wie jener Goldschmied zu Ephesus [II, 202], in seiner Werkstatt sitzend, treu und fleißig an der Nachbildung des wundervollen Gürtels arbeitete, der die Natur, das heilige Gewand der Gottheit, (*) umschließt, und so sein kunstreiches Streben in frommer Wirkung durch das Leben leitete; ohne sich durch das Geschrei draußen, von einem speculativen Gott „hinter des Menschen alberner Stirn," im Geringsten stören zu lassen.

Denn er sollte auch erfahren, was in jener Parabel angedeutet ist, daß — um nur Bekannte und Genannte zu erwähnen — von Lavater und Jacobi an, (**) durch Stoll-

(*) Vrgl. Faust XII, 35, eine Stelle, die bespöttelt wird von Ammon (nicht dem Libyschen Jupiter, sondern dem — in Dresden). S. Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. 2. Aufl. Leipzig 1836, 1. Bd. S. 57.

(**) Welcher meinte, „die Natur verberge ihm Gott." [XLV, 293.]

berg und dessen Schwester Augusta bis auf die letzte Zeit wiederholte Versuche gemacht wurden, ihn zu ihrem Gott, zu ihrem Glauben zu bekehren, ihn auf ihre Wege hinüber zu ziehen, ihn der so gern einen jeden seine Straße gehen, (*) einen jeden nach seiner Art „gewähren" ließ, und unter allen Menschen am wenigsten geneigt war, Proselyten zu machen, obschon er das Verlangen ganz natürlich fand. [XXX, 250.]

Aber das Kreuz, wird man einwenden, war doch G'n. zuwider: er sagt es ja selbst in den Venetianischen Epigrammen [I, 366, Nr. 66] und noch stärker in dem Briefe an Zelter. [Nr. 792.]

Allerdings sagt er das; aber es darf nicht so gedeutet werden, als sey ihm die ganze christliche Religion zuwider, als sey nichts Christliches in ihm selbst gewesen. Ihm, dem Gestalten liebenden, Alles gestaltenden Künstler, war das Kreuz, als mathematisches Ergebniß von zwei Linien die sich schneiden, ein zu leeres, Nichts sagendes, Nichts erweckendes Symbol, und konnte ihm in keiner Ausschmückung und Verzierung — etwa ein Ehrenkreuzlein ausgenommen — [Z. Nr. 792] etwas abgewinnen, das ihn erbaut hätte. Diesen vier Winkeln um einen Mittelpunkt ist nirgends zu entgehen, man sieht sie, wenn man nur die Augen aufthut, im Zimmer am Fensterkreuz, im Freien an den vier Weltgegenden, auf allen Querstraßen, kurz in hunderterlei Vorkommenheiten. Die Gestalt des Menschen selbst reducirt sich zuletzt

(*) „Wollte Jemand anders denken, ist der Weg ja breit genug" [XLVII, 251; II, 203]; völlig wie: εἰ δὲ λέγει τις ἄλλως — πλατεῖα κέλευθος; Plutarchi Numa, c. IV.

auf dieses Schema, so daß ein Jeder nicht nur sein eignes Kreuz hat, sondern auch ist. Was wäre daran Erbauliches, Religiöses? Der Kreuzfuchs (*) wäre alsdann wohl auch ein anspielendes Vorbild, etwa der Jesuiten? Kirchliche Schriftsteller freilich haben auf alle Weise, mit Zeichnungen und Worten, in Versen und in Prosa, andächtig mit dieser Figur gespielt. Läßt sich ja doch das gänze Kirchengebäude selbst als ein hohles Riesenkreuz betrachten, in welches, vom armausbreitenden Priester an, die ganze christliche Gemeinde als unzählige kleinere Kreuze eingeschachtelt erscheinen könnte; zumal in den ersten christlichen Zeiten, wo man in dieser Stellung zu beten pflegte, bis man diese etwas raumwegnehmende Gebärde auf ein Händefalten reducirte und sie dadurch compendiöser und intensiver einrichtete.

Daß nun aber eine sogeformte Contignation auch ein Martergerüst für den unschuldigsten edelsten aller Leidenden geworden, und insofern zur Erinnerung an denselben für diejenigen dient, die nur auf eine so handgreifliche Weise daran gemahnt werden mögen, ist doch wohl kein Grund zu einer bigotten fetischartigen Verehrung des Kreuzes, von der auch die ersten Christen Nichts wußten, bei denen es nur als ein Wahr- und Feldzeichen galt, und überdies noch ohne Leichnam war, [Tertullian. ad Gentes I, c. 12; it. Apologet. c. 16.] — oder man müßte sich einer solchen geheiligten Formation zu allem andern Gebrauch enthalten. Mit eben so vielem Recht könnte man das gleichseitige Dreieck zu

(*) Crucigerae vulpes, lineam nigri coloris habentes, quae secundum longitudinem a rostro per verticem et tergum ad caudam usque extenditur, insuper guttur cruce alba insigniuntur etc. Henelli Silesiographia.

einer ähnlichen Verehrung canonisiren, indem es den ersten Glaubensartikel, die Trinität symbolisirt, und sollte es keineswegs als Vierzeichen mißbrauchen. [XXVI, 281 f.]

Nun aber vollends ein sterbender oder gestorbener Leichnam daran, — nicht nur für einen Gottmenschen, nein für Gott selbst, für Jehova (?!) ausgegeben — meist in so schlechter Abbildung, daß die Italiäner dergleichen verächtlich Cristaccio nennen, zum Beweise, daß eine religiöse Nation zugleich eine ästhetische seyn kann, die das Häßliche nicht leidet, wenn es auch ein Heiliges wäre: — Wie meint man wohl, daß dies einen Künstler des Schönen, der nur einen Apoll, einen Zeus, sich zu bilden und gebildet anzuschauen liebte, anmuthen konnte? da schon „Jedem vor schlechtem Gebilde graut, das ein Augenschmerz ihm ist.“ [III, 125.]

Ein solches *μιαρόν*, dem Gedanken wie dem Anblick nach (wie es ein alter Grieche nennen würde), konnte seine Vernunft nur empören, seine Phantasie nur verwunden. „Das Häßliche, sagt er, läßt eine Wunde in der Seele zurück;“ was mußte ihm dieses zum Häßlichen noch Gräßliche zurücklassen? Ein Prometheus, am Caucasus gefesselt und von einem Geyer oder Adler in der Seite benagt, ist schon eine andere Aufgabe für die bildende Kunst, und kann sich neben den Laokoon stellen. Uns wenigstens könnte es als anspielendes Symbol auf das Loos eines Heroen der nächstvergangenen Zeit gelten, bei dem auch der Geyer noch seine Deutung finden würde.

Die Protestanten haben leider in ihren Kirchen fast immer nur ihren gekreuzigten Christus; selten den auferstehenden [XLIV, 27], noch auch den gen Himmel fahrenden, welcher doch das Pivot der ganzen Religion und

die zubeglaubigende Hoffnung der Welt ist. [Paulus, 1 Corinth. C. 15, V. 12 — 20.] Noch weniger erscheint der liebevolle Menschenfreund, der die Kindlein zu sich kommen läßt, ihnen das Himmelreich zuspricht, sie also nicht durch die Erbsünde in Grund und Boden hinein verdorben glaubt, sondern die ursprüngliche Wahrheit und Güte ihrer Natur anerkennt; nicht der Heiland, der die Kranken gesund macht, und die Todten wieder ins Leben ruft; der den reuigen Sündern verzeiht, mit sanfter Mahnung: „gehe hin und thue nicht mehr dergleichen;“ nicht der Tolerante, der mit Pharisäern und Sadducäern zu Tische sitzt, und mit heidnischen Zöllnern und anders glaubenden Samariterinnen sich unterredet: Vorbilder, welche doch für das practische Leben und gegenseitige Duldung ersprießlicher wären.

An die allernöthigsten täglich auszuübenden Tugenden wird nie durch sein Bild und Beispiel erinnert, und ein nachahmungswürdiges Muster vor Augen gestellt. Immer nur der gequälte, gemarterte, gräßlichleidende [XXXIII, 172; XLIV, 27], der die Unthat eines verworfenen Haufens zur ärgerlichen, ja empörenden Schau bringt, und in keinem Falle günstig für jenes Volk stimmt, das sich eine solche Frevelthat vorsätzlich zu Schulden kommen lassen; der also ewig an eine Sünde mahnt, die der Märtyrer selbst seinen Uebelthätern längst verziehen hat, durch sein „Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun!“

Diese Sentenz wäre wenigstens eine schicklichere und nöthigere Ueberschrift, als das den Laien unverständliche Monogramm (INRI), das nur eine falsche verläumderische Anklage stigmatisirt, nicht des Leidenden Unschuld und Rechtfertigung, nicht den ganzen Inhalt seiner liebevollen

Lehre, seines frommen unsträflichen Wandels in wenig Worten zusammenfaßt.

Aeußerte sich eine frühere Zeit ganz unbewunden, ja derb bis zum Spott und Hohn, und zwar mit Zustimmung nicht nur ihrer Generation, sondern aller folgenden in protestantischen Ländern, über das was sie Meßgräuel nannte; so wird G's. idiosyncratischer Widerwille gegen das Kreuz, „das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne, das kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht seyn sollte" [Zelt. Nr. 792] und den damit getriebenen Unfug, — wie er G'n. unter andern auch in Italiänischen Städten ganz eigens auffallen mußte, wo an Kirchen und Klöster angemalte Kreuze eine polizeiliche Warnung andeuten, welche die heidnischen Vorfahren schicklicher durch zwei Schlangen auszudrücken wußten (*) — jener Widerwille, sag' ich, wird noch leichter zu vergeben seyn, je mehr G. sich im Uebrigen als guter Christ in Anerkennung und Befolgung der wesentlichen Lehren des Christenthums erwies, und dem Stifter desselben in besserer Art und Weise seine Verehrung bezeigte.

Er betrachtete vielmehr diesen Artikel der christlichen Religion, wie er sich in seinen Wanderjahren [XXII, 27] vernehmen läßt, als ein Mysterium, in welchem „die göttliche Tiefe des Leidens" verborgen liege, das man nicht durch Anmalung und Aufstellung an allen Orten und Enden profaniren müsse, dessen Gemeinmachung eben die Gleichgültigkeit und Abstumpfung gegen die wesentlichen und practi-

(*) Pinge duos angues: pueri, sacer est locus, extra Mejite. Persii Satyra I, v. 113.

schen Momente der Religion herbeiführe, und den innern Cultus in einen bloßen äußern Ritus ableite, der zwar eine Gleichförmigkeit der Gebräuche, aber nicht der Gesinnung constatire. Und gewiß, wären christliche Gesinnungen und Handlungen so weit verbreitet anzutreffen, als es jenes Symbol ist, so müßte es anders in der Welt aussehen; aber leider dient dieses Zeichen selbst oft nur zum Merkmal der allerunchristlichsten Thaten, des Mordes und Todtschlags, der in seiner Nähe verübt worden.

Daß es also nicht die christliche Religion war, die im Kreuz ihm widerstand, sondern der Mißbrauch dieses Symbols, sieht man schon daraus, daß er selbst in den Geheimnissen [XIII, 175] eine Kreuzerhöhung feiert, die an Lieblichkeit und Anmuth wohl Alles übertrifft, was von einem protestantischen Dichter jemals der Art gesungen worden, und deren Sinn er so schön andeutet in der über dieses Gedicht gegebenen Erklärung. [XLV, 331.]

Aber auch die Dichtungen Anderer ließ er sich gefallen. Zacharias Werner durfte ihm „das Kreuz an der Ostsee" mehrere Abende hintereinander vortragen, und wurde veranlaßt beide Theile in Ein Stück zusammenzuarbeiten, damit es auf dem Weimarischen Theater aufgeführt werden könne, wozu auch die nöthige Einleitung getroffen wurde. G. selbst hatte früher schon eine altdeutsche Tragödie schematisirt, theilweise auch schon zu arbeiten angefangen, welche dasselbe Motiv: den Conflict des Heidenthums mit dem Christianismus und den Sieg des letztern behandeln sollte.

Auch ächtcatholische Stücke, wie Calderon's Drama: die Andacht zum Kreuz, lobte und bewunderte er über

die Maßen, und war auf dem Wege, es, gleich dem Standhaften Prinzen, dem Leben ein Traum, auf die Bühne zu bringen, wenn nicht andere Hindernisse eintraten. So entzückte ihn die geniale Behandlung des ihm übrigens „detestabeln" Gegenstandes [XLX, 119] der Aurora von Copacavannah, von demselben Dichter; und mit Recht, da nur dem Poeten, von alter Zeit her, das Vorrecht verliehen ist und von den besonnensten Schriftstellern des Alterthums willig eingeräumt wird: durch die Kunst dem Menschen das Unglaublichste glaubhaft zu machen. [Schill. Nr. 121, S. 251.]

Aber auch in bildlicher Darstellung, graphischer oder plastischer, war ihm der Gegenstand nicht zuwider, sobald er Ursache hatte, durch die Macht der Kunst und des Genies das Abstoßende desselben überwunden zu sehen. Ein Crucifix oder eine Kreuzabnehmung von einem Michel Angelo oder ähnlich großen Künstler war ihm kein widerwärtiger Anblick; nur gegen die modisch-andächtig-tändelnde Spielerei, dergleichen Abraxas am Halse zu tragen, spricht er sehr schicklich als Muselmann seinen durch den Coran (*) gründlich motivirten Abscheu ernst-sarkastisch und doch mit heiterer Schlußwendung an Suleika aus. [A. in D. I, 357.]

Résumé.

Daß G. kein Atheist war, wird man nun wohl ohne weiteres zugeben, wenn man ihn für einen vernünftigen Mann hält, d. h. für einen, der sich die Gottesidee sowohl aus ihrer subjectiven Offenbarung im Bewußtseyn der Ver-

(*) S. Sure 5, 78. 86. 124.

nunft, wie aus der objectiven Offenbarung im Weltall, und ihrer nothwendig harmonischen Beziehung zu einander zu entwickeln weiß.

Daß er seine eigene Vorstellung von Gott hatte, wie ein Jeder die seinige, wird man ihm nicht verargen dürfen, da Niemand sagen kann, was und wie Gott ist [II, 258], (*) sondern nur daß er ist, und keine Existenz so gewiß, wie die seinige. War sein Gott auch schon lange nicht mehr der doch gar zu concrete mosaisch-jüdische Jehovah [VI, 182], so war er — ohne darum weniger der christliche Gottvater zu seyn — ihm doch nicht außerhalb der Natur, noch die Natur außer ihm, das heißt kein persönlicher Gott [XLVII, 248], wenn er auch als Poet und Künstler ihn anthropomorphosiren mußte; aber ein Allgegenwärtiger, der sich der Welt einverleibt [A. i. D. I, 144], der die Welt im Innern bewegt [II, 227] (wie der Geist, wenn er auch schon nicht der Leib ist, doch nicht ohne, noch außer demselben wirkt), in dem alles Drängen, alles Ringen ewige Ruhe ist [IV, 388], vor dem alles ewig steht." [V, 89.]

Daß er nun aber auch ein Christ war, wird man gleichfalls zugeben müssen, wenn man nicht prätendirt, er solle gerade einer von der Hengstenbergischen oder einer ähnlichen Sorte seyn. Denn da das sogenannte Christenthum schon von den Aposteln an sich nicht nur in Secten gespalten [XXV, 12], und also massenweis [L, 138] sich von Jahrhundert zu Jahrhundert anders gestaltet hat, sondern auch in jedem denkenden Individuum sich wieder modificirt, ja speci-

(*) Nemo novit Deum: multi de illo male existimant et impune. Seneca epist. 31.

ficirt; so wird man auch ihm als einem selbstdenkenden Natur- und Geschichtforschenden Menschengeiste erlauben oder vorgeben, sich dasselbe so natur- als vernunftgemäß, d. h. vom Gefühl an bis zur Vernünftigkeit, auszubilden. [XXVI, 308 f.; L, 44; A. i. D. I, 144.] Ein Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit, wie Christus verlangt, wird er auf jeden Fall zu heißen verdienen.

Bei der natürlichen Gesundheit seiner Seele, bei der Freiheit und Selbstständigkeit seines Geistes, bei der angebornen Liebe zur Natur und Kunst, bei der kindlichen Lust und Freude an der sinnlichen Welt, lag sein Verhältniß zur christlichen Religion blos in Sinn und Gemüth [XLVIII, 149], und „so blieb ihm als einem Naturfrommen und Protestanten wie Shakspearen [XLV, 50. 119], die Freiheit, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln." [Vergl. Schill. Briefw. Nr. 185, S. 131.]

Keine (d. h. keine besondere) Religion zu haben, eben aus Religion: diese Maxime wird, wie Schillern und Novalis, auch wohl G. gestattet seyn dürfen.

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt
Hat auch Religion; (*)
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion." [A. i. D. I, 144.]

(*) „Wie zum Meer selbst ein Bach hinführt, so den Mann seine Wissenschaft
Zu des erhabenen Herrn Umgang, der ihm ferner zum Heil gereicht."
Denkspruch aus dem Sanskrit, in Schlegels indischer Bibliothek Bd. III, Heft 1.

Denn eben darum, „daß er in einem langen Leben keine Confession fand, zu der er sich völlig hätte bekennen mögen," vermochte er ohne Vorliebe und Vorurtheil das Geistige, die Seele eines jeden Cultus mit reinem ästhetisch-sittlichen Geschmack zu saisiren und zu erkosten: erst den naiven sinn- und gestaltreichen Polytheismus des classischen Heidenthums, gebildet durch Personificirung abstracter Natur- und Moral-Begriffe, samt Vergötterung würdiger Heroen und verdienstvoller Menschen; dann ihn wiederholt und umgewandelt in den sentimentalen gefühl- und gemüthreichen romantischen Catholicismus, gleichfalls formirt durch Personification von geistigen Ideen, und Canonisation ausgezeichneter Glaubens- und Tugendhelden. Nun aber auch den Monotheismus, völlig bildlos, doch erhaben-symbolisch im Sonnencultus der Parsen, wie rein begrifflich im Rationalismus des Protestanten, verbunden mit der vollkommensten Gottergebenheit des Islam.

Alle diese Vorstellungen konnte er nicht nur etwa gelten lassen, — wie er anderswo sagt: „Was ich tadle, muß ich gelten lassen" [III, 261] — sondern auch in einem ästhetisch-moralischen Sinne sich aneignen und als Dichter einer jeden Partei den Besitz ihrer Vorstellung zu Gute machen. Und warum nicht? Sind es nicht Vorstellungen, die ein Jeder von uns in verschiedenen Epochen des Lebens selbst hat? also menschliche, natürliche und darum dem Dichter nicht fremd, vielmehr eigens in seinem Gemüth, in seiner Phantasie ruhend, und nach Stimmung und Bedürfniß des Herzens in ihm erwachend, und trotz ihrer Gegensätze sich, wie in der gesammten Menschheit zu einem Lobgesang Gottes,

[LIII, 75, u. XLVI, 295] so in seinem Geiste zu einem harmonirenden Ganzen verbindend.

So findet nun jede Partei ein Wort zu Gunsten ihres Glaubens gesprochen: denn selbst „der Aberglaube, als Poesie des Lebens," schadet dem Dichter nicht [XLV, 61], der ihm nur eine mentale Geltung verleiht, und ihn zum Besten zu wenden versteht. [XLV, 299.]

Denn da die sämmtlichen Religionen nur stufenweise Annäherungen an das Unaussprechliche sind; so hat eine jede Stufe, wie jede Zeit, ihr eigenes Recht, das soweit es natürlich und menschlich ist, Gelte und Anerkennung verdient; nur müßte sie ihrerseits weder die vorhergehende, noch die nachfolgende negiren, wie leider nur zu häufig geschieht, oder gar zum ewigen Feuer verdammen wollen. Demnach hat G. aus Mythologemen und Legenden einer jeden Religion das Reinmenschliche und Gestaltbare nicht nur dem Auge der Phantasie vorgeführt, sondern auch dem innern Sinn zu anmuthiger Belehrung und gemüthlicher Erbauung übergeben.

Alles ist durch und in seiner Behandlung zu einer Poesie geworden, dergleichen vor ihm noch kein Dichter in so schön allgemeinmenschlicher Auffassungsweise besitzen oder kund geben mochte: „denn die Kunst versteht eine so gewaltig lebendige Form zu erschaffen, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt." [Z. Nr. 191.] Die wahre Kunst kennt auch keinen Patriotismus, so wenig wie die Wissenschaft [XLIX, 117]; sie ist kosmopolitisch und alles Wahre, Schöne und Treffliche eignet sich, als echter Hypsistarier, der Poet an, in welcher Zeit und Zone es auch erwachsen seyn möge.

Doch nicht genug, daß G. selbst als Poet mehr oder minder religiöse Motive der heiligen oder apocryphischen Bücher aller Völker behandelt; auch den bildenden Künstlern empfahl er nicht nur Aufgaben aus der heidnischen Mythologie und Geschichte, sondern ebenso aus dem alten und neuen Testament, aus den christlichen Apocryphen und Legenden, und deutete, mit sinnigen Winken, selbst auf die Art und Weise wie sie am glücklichsten zu lösen seyn dürften. [XLIV, 23 ff.]

Wenn er nun practisch und didactisch sich mit Gegenständen eines frommen Glaubens und inniger Andacht beschäftigte, wie kann man nur einen Augenblick zweifeln, daß seiner Seele nicht auch ehrwürdig und heilig gewesen, was Millionen Seelen zusammenbindet [I, 403, Nr. 69], was heut und ewig die Geister, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht [I, 403, Nr. 70, vergl. XXV, 189], wenn er dessen Darstellung sich zur Aufgabe seines Nachdenkens machte, und der Bestrebung Anderer empfahl? Kann denn wohl der Dichter schildern, was er nicht geliebt hat und liebt? [XLIV, 9] und besitzt nicht der Geist, was er schafft? — „Jede Religion in Ehren zu halten," ist ein Grundsatz seiner symbolisch zu verstehenden pädagogischen Provinz; daher sagt er in seinem Faust:

„Wo es thront, hinzubeten — es lohnt;"

eine Toleranz, die ihm unduldsame „dickhirnschalige Pfaffen" (*) und Pfaffenkinder erst kürzlich als vermeinten Indifferentismus sehr aufmutzten. Als würde nicht in jeder Religion dahin gebetet, wo es nach ihrer Meinung thront, als würden nicht die Menschen eben durch ihren Glauben

(*) Br. an Lavater Nr. 25, S. 96.

und Vertrauen auf eine höhere Macht zum Thun begeistert und im Leiden getröstet, also belohnt! (*)

Verhaßt war ihm darum die aus dem Judenthum und dessen hyperaristocratischen Egoismus und odium generis humani herrührende Unduldsamkeit, die in dem Catholicismus, als „einer Art heidnischen Judenthums," nur fortdauert, indem dieser, ungeachtet er das Muster allumfassender Liebe überall in Bild und Symbol der Welt zur Anbetung vor Augen stellt, dennoch diesem zum Trotz und ins Angesicht, jedem Andersdenkenden nicht nur brüderliche Duldung versagt, sondern ihn eben so zu kreuzigen und zu martern, ja zum Feuer sowohl hier als dort zu verdammen, wie und wo er nur kann, bereit ist.

Wie unendlich dagegen war die Toleranz von seiner Seite, wenn man seine Ansichten von Gott, Welt und Menschen betrachtet, gegen die dürftigen, ja problematischen Vorstellungen beider alleinseligmachenden Kirchen! Die Anhänger derselben glauben ihn zu übersehen, und je nachdem ihr Character ist, entweder bemitleiden [XXX, 250] oder verdammen (**) zu müssen. Wie nun, wenn sich das alles umgekehrt verhielte, und er ihrer spotten, sie verdammen könnte? Doch nein! Nichts von Spott, Nichts von Verdammung, nur die wohlgemeinte Mahnung:

(*) „Ein Gott ist nichts anderes denn Das, darauf sich das menschliche Herz verläßt, vertraut, glaubt, hoffet und liebet. Ist nun die Zuversicht recht, so ist der Gott auch recht; ist die Zuversicht falsch, so ist der Gott auch nichts."

M. Luther's Auslegung des 11. und 12. Capitels des Propheten Daniel, Vers 38.

(**) S. Knapp's Christoterpe, ein Taschenbuch auf das Jahr 1833.

„Macht's euch einander nur nicht sauer;
Hier (im Wissen von Gott) sind sich gleich Baron und Bauer"
[II, 258; Z. Nr. 571];

und die mentale Reflexion:

„Närrisch, daß jeder in seinem Falle
Seine besondere Meinung preißt:
Wenn Islam Gottergeben heißt,
Im Islam leben und sterben wir Alle." [V, 126.]

Womit er zugleich einen kurzen Begriff von Religion giebt: nicht das sclavische Gefühl der Abhängigkeit von einem Absoluten, sondern vielmehr das kindliche der Ehrfurcht und Dankbarkeit (Pietät) gegen einen Gott, Schöpfer und Vater, das in Gottergebenheit sich bethätigt.

Wenn das wahre Christenthum sich practisch erweist und in Werkthätigkeit besteht zu eigenem und Anderer Nutz und Frommen — nicht in einem Credo quia absurdum, nicht in Ceremonienbeachtung und dergl. — so hat es nicht leicht einen uneigennützig thätigern Christen gegeben als ihn. [XXVI, 291.] Nicht auf das Jenseit und um des Jenseit willen, weder in Hoffnung, noch in Sehnsucht, die er durch Beschäftigung heut und hier im Tüchtigen beschwichtigte [XLVII, 58], war es bei ihm angelegt, da er, obschon an Vorsehung [XXX, 191; XLV, 256], Unsterblichkeit und Fortdauer als unentbehrlich glaubend [III, 106, 290; V, 8, 269. Z. 530] — also das Problem in ein Postulat verwandelnd [Z. Nr. 612] — darüber ganz unbekümmert blieb [II, 300; III, 102, 106, 116]; sondern auf pflichtmäßige Ausbildung und Anwendung der ihm von Gott verliehenen [III, 146, 282] und als solche Gottesgabe stets dankbar und mit Selbstachtung [XLVIII, 15] erkannten Kräfte, die nicht

nur ihm, sondern auch seinen Mitmenschen [XXIII, S. 120, 121], so lange es Gott gefalle [III, 106], zu Gute kommen sollten. [V, 112.]

Daher hielt er es nicht mit dem memento mori, sondern, wie Spinoza, (*) mit dem vivere memento [Schill. 179; it. XLVII, 146.]

An Menschenliebe im Allgemeinen, an Nächstenliebe im Besondern, an Geduld und Langmuth gegen seine Feinde und Gegner übertraf er die meisten Christen, zumal unter seinen Zunftgenossen.

Welcher Schriftsteller ist ärger als Er ein ganzes langes Leben hindurch getadelt, verläumdet, geschmäht, dem Spott und Hohn Preis gegeben worden [II, 261], von seinem ersten Auftreten bis an sein Abscheiden [IV, 348], ja über dieses hinaus, bis auf den heutigen Tag — ganz gegen den Spruch pascitur in vivis livor post fata quiescit — und wer hat sich weniger dagegen gerührt und zu Wiedervergeltung hinreißen lassen?

Sage man doch Nichts von aller der Ehre, die ihm doch auch widerfahren sey: von der frühen Vergötterung, der nachher allgemeinern Anerkennung, der jetzt endlich aufgehenden Glorie, die Alles wieder gut mache. Die vermeinte Vergötterung oder Ueberschätzung hat ihm selbst niemals gefallen wollen. (**) Er erkannte nur zu wohl, daß sie nicht ohne

---

(*) Homo liber (i. e. qui ex solo Rationis dictamine vivit) de nulla re minus quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis sed vitae meditatio est. Spinoza Ethic. LXVII.

(**) Und doch: quis non potius indignam laudem sui quam indignum vituperium ferat? Cicero. — „Auch müssen wir oft Belohnung finden, daß es uns schlecht ergangen." [II, 256.]

Interesse und nur ein manus manum war [Schill. Brfw. 626], und daher nicht von Dauer seyn, ja ins Gegentheil umschlagen würde. [III, 249.] Auch dachte er gar bescheiden von seinen Werken, die er „Sächelchen" oder „sieben Sachen" nennt [XXIX, 68; II, 295], und war, demüthig [IV, 325] wie das Gewissen [L, 129], sich nur des Menschen bewußt, obschon dadurch, daß er fühlte ein Mensch zu seyn, den Göttern desto ähnlicher. [IV, 336.] Die mehrverbreitete Anerkennung erfolgte theils sehr spät, theils noch immer sehr bedingt, und auf wenige seiner Productionen eingeschränkt; die nachträgliche Glorie aber, die jetzt als eine Art Almosen für seine Seele von gutmüthigen Laien gesammelt zu werden anfängt, kommt doch seiner ehemaligen Lebensnoth, d. h. seinem Dichter- und Forscherbedürfniß [IV, 368; V, 72; it. 97, 107; XIII, 165; XXX, 193] nicht zu Gute, und müßte ihn noch im Himmel selbst betrüben. [XIII, 166.] Der literarische Clerus, ich meine die hohe und niedere Geistlichkeit auf Cathedern und an Schreib- und Lesepulten, pflegt seine etwaigen Lobes-Scherflein meist in schlechtem Gelde und verschlagenen Münzsorten abzureichen. Prachterische Großmuth und knickriger Neid wissen schon Maaß und Werth ihrer Beisteuer zu menagiren. Und so will die ganze Encomiastik des Zeitalters [Z. 655], womit es „seinen Todten räuchernd sich nur selbst Monumente baut" [II, 243], stolz darauf das Vaterland großer Männer zu heißen, (*) indeß diese nicht Ursache haben, auf ihr Vaterland stolz zu

(*) C'est une terrible chose qu' un grand homme dont les sots se glorifient. „Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun." Bd. XVII, S. 262.

seyn (*) — sie will Nichts bedeuten für einen Mann seines Geistes und seines Characters, „der den abgeschmackten Dank der Welt vergeudet" [V, 108] und den wohlgemeinten Rath giebt: „gescheidter wär's, den guten Mann auf immer zu vergessen." [V, 97.] Und mit Recht! denn „ist er nur erst hundert Jahr berühmt: so weiß kein Mensch mehr was von ihm zu sagen." [III, 247.]

Fängt er doch schon an in seinem Wohnort zur Fabel, zum Mährchen zu werden; (**) in kurzem ist er ein Mythus, personificirte Idee seiner Zeit, und abgethan mit dieser!

h. Aristocratismus.

Je gebildeter Einer ist, jemehr Vernunftcultur er besitzt, um so mehreres wird er an G. loben, das heißt anzuerkennen wissen. Bisher hat sich meist die Rohheit, die Ungebildetheit, die Leidenschaftlichkeit gegen ihn vernehmen lassen, und somit weniger ein Urtheil über ihn als über sich selbst abgegeben. Da, wo G. Ideen erkennt, Ideen respectirt, sieht sie nur das Concrete, und zwar im schlechtesten Exemplar;

(*) — πατρίδες ἄρα
ἀνδράσιν, οὐ πάτραις ἄνδρες ἀγαλλόμεθα,
— „ein Vaterland rühmet
Seiner Helden sich wohl, nicht so des Vaterlands sie."
Anthol. graec. Archiae epigr.

Desgleichen:
οὐχ οἱ τόποι τοὺς ἄνδρας ἐντίμους, ἀλλ' οἱ ἄνδρες τοὺς τόπους ἐπιδεικνύουσι.
„Nicht der Ort macht dem Manne, sondern der Mann dem Ort Ehre."
Plutarchi Lacon. apophth.

(**) Siehe Zeitung für die eleg. Welt 1837 Nr. 22.

daher verübelt sie ihm die Anerkennung des Besten. Obrigkeit, Fürst, Vorgesetzter, Meister u. s. w. ist ihm eine Idee, und er muß jeder solchen Autorität das Wort reden, wenn auch die besondere Einzelne seinen Tadel erwerben sollte.

Eben so der Aristeia, dem Adel, er finde sich wo er wolle: denn er ist eben so gut in der physischen wie in der moralischen und politischen Welt vorhanden.

Er ehrt daher das Alterthum, insofern es mannigfaltige Aristeien bekundet. Er ehrt Alles, dem eine Idee zu Grunde liegt, und da nichts Dauerndes in der Welt ohne diese Grundlage ist und seyn kann: so wird er Alles und Jedes, doch nach seinem Maaße, zu schätzen und zurecht zu legen wissen. Warum sollte er also der Aristocratie nicht das Wort reden?

Ist sie nicht eine Idee? besteht sie nicht seit Anbeginn der Welt? lassen nicht alle Völker eine Aristocratie gelten? Wenn der consensus gentium etwas beweist, sogar in der Religion für das Daseyn Gottes: warum sollte hier nicht vox populi vox dei gelten?

Ist etwa der Adel nur unter den Menschen, und findet er nicht in der Natur statt? Sind alle Thiere, alle Pflanzen, alle Metalle von einerlei Werth, Würde und Ansehen? Giebt es nicht auch eine Aristocratie des Geistes? sind Philosophen, Dichter, Künstler nicht die Aristoi des Geistes?

Von wem ist denn die Cultur der Sitten ausgegangen, als vom Adel? schiene sie auch hin und wieder bei ihm ausgegangen oder eingegangen. Haben etwa die Bauern die Höflichkeit (gentilezza, gentillesse) erfunden und eingeführt?

Von wem sind zuerst die größten Helden- und Kriegsthaten nach der allgemeinen geschichtlichen Ueberlieferung

verrichtet worden, als von diesem Stande? ja der Geringste erhob sich durch solche Thaten in dessen Rang.

Der Adel war's, der zuerst Künste und Wissenschaften trieb, hegte und pflegte. Die größten griechischen Epiker und Lyriker lebten an den Höfen der Fürsten; die vortrefflichsten griechischen Tragöden blühten unter dem Adel, als die Republik noch aristocratisch war. Die Comödie, das Herabziehen und Gleichmachen, erreichte ihren Gipfel unter der Democratie. Die römischen Nobiles waren's, die zuerst mit Philosophie und Geschichte sich abgaben, und die Cultur des Geistes betrieben.

Dieser Stand, war und blieb er nicht zu allen Zeiten der beste, ist und bleibt doch immer der erste.

Man spreche nicht beständig von Adelstolz. Hat denn der Bauer, der Bürger, der Kaufmann, der Capitalist nicht auch seinen Stolz; ja der Gelehrte, der Priester sogar? Ich weiß nicht, welcher unerträglicher ist: jener ist doch mit Anstand und Höflichkeit gepaart und dadurch gemildert. Das besondere „Air," welches sich die Letztern oftmals zu geben wissen, ohne es durch etwas zu vergüten, ist weit widerlicher und abgeschmackter, als die Grandezza eines Adligen, der doch ein allgemeines Vorurtheil zu Statten kommt.

G's. Aristocratismus hängt mit seiner poetischen Natur zusammen. Als Poet mußte er aristocratisch gesinnt seyn, da der Poet das Edelste und Beste zu feiern die natürliche Anmuthung hat. Er nahm den Adel und die Vornehmern wie sie der Idee nach seyn sollen. Als Schriftsteller, der vor einer gebildeten Gesellschaft redet, wird er sich immer des Adels annehmen, und was sich zu dessen Gunsten sagen läßt herausstellen.

Etwas anders ist, wenn er privatim die Mängel und Gebrechen desselben zu gestehen veranlaßt wird. Hier äußert er sich gegen Vertraute freimüthig genug, sowohl im Ganzen als im Einzelnen.

Dasselbe gilt von den Fürsten. „Die Wahrheit — lehrt er — müsse diesen immer ins Geheim gesagt werden, dem Volke hingegen immer öffentlich.“ Beides hat er redlich beobachtet. Mögen andere Völker Anlaß und Gründe gehabt haben, von einigen ihrer Regenten gering zu denken, und diese Gesinnungen präjudicirlich auch auf die anderer Nationen, ja auf die Classe der Herrscher überhaupt auszudehnen und diese Verstimmung allgemein zu machen; die Deutschen, als Gesammtheit nie von Einem Fürsten beherrscht, sondern mehrern Dynastien untergeben, waren nicht in dem Falle, durch drei Successionen oder Thronfolgen über die schlechte Verwaltung in ihrem ganzen Territorium zu klagen und auf Remeduren zu denken.

Denn während in der einen Provinz vielleicht ein Verschwender, ein Despot, ein Bigotter schaltete, erfreuten sich andere eines haushälterischen, milden, aufgeklärten Regierers, eines wahren Vaters und Wohlthäters. Wo sollte in religiösen und vernünftigen Menschen ein dauerndes Mißvergnügen über Fürsten und ihre Umgebung sich festsetzen, wenn durch die Erfahrung von dem gleichzeitigen Bestehen eines Besseren belehrt, die Hoffnung genährt ward, auch jene Calamität sey nur vorübergehend, und Vorbereitung zu etwas Besserem?

Daß G. nicht Ursache hatte persönlich gegen die Fürsten und ihren Stand, die Aristocratie, eingenommen zu seyn, vielmehr mit geziemender Ehrerbietung ihnen zugethan zu

bleiben, ist begreiflich, da sie ihn schätzten und vorzogen [IV, 368; V, 86], und durch Anerkennung seiner, auch den Stand der Dichter in Deutschland erhoben und aus der Zunft der armen Poeten, wo nicht gar der Bänkelsänger, entrückten. Wie sehr sich andere Dichter über eine solche erste Anerkennung die Klopstocken geworden, freuen mochten, sieht man aus Ramler's und Boye's Briefen an Knebel; daher denn auch sogleich andere Talente G'n. als glücklichem Bahnbrecher nachzogen und Weimar als das Eldorado hoffnungsvoll begrüßten.

Unnatürlich war es und daher unmöglich, wenn er jemals seine Stimme gegen den von allen Dichtern seit Homer gepriesenen Stand der Könige und Herren erhoben und seine Harfe in die widerlichen kreischenden Töne der Fürsten- und Adelsverachtung gestimmt, wenn er dem Adel wegen Sünden der Väter gegrollt, und ihre Missethat den Söhnen und Enkeln nachgetragen hätte: ein Verfahren, das ja die gegenwärtige Humanität sogar an den Juden auszuüben verbietet.

Andere Dichter freilich, aus Mangel an wirklichem Erfahrungsstoff, oder aus Uebermuth der Jugend und Langeweile, oder in der deutschliterarischen Ansicht, die Lücke eines deutschen Archilochos auszufüllen, jambisirten so etwas über Knechtschaft, Tyrannen, Despoten, Höflinge, u. dgl. während ihnen kein Finger weh that und kein Haar gekrümmt ward, aus eben solcher Disivetät, wie sie anacreontisirten von Liebe und Wein, ohne eine Grisette oder auch nur eine Foliette im Arm zu halten.

Daß unsere neueste Zeit an der Aristocratie keinen Gefallen findet oder zu finden affectirt, mag seyn. Wer kann

der Mode wehren? Aber die künstlerische Vorliebe für das feudalistische Mittelalter, seine Ritter und Ritterfrauen, ist doch auch ein Versuch noch zu schmecken, was man nicht mehr kosten kann, wie man im Traume Speisen zu genießen glaubt, die gar nicht da sind.

Daß G. der Aristocratie als Dichter huldigt, hat er aus jener Zeit, die ihn gebar und wiegte. Damals war für alle Menschen noch ein Nimbus um die höchsten Herrscher, wie um ihre nächsten Mitherrscher verbreitet, den sie zum Theil selbst, zum Theil die Zeit freilich zerstreut haben. Einen König oder gar einen Kaiser gesehen zu haben, wäre damals eine wunderbar glückliche Epoche für jeden gewesen. [G's. Werke Bd. XXIV, S. 29.] Vollends aber vor ihnen gestanden, ein Wort aus ihrem Munde vernommen zu haben, oder gar von ihnen gegrüßt worden zu seyn, war ein Glück, eine Ehre, eine Auszeichnung, die durch Tradition von Großmutter auf Enkel vererbt wurde. [G's. Werke Bd. XXIV, S. 60.]

Sollte nun ein Dichter wie G., der alle menschlichen Gefühle saisirt, von denen des Kindes an, das zum erstenmal am Spielwerk, an der Puppe, am Marionettentheater sich freut, bis zu der mystischen Ecstase eines Anachoreten, nicht auch dieser mittleren Stimmung des realen Menschen, dem die Welt wie sie ist gefällt [Bd. XXIV, S. 288], mit all' ihren natürlichen Abstufungen und Graden, worin er selbst sich wie in einem Amphitheater erblickt, gelegentlich das Wort reden, sie ihm lob= und preiswürdig vorstellen dürfen, ohne daß er eine Superstition dafür hegte? Denn, indem er sie darstellend ausspricht, steht er schon durch die Reflexion über ihr, auf einer Stufe, welche die frühern gel=

ten lassen muß, weil ohne sie auch die seinige nicht wäre! Und selbst die Spitze der Pyramide kann die unterste Staffel nicht entbehren, wenn sie nicht aufhören will Spitze zu seyn.

Mit dem Namen Aristocrat ist also noch nicht gesagt, daß einer, dem man denselben beizulegen beliebt, ein Stock-aristocrat sey, daß er alle die Mängel, Gebrechen und Schäden, von denen auch dieser Stand sowenig wie ein anderer frei ist, gutheiße, billige, sie arborirt und fortgepflanzt sehen wolle.

Wer öffentlich allem Regiment der Welt in die Augen zu sagen sich getraut: die Menschenwelt sey so eingerichtet, daß keine Regierungsform eine zu lange Dauer haben könne und dürfe [IV, 322], der kann unmöglich für eine oder die andere besonders eingenommen seyn, sondern sieht sie alle nur als provisorisch und ad hunc actum gehörig an. [XLIX, 80.] Er ist über jeden empirischen Regierungszustand hinaus,(*) nur nicht über den der Selbstbeherrschung [IV, 320], die ihn unter allen temporären auszudauern und zu wirken befähigt [XLIX, 82]. Der ist der weise Heide, der tempori servire nicht für schimpflich hält [XXVI, 140]; der fromme Christ, der sich in die Zeit zu schicken weiß.

Wie sollte ferner G. in einer zur Zeit geltenden Aristocratie geboren und erzogen, seine erste Jugend darin verlebend, von einer Aristocratie zu Ehren und Ansehn erhoben, in ihr selbst bedeutend einwirkend, schaffend und organisi-

(*) „Was in der Welt für eine Regierungsform ist, daran liegt mir nichts, denn meine Regenten sind die Götter. Aber die Heerde der Menschen möchte ich nicht gern aus Mangel eines guten und weisen Hirten umkommen sehen u. s. w." Apollonius von Tyana.

rend, nicht für sie gestimmt seyn? da er noch dazu von der Natur innerlich aristocratisirt, das heißt mit dem Privilegium des Genies, des Talents, der Glücksumstände bevorzugt, mit ihren höchsten und vornehmsten Gaben ausgerüstet, nur als solcher Geistesaristocrat etwas wirken und Bedeutung gewinnen konnte? Und hat er denn nicht in dieser Lage, Stellung, in's Allgemeine gelinder und dadurch nachhaltiger gewirkt, als es durch democratische Opposition und Befehdung hätte geschehen können?

Nicht einzureißen, sondern etwas aufzurichten, das durch sein allmähliges Wachsthum, wie die Pflanze die Mauern und Felsen leise trennt und sie ohne Explosion sprengt, die mannigfachen Vorurtheile beseitigt, und das Bessere gleich in zunehmender Breite aufstellt, darin suchte er seine Verdienste. So erweiterte er die ästhetischen Ansichten durch neue originale Dichtwerke; bemühte sich den Kreis der bildenden Kunst zu bestimmen und zu reinigen, ihm höhere und würdigere Gegenstände zu gewinnen als Klosterbrudereien, Martyrien und Legenden; so emancipirte er den deutschen Sprachgenius von der grammatischen Knechtschaft einiger Pedanten; ließ die Empfindungen, den Gedanken sich frei ausreden, ohne ihnen in's Wort zu fallen, und es im Munde ihnen herum zu kehren, nur damit es chursächsisch meißnisch laute; so vindicirte er auch der Natur ihre göttliche Abkunft (*) und erlös'te sie aus den Todesbanden einer athei-

(*) „Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild,
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand sie mild.

stischen Mathematik; er ließ in ihr, wie im Regenbogen das millionenfache Abbild der Sonne, so das Abbild der Gottheit erblicken und von, an und in ihr das Leben haben was da lebt und webt.

Freilich dieß alles nicht durch Theoreme, Axiome und Dogmen, sondern in leiser, zarter, bescheidener Lüftung des Isisschleiers, und das Unaussprechliche mehr mit den Augen des Geistes erkennend, als mit handgreiflichen, harten, groben, einseitigen Worttönen festpflockend und bepaalend, um, statt die Phänomene des herrlichen Weltgebäudes lebendig vor Augen zu bringen, sie nur hinter ein todtes Holzgerüst von wissenschaftlichen Ausdrücken zu verstecken.

Was sollte denn G. noch für Deutschland thun? Denn immer muß man auf diese Prätension zurückkommen. Hat er nicht auf die deutsche Literatur gewirkt, indem er selbst mit neuen nie zuvor gesehenen Werken sie bereicherte und dadurch Nacheiferer und Rivale erweckte?

Daß er, nächst Klopstock, den Namen eines deutschen Poeten wieder zu Ehren brachte und als verträglich mit dem eines Staats- und Geschäftsmannes ansehen lehrte? (*)

Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn;
So ist uns allen offenbar:
„Naturphilosophie sey Gottes Enkelin." [3. Nr. 508, S. 200 f.; it. Werke Bd. XLV, S. 293 f.]

(*) Goetz und Utz durften nicht laut werden lassen, daß sie auch dichteten; und durch einen Musenalmanach discreditirte man sich bei den Götting'schen Professoren. — Muß man doch in einem andern deutschen Lande noch jetzt einen andern Namen umthun, wenn man schriftstellert, damit der Amtsname nicht befleckt werde.

Daß er vorzüglich der deutschen Literatur im Auslande Respect verschaffte, und sowohl die leichtsinnigen Franzosen, die unlängst noch an dem Witz eines Deutschen gezweifelt hatten, wie die hochmüthigen Engländer, die von keiner andern Begeisterung des Deutschen als der durch den Trunk zu wissen schienen, zur Anerkennung deutschen Verdienstes auch in den schönen Wissenschaften, wie sie's nennen, nachhaltig nöthigte?

Nachdem Er den Damm der National-Vorurtheile durchstochen hatte, drangen durch die einmalige Oeffnung auch Schiller, Herder und die zweite und dritte Generation mit hindurch; und wenn die kleinen Propheten jetzt in jenen Gewässern lustig spielen und mehr Rumor machen, als die großen — wie es denn meist der Fall ist, daß bei dem Bekanntwerden einer Literatur mit der andern nicht gerade die Meisterwerke es sind, welche zu der Ehre allgemeiner Kunde und Anerkennung gelangen — so hätten die Deutschen es G'n. zu verdanken, werden sich aber wohl hüten dieses einzugestehen, sondern ein Jeder dieses Glück zunächst seinen Verdiensten zuschreibend, im Chorus ausrufen: nos poma natamus! Denn „das Beste in der Welt ist ohne Dank“ [III, 292]; und „sollen die Deutschen etwas mit Dank erkennen, so müssen sie Zeit haben.“ [III, 279.]

Aber direct — hört man sagen — hat G. doch Nichts für Deutschland gethan: Nichts für dessen Befreiung, Nichts für constitutionelle Verfassung, Nichts für Gewerb und Industrie, Nichts um den mannigfaltigen Bedürfnissen dieses in politischer Hinsicht andern Staaten nachstehenden gemeinsamen Vaterlandes abzuhelfen!

Höre man doch einen Augenblick nur, was er selbst darauf zu erwiedern hat.

Er wußte besser als jene Zumuther, „was Natur ihm eigen machte.“ [V, 105.] „Daß er berufen war:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten“ [IV, 46];

nicht aber zu rathen:

„Wie man Kriege führen,
Wie man Frieden schließen sollte.“ [V, 105.]

Hätte er zu dem Musenpriester auch den Ritter und Heermeister machen sollen, als ein moderner Tyrtäus (*) den deutschen Heeren voranziehen, geharnischte Lieder und Sonette absingend, zugleich wie Fichte sich selber bewaffnend oder wenigstens wie Oken über Bewaffnung räsonnirend!? Hätte er als deutscher Demosthenes mit dem Verfechter des Ichs in die Wette Reden an die deutsche Nation halten sollen, oder in den Fürsten-Versammlungen für Constitution und Preßfreiheit à la Genz declamiren?

Es ist schon lächerlich, von Einem Alles zu verlangen: wie sich auch Eines nicht für Alle schickt; obwohl die Deutschen von einem großen Manne fordern, daß er à deux mains zu gebrauchen sey. Aber zugleich eine solche Characterlosigkeit, wie jene Prätension voraussetzt, indem G. sowohl sein Talent als seine Maximen hätte umwerfen und ein vollkommener Apostat und Renegat werden müssen, — ihm zuzumuthen ist der Gipfel des Absurden.

(*) Wie Jean Paul von ihm verlangte, römische Liebeselegieen ihm verargend, und jetzt nach 45 Jahren ein anderer Narr, daß er den Befreiungskrieg hätte mitmachen sollen mit Säbel, Flinte und Patrontasche!

Wer kann es einem Manne von Grundsätzen, von Treue, Pietät und Dankbarkeit gegen seinen Fürsten, verdenken, wenn er nach funfzig Jahren sich Fürstenknecht lieber wollte schmähen lassen, als constitutioneller Dichter zu heißen, wenn er auch nicht G. wäre? [XLVII, 239.]

Darüber muß er sich freilich noch nach dem Tode constituiren lassen, sogar von einer modern-sentimentalen Alcestis, die ihm vorwirft: „Er stehe in seiner letzten Periode immer dem Publikum gegenüber wie ein absoluter König": — „Ich der König." (*) — „Er geruhe dieses und jenes dem Volke zu übergeben. Keine Kammern, die ihn constitutionsmäßig mit dem Volke verbänden. Jean Paul und Schiller seyen durch die Herzkammern (!) mit dem Volke vereint."

Höchst merkwürdig für die ganze Zeitgesinnung, wenn sie schon das Weib ergreift, von dem es sonst hieß mulier taceat in ecclesia. Also auch constitutionelle Dichter will man haben?

Ein Dichter gehört dann nicht mehr sich an, und singt nicht „wie der Vogel der in den Zweigen wohnt"; er muß singen wie der neue Souverain, der Demos, besiehlt und am liebsten hört. Nun denn! wenn dieser ihm nur auch Futter giebt: „deß Brod ich esse, deß Lied ich singe" heißt es ja; aber ich fürchte, man wird ihm, wenn er Beifall erhält, nur Ehrenbecher reichen und keinen Trunk darin.

Die Deutschen sind ohnehin gewohnt ihre Dichter wie die Vögel im Walde, wie die Lilien auf dem Felde zu be-

(*) Anspielung auf das Yo el Rey, als Unterschrift der Spanischen Könige.

trachten: die ihr himmlischer Vater ernährt und kleidet. (*) Und nun werden sie, die Nichts haben, doch noch besteuert und sollen von ihrem Genie abgeben, das ihnen keine Früchte einträgt! Wahrlich die allgemeine Gleichheit ist da, wie die allgemeine Sterblichkeit, aber nicht die Freiheit, noch weniger die Befreiung, die einem jeden doch lieber ist als die Freiheit, da er ihrer auch in der absoluten Monarchie, ja in der Despotie genießen kann.

Wie hätte G. ein Renegat werden und seiner angebornen, anerzognen, angelebten Ueberzeugung entsagen und zu dem neuen demokratischen Glauben übertreten können, dessen Annahme ihm nicht einmal zeitliche Vortheile darzubieten vermochte, (**) vielmehr nur den Verlust aller zeitherigen Annehmlichkeiten (***) wie den Mangel öffentlicher Auszeichnung u. s. w. zur Folge gehabt hätte.

Bei alledem ist G. keineswegs blind gegen die Mängel der Aristocratie im Ganzen, wie im Einzelnen.

Er ist — wie gesagt — nicht unbedingt für eine oder die andere Regierungsform und findet jede zu ihrer Zeit und unter gewissen Umständen zulässig und angemessen. [IV, 322.] Die beste ist ihm die, welche lehrt uns selbst zu regieren [XLIX, 82] und insofern der Despotismus die Autocratie eines Jeden befördert [XLIX, 75], lobt er sich sogar den Despoten oder den unbeschränkten Herrscher, aber im Krieg; liebt jedoch gleich hinter dem Sieg den verständi-

(*) „Man ist so gewohnt die Geschenke der Musen als Himmelsgaben anzusehen, daß man glaubt, der Dichter müsse sich gegen das Publikum verhalten wie die Götter gegen ihn." [Schillers Brfw. Nr. 605.]

(**) Vergl. Bd. XLVII, S. 235, u. 252.

(***) Vergl. G's. W. Bd. IV, 368; V, 84, 86; VI, 100 f.

gen Monarchen, und wünscht nur, daß der Adel sich nicht gleich mit und unter ihm anbaute, Lehne, Pfründen, Pensionen u. s. w. wegschnappte, welches er so plastisch-dramatisch im Faust zu versinnlichen weiß. [II. Theil. S. 288 — 296.]

Da man aber sich die Fürsten nicht machen könne wie man sie wünscht und braucht; so ist er zufrieden, wenn nur kluge Minister regieren. [Zelt. Briefw. Nr. 845.]

Er findet es ironischer Weise sehr natürlich, daß, wenn in constitutioneller Verfassung Ritter- und Bauerstand sich verbinden, es über den Bürger hergehen werde. [XLVII, 236.]

Er schreibt dem Bürgerstande die schöne ruhige Bildung zu [XLVII, 236], die in Krieg und Frieden ihn ausdauern läßt. [III, 271.]

Junker und Fräulein bekommen ihr Theil, jene schon im Götz wegen ihres unerhörten Fleißes; diese zugleich mit jenen, in der Aufforderung zu dem in Leipzigs Ebene zu errichtenden Siegsdenkmal ihre respectiven Narrheiten als Steine zu contribuiren, wodurch eine himmelhohe Pyramide sich erheben würde. [XLVII, 227.]

In Faust's zweitem Theil sehen sich einige Hofdamen und Hofherren nach dem Leben geschildert; und in mancher Parabel, in mehr als einer Xenie ist ihnen eine anonyme Erinnerung gewidmet, die der herausfindet, dem Welt und Leben nicht fremd sind.

Dieses Alles geschieht ohne Animosität, ohne Fingerzeig auf diesen und jenen, mit der dem Satyriker zugestandenen Freiheit, die „Fehler des Geschlechts zu rügen", namentlich demjenigen Poeten, dessen Naturberuf es war:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten." rc. [IV, 46.]

Man kann im Einzelnen schelten, was man im Ganzen doch zugeben muß. So betrachtete er auch die Fürsten in Concreto, wie er einen jeden Menschen betrachtete, naturhistorisch — wie er sich gegen Schiller ausdrückt [Nr. 595, S. 88] — man könnte auch sagen stöchiometrisch, indem er die moralisch-chemischen Elemente und ihre Verhältnisse aufsuchte.

Wie G. ohne Vorurtheile war und Talent und Character zu sondern wußte, — wie sie denn auch nicht immer zusammen angetroffen werden, — so konnte er Eins um das Andere gelten lassen [III, 127], ohne der Person dadurch etwas zu entziehen.

Bei aller wahren und gerechten Verehrung gegen den großen König, Friedrich II, die er ihm von Jugend auf zugewendet hatte [XXV, 129], und die er im Ganzen auch in seinen letzten Tagen ihm noch bewahrte [Z. Nr. 694; it. 688], ist er doch aufrichtig genug zu gestehen, daß sie unbedingt zu seyn zuerst in Leipzig aufgehört habe, durch die Klagen der Sachsen über ihn; daß er die ungemessene Vorstellung des Publikums, das von einem großen Manne, wenn es ihn einmal dafür anerkennt, nun auch Alles erwartet, (*) einzuschränken wisse [Br. an Merck Nr. 119]; daß er die Competenz des Königs über deutsche Literatur und deutschen Geschmack zu urtheilen in bescheidenen Zweifel

(*) „Dem Genie traut man Alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag." [XLVIII, 65.]

ziehe, ja sie nicht einmal nöthig, noch seinen Verhältnissen angemessen finde [A. in Q. IV. Abth., S. 650].

Diese ziemlich unbewundene Aeußerung erinnert beiläufig an die freilich um etwas freimüthigere Antwort, die ein griechischer Virtuose auf der Flöte dem Königlichen Tadler seines Spieles entgegnete: „Mögen die Götter dich davor bewahren, daß du jemals das besser verstehest als ich!" Denn freilich, um es besser zu verstehen, hätte er sein ganzes Leben sich mit der Kunst abgeben müssen, was aber wäre dann aus dem König geworden?

Nicht weniger weiß G. an dem großen, gleichfalls von ihm bewunderten und verehrten Kaiser Napoleon die naive Unbewußtheit herauszustellen, die sich in dessen bekannter Ideologischer Scheu hervorthut, da er, was man Idee nennt, läugnet, während er selbst eine Idee ist und durchzusetzen strebt. [XLIX, 89.]

Von seinem eigenen Fürsten sprach G. nie anders als mit dem Respect, der ihm als Herrn gebührt, und mit der Pietät, welche das ganz eigene, ja einzige, so nicht wieder vorkommende Verhältniß erheischte.

So wenig nun G. den öffentlich noch den geheim Unzufriedenen spielte, so wenig machte er auch den vorlauten unveranlaßten Lobredner.

Direct spricht er als Dichter nur einigemal zum Preise seines Fürsten als seines Wohlthäters und eines Musters von einem Regenten, in den Venetianischen Epigrammen und einigen kleinern Gedichten, sonst aber, als Geschichtschreiber und Erzähler, in einer Menge Stellen, überall mit dem ungesuchten Ausdruck einer wahren aufrichtigen Verehrung und wirklich empfundenen Dankbarkeit.

Das Bedeutendste aber, was er jemals über seinen Herrn und Freund, mit eben soviel Gemüth und Seele, als mit Geist und feiner Wendung ausgesprochen, ist das Gedicht zu dessen Geburtstag, überschrieben: Ilmenau den 3. September 1783, das wohl von Wenigen dafür erkannt und noch weniger in allen seinen Beziehungen verstanden worden.

In einer poetischen Vision, worin sich Gegenwart und Vergangenheit in traumähnlicher Vermischung abspiegeln,(*) erscheint das frühere Leben des jungen Fürsten, anfangs wie ein gärender Most ungestüm brausend, allgemach zur Beruhigung gekommen, und zum edlen genießbaren und stärkenden Trank sich abklärend, bereits von dem segensreichsten Einflusse auf sein Land, und läßt für die Zukunft seinen höchsten Ruhm sowohl als das Glück der Seinigen erhoffen: eine Weissagung, die auf das bestimmteste und schönste in Erfüllung gegangen.

Zugleich zeigt sich, in welchem Verhältniß der Dichter damals zu dem jungen Prinzen stand, das man nicht unfüglich mit dem eines weisen Mentors bezeichnen dürfte, und das ihn gegen damalige, wie vielleicht noch jetzt nachhallende Beschuldigungen, als verführe oder wenigstens veranlasse er den fürstlichen Jüngling zu Ungewöhnlichkeiten, die in jener philisterhaft-bedenklichen Zeit ernster angesehen

(*) „Ein Gefühl das bei mir gewaltig überhand nahm und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt u. s. w." [G's. W. Bd. XXVI, S. 286 f.]

werden mochten (*), als heutzutage, auf das gründlichste zu rechtfertigen geeignet seyn möchte.

Goethe war demnach niemals weder Frondeur noch Serviler, weder öffentlich noch heimlich: ein Beweis schon von seiner Weltklugheit wenigstens, wenn nicht mehr noch von seinem sittlichen Zartgefühl.

Unzählige Briefe an seine vertrautesten Freunde, die ich entweder geschrieben oder durchgesehen, zeigen keine Spur von Unzufriedenheit, Mißvergnügen mit und über seine amtlichen Verhältnisse, noch weniger Tadel und Critik der Regierung. Ohne Alles gut zu heißen, weiß er doch das Incongruente ohne Bitterkeit aufzudecken, und es mehr einer falschen Ansicht als einer unlöblichen Gesinnung zuzuschreiben.

Daß er in Beziehung auf seinen Fürsten vielleicht anfangs nicht immer mit der Maßnahme desselben übereinstimmen mochte, wäre wohl natürlich, bei der Verschiedenheit beider Naturen und ihrer Standpunkte; wie es ja auch mit Schiller und ihm der Fall war. Etwaige Bemerkungen darüber in seinen geheimen Tagebüchern sind jedoch so fein und schonend, daß sie der Fürst selbst hätte lesen können, ohne sich beleidigt zu fühlen. Auch ist des anfangs Desiderirten wenig, und dagegen der Freude und Zufriedenheit über die fortschreitende Entwicklung seiner Regententugenden desto mehr.

Daher konnte G. seinem Fürsten auch nicht übelnehmen [II, 296; V, 84], wenn dieser in der Absolutheit seines We-

(*) Vergl. Klopstock's Briefe an Goethe.

sens [II, 261, 296] einmal seine Herrscher-Laune gegen die Ueberzeugung G's. geltend machte.

Auch wenn er sich gegen Schiller über seine amtliche Lage äußert, die ihm selten Muße, wenigstens nicht in einem Striche fortgewährte, wenn er der Aufträge gedenkt [Nr. 607], die ihn mitten in seinem poetischen und wissenschaftlichen Treiben störten, geschieht es so diplomatisch, daß man keinen Anstoß daran nehmen kann [Nr. 604, 609]; obschon Schiller ihn auf die Opfer aufmerksam macht, die er bringe. [Nr. 608.]

Selbst in ganz späterer Zeit, wo Zelter ihm von einem Gespräch mit Langermann erzählt, worin sie der Jugend-Epoche gedenken, „daß er seine Kräfte doch einem gar zu lockern Boden gewidmet" [Z. Nr. 808], läßt er sich auf keine Entgegnung weder pro noch contra ein, sondern antwortet mit Stillschweigen.

Lies't man dagegen die steten Piken und Ausfälle Herder's auf Weimar und daß er, aus Italien zurückkommend, einen Ruf nach Göttingen anzunehmen bereit war; lies't man, daß Knebel, unruhig und hypochondrisch, immer von Weimar fortwollte, auch wirklich auf einige Jahre sich entfernte, und nach seiner Rückkehr, trotz mancher Facilität und Gunst, doch immer auf Hof und Stadt zu schelten und zu schmollen pflegte; daß Wieland ewig zwischen enthusiastischem Lobe des Hofes und Weimars und kricklichem Tadel wie ein Rohr im Winde schwankt [Br. an Merck Nr. 80, S. 179; Nr. 82, S. 182]; daß endlich Schiller, dem es doch durch den Herzog und Goethe ganz gut ging, und der in Weimar erst zu diesem Ansehn und Ruhme gelangt war,

sich dennoch von Weimar wegsehnte und beinahe in Berlin hängen geblieben wäre [Schill. Nr. 795; coll. Z. Nr. 725]: dann muß man G. umsomehr wegen seiner treuen Anhänglichkeit an Fürst und Stadt bewundern und loben, weil er anderswo, in einer großen Stadt, wie Frankfurt [Schill. Nr. 347, S. 194] oder Berlin, sowohl in seinem eigentlichen Talent [Schill. Nr. 356, S. 240], als in Lebensgenuß mehr wäre gefördert worden. [Z. Nr. 228, 246.] Aber er wollte auf alle Weise dem Orte nützen, der ihn gastlich aufgenommen, und seine Dankbarkeit dadurch bezeigen. [IV, 339; V, 25.]

Nicht gering war, was er für die Wohlfahrt des Landes überhaupt, was er zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebung, für die ästhetische Bildung des Publikums, und zur Verbreitung der Ehre, ja des Ruhms von Weimar durch Rath und That beigetragen.

Schon der bloße Besitz eines Mannes, wie Er, müßte eine Stadt namhaft gemacht haben, wäre auch kein öffentliches Verdienst um sie hinzugekommen.

Nun heißt der ein Egoist, der zuerst sich selbst zu etwas machte, um Andern etwas zu seyn, der sich zuerst selbst mannigfach ausbildete, um als Gebildeter auf und für Andere zu wirken. [IV, 339.]

Hätte die Welt nicht die neidische Unart, um ein gegenwärtiges Verdienst nur nicht anzuerkennen, lieber ein anderes aus längst vergangener Zeit, deren Wiederkunft doch nicht gefallen würde, hervorzusuchen und es dem lebenden gegenüberstellend zu erheben, und somit erst lange nachher zu preisen, was früher auf der Stelle hätte geschehen sollen, nunmehr aber Keinem zu Gute kommt —

nicht dem Inhaber, denn er spürt nichts davon; nicht der Mitwelt, denn sie genießt es nicht; der Nachwelt nicht, denn es liegt außer ihrem Interesse — dann würde man G's. mannigfache Verdienste schon bei seinem Leben zu erkennen und zu ehren gewußt haben, und es nicht auch erst einer Nachwelt überlassen, einen überflüssigen, unverstandenen und ungefühlten Dank in hohlen Redensarten zu entrichten. „Darum ist es besser, wie er sagt, auf der Stelle gleich die Freunde preisen, die Geliebte küssen." [Bd. XLVII, 176.]

i. Deutschheit.

Goethe war ein Deutscher wie nur einer, d. h. er besaß die meisten Tugenden dieses Volkes und die wenigsten seiner Fehler. Gemüth, das Characteristische des wahren echten Deutschen, ist wohl dem nicht abzusprechen, der die Welt — Natur und Menschen — mit Liebe und Wohlwollen umfaßt, und Freude und Theilnahme an ihrem Wesen und Thun hat.

Das Gemüth, der Vernunft am nächsten verwandt, oder vielmehr eins mit ihr, als praktische Seite, übt daher sowohl Billigkeit als Gerechtigkeit; und diese Tugenden, die besonders andern Völkern fast mehr als uns selbst an uns zu Gute kommen, waren Ihm zumal in einem so hohen Grade eigen, daß er strengen Verstandes-Menschen darin zu weit zu gehen schien, die ihm vorwarfen: er habe auch das Mittelmäßige, wo nicht gar das Schlechte protegirt, eine Beschuldigung, die man mit Grund der Wahrheit von ihm abwehren muß, nach den Briefen an Schiller [Nr. 165] und Zelter [Nr. 269, S. 337], sowie nach der aufklä-

renden Bemerkung, die wie für den jetzigen Moment geschrieben scheint: „Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu seyn: Null, weil sie keinen Gehalt haben; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt.“ [XLIX, 48.]

Aus dem Gefallenfinden an der Welt, aus dem Gutheißen und Loben dessen, was Andere Eigenes besitzen und leisten, entspringt die Nachahmung, die den Deutschen vor andern Völkern eigen ist; und auch G. übte sie, aber nicht als pedantischer Nachäffer, sondern als rivalisirender Nachbildner des Vorzüglichen.

Daher sein Nachbilden der Alten, der Modernen, ja der eignen Nationalschriftsteller, die durch irgend ein Schönes, Neues, Preiswürdiges Aufsehen und Epoche machten, wenn sie seinem Naturell und Talent zusagten. Wofür er sich nicht geeignet fühlte, das ließ er dagegen unversucht wie unbeneidet. [II, 256, 260.]

Scheint er nun einer zwar gemeinen aber falschen Vorstellungsart von Originalität insofern weniger originell, als er sich nicht durch ganz Unerhörtes, noch nie Dagewesenes auszeichnet, sondern mehr in dem glücklichen congenialen Ergreifen des Wahren, Guten und Schönen, wo es nur anzutreffen, und in dessen lebendiger Reproduktion durch den eigenen Geist, den nationalen Character, die persönliche Anmuth seines Individuums: so ist dieses, statt ein Mangel zu seyn, vielmehr ein Vorzug, den er gemein hat mit allen Meistern, die auf dem Gipfel der Kunst angelangt, den Geschmack constituiren, indem sie eine harmonische Auswahl aus dem Mannigfaltigen treffend diesen durch ihr besonderes Wesen zu individualisiren wissen.

Nun ist es das Schöne, aus dem Gesichtspunkt der Nation, der sie angehören, betrachtet und festgehalten; es ist die Idee desselben, wie sie, in unterschiedenen Erscheinungen sich gestaltend, ein Allgemeines in die Spitze eines Besonderen zusammendrängt, gleichwie die Idee Mensch sich ja auch in jedem Individuo ausspricht, wenn auch nur erst die ganze Menschheit der Mensch ist.

Man hat schon öfters Goethen mit Hans Sachs verglichen und den deutschesten Dichter seit jener Zeit in ihm zu finden geglaubt.

Ein solcher ist er gewiß, dem Character wie der Gesinnung nach, woraus erst die Gedanken hervorgehen, und insofern deutscher sogar als der für patriotisch ausgerühmte Schiller, der auch aus jedem andern cultivirten Lande seyn könnte, um noch gerade so philosophisch und so rhetorisch zu seyn wie er ist, wenn die Mundart ihn nicht zum Deutschen machte. Denn von eigentlich deutsch-gemüthlicher Anschauungsweise, von deutschem Humor und deutscher Ironie ist bei Schiller wenig oder Nichts anzutreffen. Da er vom Allgemeinen zum Individuellen geht, d. h. zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder das Ideale zu realisiren strebt [Schill. Nr. 321; 400; vergl. G's. W. XLIX, 96]; so ist er eher ein philosophischer Dichter, ein Dichter des Universellen mehr als des Concreten und Individuellen [Br. an v. Humboldt Nr. L, S. 429 ff.], worauf er sich zwar nicht wenig zu Gute thut, was er denn immerhin mag, „da Jedem nur sein eigener Zustand zu gefallen braucht", Andre aber nicht damit zufrieden stellt, die im Besondern auch wohl das Allgemeine zu finden wissen. [XLIX, S. 96.]

„Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt.“ [XLIX, 74.]

Daß aber G. auch deutscher als die meisten andern seiner Reimcollegen ist, leidet keinen Zweifel: denn die meisten drücken wenig National-Eigenes aus, wenn es nicht eben dieses Nachahmen des Fremden selbst seyn soll, Wenige den Gehalt des eigenen Busens, keine Form des eigenen Geistes, indem sie nicht einmal ihre eigene Sprache reden, nicht eigene Tropen, Bilder, Gleichnisse, Symbole u. s. w. gebrauchen, sondern fremde, von ihren Vorgängern überlieferte oder aus andern Litteraturen entlehnte.

Goethe selbst findet in seinem Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung, seine eigenen Personalien und Parentation ausgesprochen [XXIX, 282], sodaß obige Bemerkung nach vielen und langen Jahren ihm auch nichts, Neues sagen konnte, Nichts, dessen er sich nicht bereits 1786 bewußt gewesen wäre. Die dortige ganze Schilderung Hans Sachsens ist aus G's. eigenem Dichter-Gemüth genommen, das sich ebenso mannigfach von der Welt angeregt fühlte und ebenso treulich-ernst und characteristisch sich auszusprechen strebte, wie das des alten Meisters.

Die äußere Form aber, insofern sie nicht schon durch die Beziehung des Gedichts auf des Altmeisters Ton und Weise gegeben war, ist nur ihrer kräftigen Naivetät und ausdrucksvollen Kürze wegen nachgebraucht, aus Ursachen, die in dem Geiste der damaligen Epoche in welche G's. Jugend fällt, und in der Facilität der Behandlung liegen. Denn freilich muß das Element oder das Medium, das der Dichter zu seinen Offenbarungen brauchen soll, leicht zu

tractiren seyn, und nicht erst in der Arbeit selbst noch lange durchgeknetet zu werden nöthig haben. (*)

Leichtigkeit ist eine der ersten Erfordernisse poetischer Productionen, sowohl ihrem Aussehen nach, als in ihrer Wirkung. [VI, S. 136.] (**) Und merkwürdigerweise liegen in jener altdeutschen Rhythmik alle Töne deren ein Dichter bedarf, um Naives wie Komisches, Satyrisches wie Didactisches in leisen oder schnellen Uebergängen auszudrücken, und insofern ist sie recht für den Humor geeignet.

Und so ist es die Gleichheit der Naturanlagen, nächst der Aehnlichkeit der bürgerlichen Verhältnisse einer altdeutschen Reichsstadt, die G. zu einer Gleichheit der Productionen hintreibt, und was vorsätzliche Nachahmung scheinen möchte nur als freie Selbstbestimmung auf ein Vorbild und Beispiel hin zu erkennen giebt.

Eine andere Aehnlichkeit mit Hans Sachs, ebenfalls aus dem deutschen Wesen hervorgehend, ist die Derbheit. Diese zeigt sich zunächst in der Ausdrucksart. Deutsch mit einem reden, auf Deutsch sagen, heißt bekanntlich, aufrichtig, ohne Umschweife, gerade heraus; und so muß ein Character, der von Hause aus auf's Natur-Wahre, auf's Wirk-

---

(*) Beiläufig zu sagen, ist eben dieses wohlpräparirte Element des Dichters, Sprache und Rhythmus, der Grund, warum in unserer Zeit ein jeder Jüngling seine poetische Mitgift von lyrischen und elegischen Gefühlen so leicht in Sprache umsetzen und in Cours bringen kann. Auf dieser durchgespielten Leyer klimpert nun ein Jeder sein Leibstückchen, so daß Deutschland nicht nur figürlich ein Dichterwald ist, sondern in That und Wahrheit ein dichter Wald von Dichtern. Denn auf jedem Schritt stößt man auf einen solchen lauten oder auch stillen Sänger, gleich jenem bekannten Aspendischen Citherspieler. [Cicero in Verr. I, c. 20.]

(**) Darin bestehend: ut sibi quivis speret idem etc. — Horat. Art. Poet. 240.

liche gerichtet ist, da kein Blatt vor den Mund nehmen, wo es eben darauf ankommt, die Dinge mit ihrem wahren Namen zu nennen.

Das eigentliche, objective Wort für eine gemeine Sache, die weiter keine Veredlung oder Verschönerung zuläßt, zu gebrauchen, wo aber eine falsche — man könnte sagen unsittliche — Decenz vermeint: sie müsse verschleiernd oder noch schlimmer verwitzelnd zu Werke gehen, ist naiv, ist naturgemäß, und daher bei allem Volke das sich frei fühlt und wo und wann es sich frei fühlt, anzutreffen.

Daher findet man dieses Geradheraussagen, diese Euthyrrhemosyne wie sie's nennen, zuerst bei den natürlichen Griechen, und nicht etwa nur bei ihren komischen und satyrischen Dichtern, sondern auch bei den ernstesten und sittlichsten ihrer Philosophen, den Stoikern. Ein ganzer Brief des Cicero (*) handelt davon und giebt die gehörigen Beispiele.

Die natürlichen Dinge, d. h. von denen der Ausspruch gilt naturalia non sunt turpia, waren wohl ohne Zweifel das Erste woran der lächerliche oder komische Witz erwachte, wegen des auffallenden Contrastes worin sie den moralischen, also freien Menschen, durch den Conflict mit einer physischen Nothwendigkeit, also abhängig, dem reflectirenden Verstande erscheinen lassen.

Von dieser Art des Lächerlich-Obscönen finden sich schon im Homer Beispiele. Ajax fällt bei einem Wettlauf in den Koth der geschlachteten Rinder, besudelt sich Mund

(*) Epistolarum ad diversos XXII.

und Nase dadurch und sprudelt das Eingeschluckte, während er spricht, in einemfort von sich, zu großem Gelächter des ganzen vor Troja versammelten Griechenheeres. (*) Noch mehr! Der Gott Hermes noch Kind, wird von Apollo, dem er eine Rinderheerde weggeführt, und nicht gestehen will wohin, aus der Wiege genommen, und auf den Armen fortgetragen. Aus dieser Klemme weiß er sich nicht anders zu befreien, als durch ein Stückchen, das Eulenspiegel oder Kyau in gleichem Falle auch könnte gespielt haben; weiß es aber zugleich durch ein gewaltsames Niesen zu bemänteln und so in ein zweifaches Omen zu verwandeln. (**) Und wo wird das Geschichtchen erzählt? In einem Homerischen Hymnus auf den Gott selber, (***) worin alle seine listigen und lustigen Streiche aufgeführt werden, unter denen das soeben nur schwach angedeutete Stückchen wohl nicht am wenigsten dürfte gefallen haben; wenn nicht etwa ein Symboliker es für eine mythische Einkleidung eines meteorischen Phänomens, Feuerkugel oder Aerolith, halten möchte.

Wir würden aus den Satyr-Dramen eines ernsten Aeschylus, eines jungfräulichen Sophocles, wohl ähnliche Schwänke in extenso zu lesen haben, wenn sie uns weiter als bis auf einige Fragmente, aus denen sich dergleichen, in Verbindung mit des Euripides Cyclops [v. 327] schließen läßt, erhalten wären.

(*) Ilias Gesang XXIII, 774 — 784.

(**) Da sowohl das Niesen (πταρμός) als der crepitus (πορδή) für omina galten. Jenes Manövre ist übrigens sprichwörtlich βὴξ ἀντὶ πορδῆς.

(***) Hymnus in Merc. v. 295 — 298.

Bei den Comikern, z. B. dem Aristophanes, gehört dergleichen zur Würze und erregt jedesmal das Lachen der Zuschauer. (*)

Aber selbst in der gebildetsten Zeit des Alterthums, am Hofe des damaligen Weltherrschers Augustus, konnte und durfte ein Dichter wie Horaz (**) eine Spukgeschichte erzählen, die mit einem ganz andern Klange als etwa dem in G's. Erzählung von dem klingenden Gespenst (***) oder dem zerspringenden Schreibtisch (†) gar spaßhaft endigt.

Von andern modernen Nationen nicht zu reden, bei denen diese Arten des Volkswitzes cursiren, (††) darf man uns Deutsche nur an den Eulenspiegel und das Lalenbuch erinnern, die jetzt durch neue elegante Auflagen sogar gebildeten Lesern vor Augen gebracht werden, um einzusehen, daß diese Natürlichkeiten dem ästhetischen Sinne des Menschen nicht widerstreben, indem er sie nach Umständen als comisch oder satyrisch wirkend wie das Häßliche, also künstlerisch anzusehen und zu nützen weiß. [XLIV, 797.]

Es ist daher nicht zu verwundern, daß G. in seiner Jugend, als er die deutschen Volksbücher las, auf den Einfall gerieth, die Hochzeit des Hanswurst dramatisch zu behandeln und das sämmtliche Personal seines Schauspiels aus lauter deutschherkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen

---

(*) S. dessen Frösche, wo dem Gott Bacchus eine gewisse Menschlichkeit zustößt.

(**) Satiren I, 8, 46.

(***) G's. W. XV, S. 122 — 128.

(†) Ebendas. S. 133.

(††) Man gedenke nur der Bedeutung von pet und Sir Reverence u. s. w.

bestehen zu lassen [XLVIII, 86]: Namen, die allerdings lauter öffentlich-anerkannte Charactere bezeichnen, daher noch im Volke gäng' und gebe, einige sogar auch in höhern Cirkeln in confidentiellem oder familiärem Tone ganz oder halbvernehmbar ausgesprochen, besonders die zu der weitverzweigten Familie der Matze gehörenden, welche wohl männiglich bekannt seyn werden.

Was aus dieser muthwillig-genialen Conception geworden seyn würde, wenn G. sie auszuführen Lust und Laune behalten hätte, läßt sich nur einigermaßen aus dem Plane und dem Scenario das G. angiebt abnehmen: eine mehr als aristophanisch-satyrische, aber wahrhaft deutsch-nationale Farce.

Die Characteristik von einem Theile des männlichen Personals hat G. mit wenigen aber treffenden Zügen angegeben; von den weiblichen schweigt er aus guten Gründen; da ihre Namen zum Theil noch apprehensiver lauten. Doch müßte es interessant seyn zu erfahren, mit was für unterschiedlichen Gesinnungen, Benehmen, Costümen und Gebärden er eine jede dieser Plebejen Schönheiten ausgestattet, um wie er sagt heitere, neckische, unverfängliche Beziehungen und geistreiche Scherze in das Ganze zu bringen.

Auch dieses Stück war in der Hans-Sachsischen Manier abgefaßt, und so wird es an Derb- und Deutschheiten des Ausdrucks nicht gefehlt haben. Zugleich aber scheint es der Gipfel gewesen zu seyn, wohin sich der muthwillige Humor des Dichters verstieg: denn man findet nicht wieder ein ähnliches Gedicht aus dieser ersten Periode. Alles was aus jener Zeit herrührt und gedruckt ist, hält sich mäßig; und außer gewissen einmal hergebrachten Redensarten, die sich

auf die ersten Wege beziehen, und auch bei andern Dichtern seiner Zeit, sowie in vertraulichen Briefen seiner Freunde vorkommen, findet sich sonst nichts Anstößiges.

Die Natur also, die Goethen zum Dichter schuf, scheint mit ihm gewollt zu haben, daß er alle pathologischen Zustände der menschlichen Seele — „wie Kinderkrankheiten" nach seinem Ausdrucke — d. h. als Entwicklungs-Perioden, aber mit Bewußtwerden durchgehen, und glücklich aus jeder herauskommend sowohl seine eigene Bildung dadurch gefördert sehen möchte, als auch im Stande seyn sie zur Kenntniß und Belehrung für Andere wiederum einmal wahr und aus eigener Erfahrung schildern zu können.

Kurz, indem er sagt seine Gedichte wären Beichten, Confessionen, Exuvien, Häutungen seiner sittlichen und intellectuellen Natur, ist er ja ein Passions-Muster und Exempel, und er hat gefühlt und gelitten ad instar:

„Denn er ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer seyn." [A. in D. I, I, 370.]

Schildert er nun vollends in seinen Lebensberichten und in den Briefen an seinen Freund sein Verfahren als Dichter mit einer Aufrichtigkeit der Selbstbeobachtung, die Manche zu naiv finden dürften, indem er aus der Schule schwätzt und vom Handwerk mehr verräth als den Nichtpoeten zu wissen nöthig und dienlich ist, ja das sie wohl gegen ihn selbst kehren, nach seinem Voraussehen:

„Sein Gutgedachtes in fremden Adern
Werde sogleich mit ihm selber hadern;" (*)

so giebt er ja Theorie und Praxis in Einer Person und ist

(*) Z. B. die ganze Entstehung des Werther Bd. XXVI, 13tes Buch.

zugleich Lehrbuch und Beispielsammlung in gegenseitiger Aufklärung und Ergänzung.

„Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben.
Immer hab' ich nur geschrieben
Wie ich fühle wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine." [IV, 394.]

Hat er nicht auf diesem Wege, dem einzigen auf den er von der Natur gewiesen und geführt war, seinen Zeitgenossen, seiner Nation auf's Mannigfachste und Angemessenste gedient, sie belehrt, durch sein **Verfehltes** sogut wie durch sein Gelungenes, und im Aesthetischen wie im Sittlichen ihr Gefühl und Urtheil zu einer Höhe gesteigert, an welche vor ihm nicht zu denken war? Erkennen nicht die größten Denker der Nation, Philosophen und Naturforscher, daß sie von ihm gelernt, daß er vorausgeahnet, was sie später entdeckt, nachgewiesen und erhärtet haben? —

Ist dieses nicht genug, ihm Verdienste um Deutschland zuzuerkennen? und sollte der Mann auch noch hintreten auf den Markt des Volks und, ein demagogischer Freiheits-Apostel, Ideen predigen, die einer ruhigen allseitig vorschreitenden Bildung schnurstracks entgegen, alle die natürlichen und nothwendigen Stufen des Standes, der Lebensweise aufhöben und zu dem traurigen Einerlei einer weiten Landes- oder Meeresöde zurücknivellirten? Ideen, die gar nicht einmal deutschen Ursprungs sind, sondern der letzte Nachhall einer entfernten Explosion, aus ganz andern Ursachen.

Wahrlich, das Volk, oder vielmehr die unter seiner

Firma schreien und schreiben, denken noch über diesen ihren Souverain hinaus, zu glauben: wenn Einer das Eine könne, müsse er auch gleich das Andere können. (*) „Dem Genie traut man Alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag." [XLVIII, 65.]

In der Folge freilich, wenn des Mannes neid- und widerwillenerregende Persönlichkeit verschwunden ist, das Eingreifende seiner guten Wirkungen aber noch fortdauert [VI, 135]: dann ist auch das Volk oder die Menge dankbar genug ihm das andere Fehlende anzudichten; und so wird zuerst aus dem guten Manne, der nur ein Mensch war, bald auch ein Wundermann, zuletzt aber ein Gott, was er doch gar nicht war noch seyn wollte.

Auf ähnliche Weise verlangte ein altes bekanntes Volk von seinem Propheten nicht allein Lehren: er sollte sich auch an ihre Spitze stellen und das Reich erobern das er verkündigte.

Was hätte denn G. aber eigentlich noch mehr thun sollen?

Aufopfern hätte er sich sollen! — Aufopfern? — Wofür? Wie? und Wann?

„Für die deutsche Freiheit!"

Wie aber käme G. allein dazu, für etwas das anfangs den Meisten gar nicht gefährdet schien [Z. Nr. 107, S. 267], ja wofür bloße Befürchtung ihm schon verübelt, wenn nicht gar gedacht worden wäre, sich an den Laden zu legen?

(*) „Man soll Alles können (Alles wissen) was sie (jetzt) wünschen. Nach dem was man kann fragt kein Mensch." [Z. Nr. 231.]

Und in welcher Weise konnte es allenfalls geschehen?

Doch nur schreibend: denn von Mithauen und Mitschießen konnte damals noch nicht die Rede seyn, da man noch lange es für gefährlich hielt Bürger und Landmann zu bewaffnen und, was das natürlichste, nach Vernunft und Geschichte, gewesen wäre, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen. Darauf aber hatte er schon in seinem Herrmann hingewiesen. [XL, 337.]

Und wie hätte er schreiben müssen, ohne diejenigen wonicht anzuklagen, doch anzudeuten, welche die Sache bis zu diesem Aeußersten hatten kommen lassen? Denn was jetzt in hundert Schriften mit dürren Worten gesagt zu lesen ist, konnte und durfte damals weder laut gesprochen noch leise gehört werden, am wenigsten von Personen seines Standes und seiner Stellung.

Oder hätte er diese aufgeben sollen, um etwa als Journalist aus irgend einem versteckten Winkel Deutschlands Lärm zu blasen und dann in feiger Anonymität einen Unschuldigen vor den Riß treten zu lassen?

Und wann, zu welcher Zeit hätte denn alles dieses moralisch Unmögliche geschehen sollen?

Doch nicht vor dem 14ten October? wo der Handel noch schwebte, noch nicht Alles verloren und noch Vieles zu gewinnen war?

Mit und nach 1806 aber, unmittelbar unter den Augen des Feindes, den man nicht noch reizen durfte, und wer es that sich eines Verraths am Interesse des Ganzen schuldig machte, „indem er einen Raub beging am allgemeinen Gut der Rache;" mitten im Rheinbund eingeschlossen — wäre das nicht ein verbrecherischer Wahnsinn

gewesen, durch den er sich, seinen Fürsten, dessen Land, ja ganz Deutschland dem Verderben geopfert hätte?

Doch wozu in eine Widerlegung solcher Zumuthungen, die nur von einer schülerhaften Unkunde des Welt- und Menschenmöglichen zeugen, sich weiter einlassen:

„Weise selbst fallen in Unwissenheit,
Wenn sie mit Unwissenden streiten." [V, 123.]

VIII. Thätigkeit.

Was ein alter Aegyptier dem Solon vorgeworfen haben soll, seine Nation, die Griechen, blieben ewig Kinder, dasselbe haben G's. Freunde, namentlich Herder (*) und Schlosser, ihm gleichfalls nachgesagt, ja zum Angehör gegeben: er sey ewig ein großes Kind.

Kann man nun die Griechen glücklich preisen, daß die Götter ihnen diese Kindheit beständig haben erhalten wollen, „so daß sie den Traum des Lebens am schönsten geträumt;“ [XLIX, 72.] so muß man auch G. für glücklich erachten, daß die Natur ihm diesen Vorzug verliehen, und die Muse ihm diese ewige Jugend erhalten wollen.

Wohl war er ein Kind in der Freude und Lust an der sinnlichen Erscheinung im Natur- und Menschenleben. Und wie das Kind von Allem angezogen, Alles umfassen, einsammeln und gebrauchen möchte; so ward er jeden Augen-

---

(*) „Herder hat wohl Recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist es mir so wohl, daß ich ungestraft meinem kindischen Wesen (nämlich unerkannt herumzugehen) folgen kann.“ [Mscpt. des Reisetagebuchs. München d. 6. Sept. 1786.]

Ebenso meinte Schlosser, G. sey in seinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß er sich einbilde, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür Er Interesse zeige u. s. w. [XXX, S. 333.]

blick angezogen von den verschiedensten Gegenständen, und hatte sich nur zu wahren gegen diesen Andrang des Mannigfaltigen, um nur Eins nach dem Andern wiedergestaltet und mit seinem Geistesgepräge gestempelt der Welt zurück zu geben.

So gesteht er selbst: „seine Existenz wachse wie ein Schneeball, und es sey ihm manchmal als könne sein Kopf es nicht fassen noch ertragen. Und doch entwickle sich's von Innen heraus und er könne ohne dieses nicht leben." [Mscpt. des Reisetagebuchs.]

Wer erinnert sich hierbei nicht seiner Schilderung von Hans Sachs [XIII, 123], welche zehn Jahre früher (1776) durch eine ihm gewöhnliche geniale Prolepse(*) genau denselben Seelenzustand mahlt, in welchem er zu jener Zeit in Italien sich befand (1787), so daß er in seiner Selbstkenntniß sagen durfte: „dieses Gedicht, wie ein anderes auf Mieding's Tod, könnten statt seiner Personalien und Parentation gelten, wenn man ihn indessen bei der Pyramide des Cestius zur Ruhe brächte." [XXIX, 282.]

Außer dem indirecten Beweis den seine Schriften davon ablegen, sprechen auch seine Lebensbekenntnisse es direct aus, geht es auch noch aus den vertrauten Briefen an seine Freunde, namentlich aus dem Manuscript des Tagebuchs seiner Reise in Italien hervor, und zwar mit einer solchen Unmittelbarkeit, welche uns einen reizenden Einblick in die innere

(*) Dieselbe Prolepse zeigt sich auch in dem Gedicht: „der Wanderer" [II, 176], das Felix Mendelssohn mit unzähligen Anderen, in Italien geschrieben zu seyn glaubte, ja sogar das Local aufgefunden zu haben meinte, und das G. doch bereits 1771, also viele Jahre vor seiner italiänischen Reise geschrieben hatte. [Z. 794, S. 207; coll. 799, S. 224.]

Werkstätte seines Geistes erlaubt. Diesen Reichthum von Beobachtungen, Reflexionen, Aperçu's, Stoffen, Notizen und dergleichen allen zu verarbeiten und außer sich dar- und hinzustellen, hätte das Maaß der menschlichen Kräfte und ihre Dauer nicht zugereicht. Er fühlte dieses und deponirte daher Manches bei seinem Freunde Schiller [Brfw. Nr. 5, S. 21] und brachte dadurch dem Stoffarmen [Nr. 391, S. 366] die Welt so zu sagen in's Haus. Vermochte er darum öfters nur die Primitien, den obersten Hub der reichen Garben- und Fruchthaufen zu geben, und mußte das Meiste und keineswegs Geringere des Uebrigen zurücklassen — z. B. seine mannigfaltigen Kunstbetrachtungen, wovon nur der kleinste Theil in seine von dem Zeitgeist nicht begünstigten Propyläen überging —; so konnte selbst jenes, bei seiner Art nur in der rechten Stimmung und aus dem Ganzen zu arbeiten und seinen Stoff in immer neue und neue Gestalten umzubilden, bis die rechte erschienen war, zu keinem solchen Abschluß gelangen daß er sagen mochte: er habe sich erschöpft und wisse nichts weiter daran zu thun. Er siegelte deshalb auch das Manuscript seines Faust ein, um nicht zu weiterer Ausführung des nur angedeuteten veranlaßt zu werden, woran ihn doch die ultima linea rerum gehindert hätte. [Z. Nr. 813, S. 282.]

Und doch ist so manches von jenen Paralipomenen unbemerkt übergegangen und ausgeschlagen in Blüthe und Frucht. — Soviele köstliche Maximen, Sentenzen, Parabeln, Gleichnisse, Tropen, oft schon ein einziges schlagendes Wort, eine naive zierliche oder geistreiche Wendung lassen auf lange und wiederholte Beobachtungen aller Art schließen, bevor die Wirkung jener allseitigen Thätigkeit sich auf eine

Weise zeigen konnte, in der nur ein anthropologisch=psychologischer Sprach= und Stylkundiger die Ideenassociation nachzuweisen verstünde. Man kann sagen: es sey keine schickliche Phrase, kein bedeutendes Wort, in seinen Gedichten zumal, das nicht aus einer wirklichen Situation seines Lebens hervorgegangen, sich darauf bezöge, daran erinnerte.

Zu Dutzenden könnte ich Beispiele anführen, theils als Augen= und Ohrenzeuge des empfangenen Eindrucks, theils als stiller Beobachter seines Denkverfahrens überhaupt, wenn hier der Ort dazu wäre.

Aber nicht blos in der sinnlichen Reizbarkeit und Empfänglichkeit glich er dem Kinde, auch in dem Hingeben an den jedesmaligen Gegenstand der seine Aufmerksamkeit anzog, so daß es einem Andern wohl scheinen konnte, als sey ihm die Sache dem Werthe und der Bedeutung nach gleichviel, wenn sie ihn nur angenehm beschäftigte und die Thätigkeit seiner Geisteskräfte unterhielt.

„Gebt mir zu thun!
Das sind reiche Gaben,
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben." [II, 261.]

So sehr war Thätigkeit das Erste und Letzte seiner Natur, daß man alle, die daran zweifeln aus Dummheit des Herzens oder des Verstandes, und ihn gegen Schiller heruntersetzen, wie Gervinus und seine Nachschwätzer, nur bedauern kann wenn sie ihrem vorgefaßten Wahn mehr Glauben beimessen, als seinen jederzeit aufrichtigen Confessionen, und sich also selbst um die Kenntniß des Wahren bringen, worin allein der Geist Befriedigung finden kann.

„Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, sagt er, ist das Leben: diese rotirende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; (*) der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem Jeden unverwüstlich eingeboren. Die Eigenthümlichkeit bleibt uns Andern ein Geheimniß." [Z. Morphol. I, 4, 314.] „Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen." [Z. Nr. 530.]

„Es ist doch in uns Beiden eine ruhig-stetige, ernstleidenschaftliche Thätigkeit, immer in gleicher Richtung. Nach außen wird wenig gefragt; jeder geht seinen Gang und läßt das Uebrige werden." [Z. Nr. 764.]

Und diese Thätigkeit zeigte sich durchaus im Knaben, im Jüngling, im Mann, im Greise. „Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam seyn müssen, um nur zu leben."

Was er hier, im Jahr 1781, an Knebel schreibt, wiederholt er 1786 aus dem Lande, wo das dolce far niente zu Hause ist, an einen andern Freund: „er möchte nicht dort seyn, wenn er nicht thätig seyn könnte."

Und in der Zwischenzeit an Merck: „außer dem gewöhnlichen Tagewerk, das ich nach und nach mit der größten Ge-

(*) „Wie das Gestirn
Ohne Hast
Aber ohne Rast
Drehe sich Jeder
Um die eigene Last." [III, 259.]

schwindigkeit, Ordnung, Genauigkeit von Moment zu Moment abzuthun mich gewöhne, habe ich immerfort eine Menge Einfälle, Erfindungen und Kunstwerke vor." — Und in dieser mannigfaltigen Thätigkeit sah ich ihn von 1803 bis an sein Ende beschäftigt.

Denn so ging er vom morgendlichen Dichten und Sinnen zu den laufenden Geschäften des Tages, von diesen zu wissenschaftlichen oder Kunstbetrachtungen, zu Lectüre oder Gespräch mit Einheimischen und Fremden über; kurz die Gränzen des Tages umschlossen die mannigfaltigsten, abwechselndsten Beschäftigungen, obschon er nicht immer sich an dieselbe Ordnung band, sondern auch wohl von seiner körperlichen oder geistigen Stimmung, oder von unmittelbaren Veranlassungen, seine Richtung hernahm. Er nennt diesen Kreis seiner Beschäftigungen, seinen Zodiac [Schill. Nr. 437], in spätern Jahren das Quodlibet seines Lebens. [Z. Nr. 828; 834; 507.]

So hatte er sich schon in ganz früher Zeit einen erfindenden, einen ordnenden, einen aufräumenden Tag und dergleichen abgemerkt und suchte nur den Cyclus derselben herauszubekommen. Da er nun nie zu lange bei einer Sache aushielt, noch über Gebühr sich anstrengte, so ermüdete sein Geist niemals, und jedes Neue fand ihn wiederum frisch und rein.

„Ich weiß recht gut, daß die sammelnde Aufmerksamkeit bei mir auf äußere Gegenstände nur eine gewisse Zeit lang dauert, und daß die verbindende und wenn man will poetische Tendenz alsdann desto lebhafter und unaufhaltsamer sich in Bewegung setzt." [Br. an H. Meyer.] Daher schreibt er an Schiller: „die theoretischen Betrachtungen können mich

nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen" u. s. w. [Nr. 397 b.], und späterhin, nach einer zu langen Pause, treibt ihn Schiller dazu an. [Nr. 561, S. 18 f.]

Gewiß aber brachten diese Spaziergänge durch alles Sicht= und Denkbare ihm die herrlichsten Ideenassociationen und Combinationen: da durch Wissenschaften wie Künste nicht nur ein gemeinsames Band hindurchgeht und sie umschlingt, sondern alle sich auch zuletzt auf Ein und dasselbe beziehen, welches sich in so tausend und abertausend Phänomenen auszubreiten beliebt, und das besser im Herzen als „ein unaussprechliches Seufzen" (*) gefühlt denn durch Worte beschrieben wird, die es doch nicht genügend aussprechen und kaum bezeichnen. [V, 102.]

Seine Thätigkeit wäre sonach eine wahrhaft religiöse zu nennen, ein beständiger Gottesdienst, wenn auch nicht die verschiedenen Functionen seines Tages, so wenig wie die, welche in Tempeln oder Kirchen verrichtet werden, alle von gleicher Wichtigkeit, Bedeutung und Folge sind. [IV, 389.]

Und so hatte er Recht zu sagen: „wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion." [A. in D. I, 144.] Wer seine Erbauung von der Structur eines Strohhalms herzunehmen versteht, wie Vanini, ist so wenig Atheist wie dieser; ist gewiß nicht nur geist=, sondern auch gemüthvoller, als der erst zu Postille, Gebetbuch oder Rosenkranz greifen muß, und nur durch die Last seiner Sünden, wie der verlorne Sohn, zu Gott getrieben wird.

(*) Sebastian Frank von Wörd, in Zinkgräff's Apophthegmen S. 219.

Und wer seine Abhängigkeit von einem Absoluten überall nicht nur durchs Gefühl, sondern auch durch Vernunft [L, 44.] zu erkennen vermag, und sich in dieser Unterordnung gern und willig zu erhalten, und darnach Leben und Denken einzurichten weiß, ist gewiß sittlicher und frömmer, als wer sich erst durch Predigt und Beichte über sein Verhältniß zu Gott und Welt muß belehren lassen.

Sowie ein Kind, das seine Lust und Freude an sich, seinen Kräften und Vermögen, wie an Natur und Welt unbefangen und arglos zu erkennen giebt, in seiner Unschuld nur das thut, was Gott und die Natur von ihm haben wollen, und ihm daher auch das Himmelreich gehört: so darf man G. auch darin ein großes Kind nennen, daß er in dieser liebevollen, heiter-zufriedenen Weltansicht [III, 137] und an der Freude etwas hervorzubringen und mitzutheilen bis an sein letztes Lebensende zu verharren wußte, und sie auch in Andern zu erwecken und zu beleben suchte. [Schill. Nr. 133; Zelt. Nr. 764.]

Ihn betrübte nur, wenn Andere das nicht liebten, was er liebte [III, 275], weil sie ihm weniger glücklich erschienen [XXX, 333]; „denn Liebe bleibt der höchste Gewinnst" [II, 253; XLVII, 167] und dieser blieb ihm, „nachdem die Jahre so vieles genommen," — zugleich mit der Idee." [V, 81.]

Hätte er nun deswegen, weil die Productivität im Alter abnehme, was er sehr wohl wußte und eher aussprach, als die geboren wurden die es ihm ewig vorwerfen [Schill. Nr. 899], gar nichts mehr thun sollen, nichts mehr dichten noch denken, sondern nachdem er sein Schäfchen ins Trockne gebracht, wie die Philister reden, auf seinen Lorbeern ausruhen sollen [XLVII, 228], wo sie dann aber wieder schreien

würden: er habe seinen Ruhm überlebt? — Nein! seine Thätigkeit war das Talent wozu er verdammt war, das ihm durch alle Zustände hindurchhalf, sein Kork- und Schwimmwamms, sein Talisman, seine Panacee; er mußte schreiben, wenn er leben wollte, oder er hätte, wie Laube(*) verlangt, „erschlagen werden müssen, wie alles, was nicht sterben will." — Und „er wollte lieber in seiner stillen, unangefochtenen Wohnung soviel dictiren [IV, 376] und copiren und drucken und liegen lassen, damit es hinausgehe oder hinnenbleibe [Z. Nr. 791, S. 195] — damit Jeder verschweigen könne, woher er's hat" — was sie denn auch thun und thun können, da kein Argus und keine Concordanz nachweist, wo es bei ihm zu finden ist — „und denn doch das ganze Menschenwesen ein Bischen aufgestutzt werde" [Z. Nr. 269, S. 335], das freilich kaum aus der Philisterei ein wenig erhoben, schon wieder in eine schlimmere Philosophasterei zu fallen droht, und wenn es vormals in der Thorheit nur naturalisirte, jetzt methodisch und certa ratione modoque darin zu Werke geht.

Brauchte man doch nicht zu lesen, ja gar keine Notiz von dem zu nehmen was er schrieb, und konnte ihn in seiner Klosterzelle nach seiner Art gewähren lassen, wie Er soviele, ja Alles gewähren ließ, — schon aus Dankbarkeit für so Manches was man ihm schuldig geworden, wenn die Deutschen dankbar seyn könnten — aber thätig zu seyn mußten sie ihm gönnen, nach der erneuten Promulgation der Menschenrechte und der eingeführten Gewerbfreiheit, „sein Talent zu brauchen zur Rechten und Linken: denn wenn es

(*) Geschichte der deutschen Literatur, Bd. II, S. 156.

nicht mehr fromme, werde Gott schon winken." [III, 282.] Und es hatte gefrommt und frommte noch: denn er strebte vorwärts, und ermahnte Andere dazu:

„Tretet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter." [IV, 355.]
„Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längst schon überstieg." [IV, 372];

ja er wies ihnen ein Feld an, wo noch was zu thun sey, und wo man ihn und seine Zeit in der unschuldigen Opposition mit den Philistern überbieten könne, indem man sich die Gegner auf einer höhern Stufe suche. [3. Nr. 745.]

Was thun denn aber die Neuern und Neusten? Statt in die Gegenwart tüchtig einzugreifen, darin zu leben und sie zu benutzen, streben sie rückwärts, wecken den alten verschollenen Minnesingsang wieder auf, zerren die alten Ritterstreitrosse wieder hervor, wie sie unlängst das ganze mittelaltrige Pfaffenspiel am hellen lichten Tage aufführten, und wühlen das Kehricht des alten Aberglaubens, der Volkssagen, Mährchen und Gespenstergeschichten wieder auf, um durch den erregten Staub und Dunst eine künstliche Dämmerung zu verbreiten, da im Dunkeln gut Munkeln ist.

Wohl hatte er Recht zu sagen:

„Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!

Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten!"
[Z. Nr. 550, S. 341.]

Uebrigens gilt von G's. Beitrag zur Literatur, was nach seinem Urtheil von jeder Literatur zu sagen ist [XLIX, 34]: „sie ist das Fragment der Fragmente. Das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebnen ist das wenigste übrig geblieben."

Sagt er nicht, seine Schriften wären nur Bruchstücke seiner (Geistes-) Garderobe, Häutungen u. s. w.? — Bildliche Ausdrücke, nach seiner Art, die man sich in die abstracten philosophischen übersetzen mag. — Sie sind also nicht der ganze Goethe!

Demungeachtet ist in allen mehr enthalten als man darüber sagen kann, wie denn jedes Object ein Unendliches ist; da sein Gehalt sich mit dem des Betrachtenden multiplicirt.

a. Gegenständlichkeit des Denkens.

Mit diesem Ausdruck hatte Dr. Heinroth Goethen auf einmal über sich selbst aufgeklärt, und, wie er sagt, ihm das Tüppelchen auf das i gesetzt. [L, 93 — 99.] Früher zwar hatte schon Schiller dasselbe ausgesprochen, nur nicht mit diesem Worte [Nr. 398]; späterhin auch Zelter. [Nr. 504, S. 188.]

Wie G. sich selbst immer als Nachtwandler [XXVI, 226] vorkam, der nur halbbewußt dessen was er thut, seine gefährlichen Wege geht, die er im wachen Zustande nicht unternehmen würde; so war er über das, was sein Verfahren beim Produciren betrifft, im Dunkeln, das Licht aber in ihm, und so arbeitete er sich mit diesem erst ins Helle und in das Tageslicht hinaus. [Schill. Nr. 398.]

Er selbst bemerkte bereits von sich: „Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können.“ [Tagebuch den 26. Febr. 1780.] Und Schiller sagt ähnlich: „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen.“ [Schill. Nr. 4, S. 14.]

Es waren die Gegenstände selbst, an denen er sich zum Bewußtseyn kommen mußte, nicht das Wort, die Erzählung, die Beschreibung. [XXX, 218, 219.] Wie ist er glücklich, wie dankt er Gott, wenn er etwas selbst gesehen hat, wenn der Gegenstand nicht mehr ein bloßes Wort, ein leerer Schall nur ist, wenn auch ein Name kein bloßer Name für ihn bleibt [Schill. Nr. 424; XXIX, 42]; wenn ein Object sichtlich und handgreiflich vor ihm steht und er alle Sinne daran üben, es von allen Seiten umfassen und im eigentlichen Wortverstande begreifen kann!

„Was nur durch die Sinne gefaßt werden kann, dessen Erzählung erregt im Gemüth eine lebhafte und beinahe ängstliche Sehnsucht, und je genauer wir von solchen Gegenständen sprechen hören, desto gewaltsamer strebt der Geist nach ihnen.“ [G. an Meyer den 30. Oct. 1796.] Daher konnte er früher nicht mehr von Italien sprechen hören, weil es ihm Pein verursachte, bis er es gesehen hatte. [XXVII, 153.]

Was er auf die Weise gewinnt, das stellt er nun auch ebenso sinnfällig dar, und jedes Wort ist dann voll Bedeutsamkeit und Wirkung.

So ist sein Wissen ein eindringendes Sehen, ein Licht das sieht und gesehen wird [Schill. Nr. 398], und die Wissenschaft ist ihm kein von den Gegenständen abgesondertes theoretisches Gerüst oder Zimmerung, womit der Bau der Natur verkleidet und für sie selbst ausgegeben wird, sondern

das jedesmalige Eindringen des Geistes in die Gegenstände, der dieselben durchglüht und ihre Structur versichtbart.

Er hatte also auch einen esprit primesautier, wie Montaigne [Liv. II, c. 10] von sich rühmt, der gleich bei der ersten Charge die Sache, das worauf es ankam, weg hatte, wie es ihm z. B. mit den prismatischen Farben als Randerscheinung erging [LIV, 301], mit der Entdeckung der Schädelknochen als metamorphosirten Wirbelbeinen [L, 97], mit der Urpflanze [XXVIII, 77. 243; XXIX, 44—49] u. s. w., wenn er auch — leider! muß man sagen — nicht immer Muße fand oder sich nahm, die Sache zu Papiere und vor das Publikum zu bringen. Unterdessen transpirirte wohl ein solches Aperçu und Andre kamen ihm zuvor, wie auch Herder in seinen Ideen vieles nur ausspricht, was G. gefunden und ihm mitgetheilt hatte, obschon er sich die Miene giebt, als arbeite G. nur wie ein guter Schüler unter Anleitung seines Lehrers zu dessen Zufriedenheit. [S. v. Knebels lit. Nachl. II, S. 268.]

Wie er nun gegenständlich ist in seinem wissenschaftlichen Denken, so auch in seinem poetischen Dichten. Weil alles von innen heraus geschaffen ist, so haben seine Personen nicht blos das Ansehen von Lebenden, einen Scheinkörper, sondern wirkliche Epiderm, Muskeln, Sehnen, basirt auf eine Ossatur, die den Character bestimmt, und welcher alles Uebrige angemessen ist. Es sind keine sogenannten Ideale, blos phantasmagorisirte Schemen wie von einer Laterna magica an die Wand geworfen und zu Colossen auseinandergereckt; auch keine aus luftgefüllten Blasen in menschlicher Gliederform zusammengeleimte Figuren — wie man dergleichen, Menschen oder Thiere vorstellend, aus Goldschläger- oder

Schafhäutchen fabricirt und als Mongolfieren mit verdünnter Luft angefüllt in den Aether steigen und aller Augen in unerreichbare Höhen sich nachsehnen läßt — nein! solide, leibhafte, greif- und faßbare Gestalten sind es, die einen Menschenleib angenommen haben und unter uns herumwandeln, wie vom Himmel herabgestiegene Götterwesen.

So die Männer, so nicht weniger die Frauen! Seine weiblichen Wesen, selbst die zartesten, sind nicht jene der englischen Stahlstiche, mehr als Miniaturgemälde von pergamentenem und elfenbeinernem Teint, jene Luft- und Duftwesen, denen ein auffallendes Rosenblatt den Fuß lähmen, eine Battistfalte tiefe Narben drücken würde. Aus der Fülle und Festigkeit seines eigenen Gemüthes hat er sie mit soviel Stärke und Energie ausgestattet, daß die leichte Anmuth und Zierlichkeit ihrer Bewegungen nicht eines kräftigen Halts und Gleichgewichts entbehrt, welches von sittlicher Beschaffenheit auch sittliche Anziehungskraft ausübt. Es sind keine Amazonen und Heroinen, wie Mrs. Jameson desiderirt, und wie sie unsre Zeit schwerlich liefern kann, aber menschliche, liebenswürdige, wünschenswerthe.

Wenn er nun die Menschen ihrer innern Natur gemäß darstellt, wie sie sind, aber schön und liebenswürdig, selbst in ihrem Irrthum, so daß sie unter allen Umständen noch Menschen bleiben und selbst der Schelm, der Wicht noch eine Seite zeigt, wodurch er mit den Besseren zusammenhängt, oder wie im Dominospiel eine Zahl anbietet, der man eine gleiche anrücken kann; so bekundet er dadurch noch eine andre Eigenschaft seines Gemüthes: die Billigkeit, das Geltenlassen alles dessen, was auf Natur und Wahrheit ruht, was ein psychologisches Fundament hat, ohne ihm deswegen eine

sittliche Zulässigkeit und Geltung einzuräumen: denn auch das Unzulängliche hat ein Recht zu existiren.

Er malt daher keine Tyrannen von der alten Tapete, keine Teufel so schwarz wie möglich; sein Alba ist noch gedenkbar, und sein Mephistopheles könnte sich für die humane, vermenschlichende Abconterfeiung immer noch bei ihm bedanken, wie ehemals bei Hans Carvel; welches er bei jenem neuen Maler des guten und bösen Princips nicht eben Ursache genug fände, da dieser ihm zu der Physiognomie Napoleons die sehr unpassenden Fledermausflügel anheftet.

Freilich hat sich G. bei den Orthodoxen keinen Dank damit verdient, die nur den alten Höllen-Drachen zu sehen gewohnt, nicht nur einen Unmenschen, sondern ein Unthier verlangen.

Aber, wie wollten sie mit ihrer Vorstellung des Bösen über ihre eigene und die menschliche Natur, die nun einmal Begriffe personificiren muß, hinauskommen, da sie in der Darstellung und Fingirung des Guten nicht über den menschlichen Typus hinauskönnen, und ihr Gott — wenn es nicht der zornglühende Jehova seyn soll — nur eben aussieht wie ein sanfter Mensch, sey's Greis, sey's Jüngling.

„Die Ochsen — sagt Cicero — würden, wenn sie sich Götter einbilden und vorstellen könnten, diesen ihre Gestalt und Aussehen verleihen." Die Menschen dürfen mit mehrerem Recht sie also in der Gestalt, über welche hinaus sie keine schönere kennen, d. h. in menschlicher sich vorstellen und kein Vernünftiger kann etwas gegen diese Natureinrichtung haben, in die des Menschen Vorstellungsweise gelegt ist, und nach der er auch, ohne in Farb und Thon zu bilden, sich die

Gottheit als Person mit gehäuften und erhöhten Attributen seiner eigenen Natur zu denken genöthigt, von ihr als einem colossalen Menschen redet, dichtet und philosophirt. (*)

Wie Goethen das Wort Nichts war als ein hohler, leerer Schall, und er immer gleich der Anschauung begehrte; wenn er Städte und Länder nicht aus Reisebeschreibungen glaubte kennen zu lernen, sondern durch Selbstansicht: so erwarb er sich seine wissenschaftlichen und Kunstkenntnisse nicht aus Compendien und Theorien, vielmehr durch handanlegende Praxis mit den bezüglichen Gegenständen. Botanik, Mineralogie und Geologie wurden in der Natur selbst vorgenommen und erschaut; Anatomie und Osteologie auf dem Theater, sogar auf dem Anger; zeichnende und bildende Kunst an der Natur, an Modellen, an Antiken; Baukunst überhaupt durch nachbildendes Studium der Säulenordnung und unmittelbare Betrachtung vorzüglicher Bauwerke, alter wie neuer.

Das Historische einer jeden Wissenschaft und Kunst, das Gelehrte, das Technische mußte freilich aus Büchern genommen werden; mündliche Belehrung von Sachverständigen aber war ihm jederzeit willkommner, weil es ihn im Augenblick förderte, und er immer nur annahm, was er *soeben* brauchte und wissen wollte.

Selbst in seinem nächsten und eigenen Element, in Sprache und Rhythmik, halfen ihm nicht abstracte schwerfällige Bücher [Schill. Nr. 747], sondern mündliche Aus-

---

(*) Selbst die Juden, die sich kein äußerlich Bild von Gott machen durften, konnten doch nicht umhin, in ihrer Phantasie sich ihn in menschlicher Gestalt vorzustellen, wie Ezechiel I, V. 26; Daniel VII, V. 9.

legung, Beispielgabe und unmittelbar versuchte Praxis. [XXX, 273.]

Und so ward er in wenigen Tagen, ja Stunden durch Humboldt, Voß, Vater und Sohn, auch wohl von dem Verfasser, mehr gefördert, als durch einsames Studium von abstracten Regeln, trocknen Schematismen, ohne treffende Belege.

Auch in der Sprache, die er nicht nach bewußten Regeln, sondern mehr aus Nachgebrauch, Instinct, Takt und Geschmack handhabte, half ihm gelegentliche Unterhaltung mit dem Verfasser über Anstöße, Dunkelheiten und Zweifel mehr hinaus, als wenn er, wie Wieland, seinen Adlung auf dem Tisch zur Hand habend, nur darauf gedacht hätte, es diesem recht zu machen, um alle übrigen Erfordernisse seiner Diction unbekümmert. Diese Bemerkung dürfte ihn vielleicht bei unsern sprachgelehrten Dichtern wie Prosaisten einigermaßen discreditiren; woran aber nichts gelegen ist, da sie mit aller ihrer Grammatik und Lexicosophie nicht seine naive Genialität erreichen. Haben doch Homer, Pindar, Aeschylus, Sophocles auch ante inventam grammaticam gedichtet und geschrieben; und dieß möchte wohl auch bei Dante, Shakspeare und andern großen Schriftstellern der Fall seyn. Ja es bildet sich eine jede Sprache, ohne Rücksicht auf ihre frühere Grammatik, nach Bedürfniß, Laune, Mode, Nachahmung anderer Sprachen, sowohl in ihrem etymologischen als syntactischen Theile, von Jahrzehend zu Jahrzehend weiter, ohne daß eine Zeit die andere tadeln oder zur Rechenschaft ziehen dürfte.

So gegenständlich also in seinem Denken verfährt G. auch als Dichter. Er denkt nicht in und mit Worten, son-

dern mit den Gegenständen, mit den sinnlichen Objecten selber drückt er geistige Verstandes- und Reflexionsverhältnisse aus. Wie der Maler gleich mit Formen und Farben, der Musiker mit Tönen und Rhythmen sein Gedachtes und Empfundenes für Aug und Ohr und dadurch für den innern Sinn hinstellt, dem Verstand es überlassend, sich's in seine Wort- und Begriffssprache zu übersetzen, um mit sich und Andern darüber reden und verhandeln zu können — wobei aber freilich alles Individuelle und Besondere, was doch eigentlich das seyn soll was sie auszudrücken und darzustellen sich bemühen, verloren geht —: so ist auch in G's. Dichtungen Trope, Gleichniß, Parabel, Symbol, Allegorie, Mythus das nahrhaft-genießbare Fleisch das die Ossatur des Begriffs, das saftig-reife Parenchym das den trockenen Fruchtkern des Gedankens bekleidet, ihm den sinnlichen Reiz und den geistigen Wohlschmack verleiht; es ist das Medium, wodurch nicht des Dichters Person, sondern die Welt selbst mit uns redet, was sag' ich redet? — das ja successiv und analytisch geschähe — nein, simultan und synthetisch mit der ganzen Sphäre ihrer Wirksamkeit auf uns eindringt, Sinne und Geist zugleich umfängt und ersättigt.

Und diese den eigentlichen Dichter-constituirende Eigenschaft verstehen unsere Philosophen so wenig zu erkennen, zu schätzen und zu genießen, daß sie nur frostige Allegorien in G's. durchdachtestem Werke sehen, während sie selbst nicht allein frostig, sondern auch trocken und austrocknend, nur mit klapperdürren Begriffen umzuspringen und sich damit — gleich den Lemuren in G's. Todtentanz — eine vertracte Motion zu machen wissen.

Diese Art von Philosophie hat uns weder Staat noch Haus gegründet und erhalten; weder Leben noch Sitte geschaffen und veredelt; weder Kunst noch Wissenschaft zugeführt und gefördert: sondern hinter allem bereits Fertigen dreinhinkend, giebt sie mit altkluger Miene ihr weises Parere, als verstände sie nicht nur Alles besser, sondern könnte es auch besser machen.

b. Benutzung zufälliger Ereignisse.

Daß G. zufällige Ereignisse des Tags, Stimmungen und was sich uns Angenehmes und Unangenehmes aufdringen mag, benutzte und sie in seinen Dichtungen anbrachte, wie er selbst gesteht [Schill. Nr. 170; it. XLVIII, 49 ff.], scheint man zu mißbilligen oder doch nicht zu loben, wenigstens nicht was die Anspielung auf Byron als Euphorion betrifft.

Vermuthlich weil der Fall zu neu, zu frisch, zu sehr an der nächsten Wirklichkeit liege. Als könnte ein gegenwärtig Wirkliches nicht eben so gut symbolisch benutzt werden, wie die einmal hergebrachten Traditionen.

Ist ja doch alle Symbolik nur Verbrauch des Wirklichen in einem höhern Sinne, in einer allgemeinen Bedeutung.

„Alle poetischen Personen sind symbolische Wesen und haben als poetische Gestalten immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen." [Schill. Nr. 488, S. 274.] Sonst könnte in den Abenteuern des Ulysses Niemand ein Symbol seiner eignen Fährlichkeiten und Fahrnisse erblicken.

Napoleon auf dem Felsen von Helena ist bereits oder wird nächstens ein Symbol der Weltbegebenheiten, das den

Prometheus auf seinem Caucasus wo nicht aussticht, doch ersetzen kann.

Ohne zu erwähnen, daß die Dichter des Alterthums ähnliche Beziehung aus und auf die Gegenwart genommen haben und wohl nehmen mußten, vermöge des Verfahrens aller poetischen und künstlerischen Phantasie, die eigentlich nichts Neues, Unerhörtes schafft, sondern aus den Atomen des bereits Existirenden neue Bildungen componirt; und daß im Aeschylus, im Sophocles, im Euripides und andern dergleichen vorkommen; daß auch neuere Dichter, Dante z. B. in seiner divina Comedia, Vorfälle — [Z. Nr. 512, S. 219] wie Personen seiner Zeit einwebt: so ist hauptsächlich zu bedenken, daß solche Zeitanspielungen mit der Zeit ganz in die Idealität des Gedichtes verwachsen, dergestalt, daß kaum für den Geschichtskenner, geschweige für den Laien, eine Disparate erkennbar wird, und Alles wie aus einem Gusse und Flusse erscheint.

Wer vermöchte in G's. Dichtungen, ja in seinen Werken überhaupt, alle die Gedanken Anderer nachzuweisen die er sich angeeignet, die Anlässe zu neuen Ideenverbindungen die er aus Schriften und Lebensvorfällen Anderer entnommen, und die gleichwohl in seine Werke integriren; oder wie er sich in seiner parabolischen Weise scherzend ausdrückt: „alle Fasanen, Capaunen u. s. w., womit er sein Bäuchelchen gemästet?" [XLVII, 77.]

Und was sollte er auch für einen Unterschied in der Harmonie der Dichtung oder des Gedichtes machen, ob der Poet Andern unbekannte und nur ihm bewußte Beziehungen auf ein Wirkliches in seine Darstellung aufnimmt — welches bei keinem wahrhaften Dichter ausbleiben kann, und bei

G. mehrmals vorkommt: man denke an Lerse im Götz, an Jerusalem im Werther, an Merk im Faust, an den Architecten in den Wahlverwandtschaften u. s. w. — oder solche, die auch Andere als bekannt entdecken? Sind es nicht allgemein menschliche Erlebnisse, wohnt nicht ihnen nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit ein? Ist das Menschliche von heut und gestern nicht äqual dem vor hundert ja vor tausend Jahren? und können vorzeitliche Dinge anders als mit dem Colorit, mit dem Genie der Gegenwart geschildert werden? Shakspeare malt keine Römer, sondern Engländer, Goethe keine Griechen und Italiäner, sondern Deutsche; beide Dichter am Ende nur sich.

Wie wir dem Maler, dem Bildhauer nachgeben, daß er Portraitähnlichkeit in seinen Bildern anbringt, warum nicht auch dem Dichter? Sind doch schon dessen Bilder, Gleichnisse, Schilderungen von Localitäten, Naturscenen, Characteren und Gestalten alle aus der Erfahrung, eigener oder fremder, entnommen — daher die realen Engländer auch darauf reisen, sie zu entdecken — und gewissermaßen Reminiscenzen, wenn auch nicht jedes Mal ein vorschwebendes Urbild nachzuweisen, noch dem Dichter selbst mehr bewußt ist. Wenn wir dem Dichter zugeben, daß er sein Leben, sein Erlebtes in Bausch und Bogen in seine Productionen aufnehmen mag, was formalisiren wir uns beim Detail?

Dergleichen Anklänge liefert die Einbildungskraft von selbst und man kann sich ihrer nicht erwehren. Warum haben z. B. alle Madonnen des Leonardo da Vinci denselben eigenen sozusagen Familienzug um den Mund, diese Wangengrübchen, als — weil zuerst in der concretesten Wirklichkeit dieser Zug den Maler fesselte, oder besser so paraly-

sirte — wie das Sonnenbild die Retina im Auge zu wiederholter Nachbildung seiner in abklingenden Farben determinirt, — daß er ihm immer vorschwebte und von selbst in Blick und Hand überging.

Ich könnte in G's. Poesien und seinen Romanen an mehreren Characteren diese Züge aus der Wirklichkeit, die auch mir bewußt waren, nachweisen; aber wozu? und was wäre damit gewonnen? Daß unter den Gesichtern, die ein Maler malt, eins auch eine Nase, wie der und der, ein Auge wie die und die u. s. w. hat, das versteht sich, wie daß die Natur sich selber nachahmt, und da und dort wiederholt.

Nein, was ich sagen wollte ist dieß:

Wie jeder Maler darauf rechnet, die Zeit werde in seinem Bilde mitmalen, das Eine dämpfen, ein Anderes hervorheben, kurz ihm diejenige Harmonie, den übereinstimmenden Ton geben, die jedesmal das ältere Urbild vor der frischen Copie voraus hat; so rechnete auch G. darauf, wenn er es auch nirgends sagt, indem er etwas fürs Künftige erbaute, daß die Zeit dem Ganzen jenes Atramentum des Zeuxis, (*) diesen übereinstimmenden magischen Ton geben werde, den er ihm selbst noch nicht geben konnte, und der ein Vorrecht der Zeit bleibt, das sie an allen Kunstwerken auch an den poetischen, von Homer an bis auf Shakspeare, ausgeübt hat. [Schill. Nr. 425.]

Wie der Dichter für seine Darstellung einen grauen phantasmagorischen Grund verlangt, nicht aber einen vom hellen Tageslicht beleuchteten, um die Bilder seiner Laterna

(*) S. G's. Farbenlehre, erste Ausgabe Bd. II, S. 87. 88.

magica darauf versichtbaren zu können, so muß er auch wünschen, daß der Effect ein gleichartiger harmonischer sey und Wirklichkeit und Dichtung sich nicht sondern und auseinandergeben, vielmehr völlig in einander verfließen.

Außerdem entstünde etwas dem ähnliches, wie wenn man aus gemalten Portraitbildern die Köpfe ausschneidet, und sie durch eingeschobene wirkliche vertreten läßt.

Diese lächerliche Operation begehen im vollen Ernste und mit dem Anschein gründlichen Verfahrens alle diejenigen, welche den Quellen des Dichters nachspürend, die historischen Data heraussuchen und sie nun mit der Dichtung zusammenhaltend, das Gemalte und das Lebendige von einander scheiden, und durch diese kindisch=neugierig=täppische Analyse dem Dichter seine kunstvolle Synthese zerbrechen, sich und andern den ganzen Spaß verderben und „was er kunstreich ins Enge gebracht, wieder ins Allgemeine zerklauben." [XLVII, 254.]

Eine Maskerade verliert auf einmal allen poetischen Reiz und Bedeutung, und gleicht einer Narrenversammlung im Tollhause, wenn die Masken abgenommen (*) und jeder nun mit seinem prosaischen Gesicht eine Rolle zu spielen gedenkt, die er im wirklichen Leben schwerlich übernehmen oder durchführen möchte und könnte. Statt eines lebendigen **orbis pictus**, worin durch die Kunst das Concrete ins Allgemeine gespielt wird, das Reale ins Ideale, wird es nur ein Trachtensaal, wo die verschiedenen Moden an lebendigen Puppen und Gliedermännern zur Schau gestellt, eher

(*) „Als wenn ich auf den Maskenball käme,
Und gleich die Larve vom Angesicht nähme." [Bd. II, 264.]

dem Maler die nöthigen Mannequins darbieten, denn ideale Vorbilder.

Wer in Schiller's Taucher nichts anderes erblickt als die Geschichte von Nicola Pesce, wie Herder, [Schill. Nr. 345, 348] statt einer ins ideale Reich einer schönen Möglichkeit erhobenen Scene, mit all den Motiven, welche ein deutsches Gemüth zu rühren fähig sind, einem ritterlichen Königshofe, einer reizenden Prinzessin, einem feinen Edelknaben und ihrer heimlichen Liebe zu einander — wie denn des Deutschen Liebe gern eine aufsteigende ist, (*) sein Herz also aristocratischer gesinnt als sein Kopf, indem er sich in höher gestellte Personen, in adelige Fräulein, wenn's möglich in Prinzessinnen verliebt und dieß, beiläufig zu sagen, ein Hauptreiz des Tasso für die Jugend ist und bleibt, — wer also nicht im Stande ist die aus bekannten oder unbekannten Elementen Neues und Anderes schaffende Kraft des Dichters zu erkennen, zu benutzen und zu lieben, der möge immerhin jenem literarischen Vergnügen, dem Fundus eines Mährchens nachzugraben, für sich im Stillen nachhangen, Andern aber nicht die Früchte des Baumes dadurch denken zu verkümmern, daß er dessen unscheinbare Wurzel aufweist. Es ist begreiflich, daß G. es nicht liebte, wenn man nachforschte, wo er den Stoff seiner Gedichte hergenommen habe; einmal schon weil es einen desobligeanten Mangel an Interesse für den Dichter und sein Werk verräth, und eine kindisch-alberne Neugier nach etwas ganz Unwesentlichem beurkundet: denn was liegt überhaupt am Stoff? [XLIX,

(*) „Hinunter soll kein Mann die Blicke wenden,
Hinauf zur höchsten Frauen kehr' er sich!" [Eugenie IX, 354.]

70.] auf die Zuthaten [Gehalt] aus dem eigenen Busen [I, 133] und die Behandlung [Form] kommt alles an [XXV, 104], „die aber den Meisten ein Geheimniß ist, indem sie nicht über das Sylbenmaaß hinauskommen.“ Sonne, Mond und Sterne sind allen Menschen offen dastehende Stoffe, und doch weiß nur der Dichter etwas Neues, Ungeahndetes daraus zu ersinnen. [XLIX, 70.] Wie würde Böttiger, der nicht begreifen konnte, daß aus der Fabel von den Kranichen des Ibycus sich so etwas machen ließe, wie Schiller daraus gemacht habe [Schill. Nr. 361], allererst verwundert gewesen seyn, wenn er an einer Gönnertafel z. B. von dem Leckergericht jenes berühmten Kochs genießend hinterher erfahren hätte, das ungemein Wohlschmeckende sey nichts mehr und nichts weniger als ein Paar wundersam appretirte Leder-Handschuh gewesen.

Goethe hat diese verkehrte Neigung (gout pervers) des Deutschen, sich nicht mit dem zu begnügen was der Dichter bereits angerichtet ihm vorsetzt, sondern sich auch noch in Küche und Speisekammer umzusehen, wo und woher die Gerichte bereitet und genommen worden, in einer höchst anmuthigen Parabel [XLVII, S. 76] zu Nutz und Frommen dem der sich darnach richten kann zu Gemüthe geführt, die Neureuther in seiner Geist- und Gemüthvollen Arabeskenweise durch eine colorirte Zeichnung vor Augen stellt. [Z. Nr. 791, S. 194 f.]

Allerdings benutzte G. gelegentlich Ereignisse, wenn und wie sie ihm zu Passe kamen; ja er wartete öfters, wie ein römischer Augur auf Vogelflug und Omen, daß sich etwas ereignen, ihm aufgehen, in's Haus kommen werde, welches zum Abschluß seiner Arbeit dienen könne, und hatte

seine Tage wo er auf's Erfinden ausging. Meistens glückte es ihm, und wenn einigen seiner Arbeiten der gehörige Schluß zu fehlen scheint, so ist es deßwegen weil ihm im Augenblick, wo er endigen mußte und sollte, das noch abging, was ihm das völlig Rechte gewesen wäre.

So wartete er lange Zeit auf das Ende des Paria [Z. Nr. 281], so auf den Schluß der Ballade vom Grafen, der jedoch noch früher ankam [ebend.]; und in dem Vorspiel „was wir bringen" gedachte er noch ein letztes Motiv auszuarbeiten [Schill. Nr. 840], konnte aber auch nicht damit fertig werden aus Mangel an Muße und Sammlung, und so schloß er es ab so gut es gehen wollte, das Bessere sich vorbehaltend auf bessere Zeit, die aber auch nicht kommen konnte, bei seinem zerstreuten Leben und in Verhältnissen, „die seine Existenz machten und zugleich raubten". Noch schlimmer erging es der Fortsetzung jenes Vorspiels, die ihr eigentliches Thema verläßt, ja gänzlich aufgiebt, obschon ein bedeutender Theil nach seiner Angabe von mir ausgearbeitet war, aus Furcht in eine Parodie seines Epimenides, an dem er gleichzeitig arbeitete, zu gerathen oder doch den Gedanken daran zu erwecken.

Er nannte eine solche Nöthigung von außen ein Compelle [Schill. Nr. 165, S. 46; coll. 167, S. 49; Nr. 536, S. 379; W. Bd. XXVII, 84, 85] und wünschte sich manchmal auf eine Vestung z. B. die Wartburg [Schill. Nr. 480; Z. Nr. 666], um die angefangenen Sachen zu vollenden.

Dieß alles ist begreiflich, da die Poesie in ihm als Instinkt wirkte, nicht als Calcül, und folglich Stimmung, äußre Muße und gelegener Fund zusammenkommen mußten,

um dem Naturproduct seines Geistes zu Entstehung, Fortwuchs und Reife zu verhelfen.

Mögen andre die Poesie commandirende Dichter ihn darum gering ansehen, daß er sein Ei selbst ausbrüten mußte und nicht auf ägyptische Weise durch Ofenwärme zeitigen konnte; es hat mit seinen Gedichten dieselbe Bewandniß wie mit den natürlichen und künstlichen Mineralwassern. Die Bestandtheile mögen in beiden dieselben seyn, nur fehlt letztern die lebendige Encheiresis. Die Natur nimmt sich zu ihren Productionen Zeit und Stille, und wie sie Weltkörper nach und nach bildet, und ihre Berge nicht eben wie aus der Pistole geschossen auf einmal hinstellt; so hat es auch bei G. mitunter viel Zeit gebraucht, ehe ein Werk zu der Gestalt gelangte, in der es zuletzt erscheint und einstweilen als fertig angesprochen wird.

Um sich zu trösten muß man denken, daß er des Schönen noch vielmehr in Petto hatte, das jedoch auch, wenn es zum Vorschein gekommen wäre, kein ander Schicksal gehabt haben würde als sein gegenwärtig Bestes. Die Menschen sind nie zufrieden mit dem Vorhandenen, sie wollen immer was anderes, das doch im Grunde wieder dasselbe seyn soll: „dieselbe Couleur in einer andern Farbe!"

Hier gilt sein Wort, das er einst zu mir sagte: „wenn das Publicum ein gutes Stück zwanzigmal sehen wollte; so brauchte der Autor nicht zwanzig neue zu schreiben, um sich in den zwanzigen zu wiederholen."

c. Benutzung Anderer.

Wenn G. Andre benutzt hat, — wie man ihm vorwirft — hat er daran mehr gethan oder etwas anderes als die,

welche ihr Wissen aus Büchern oder mündlichen Vorträgen schöpfen, also Anderer Kenntnisse sich aneignen? Ob dies durch persönlichen Umgang geschah oder durch Lectüre, ist für den Zweck und die Folge ganz einerlei. Ihm diente das Fremde meist nur zur Anregung, denn er mußte es erst mit dem Eigenen verarbeiten, um es für sich und Andere nützlich zu machen; oder wie er sich ausdrückt: „Fremdes konnte ich wohl in meinen Nutzen verwenden aber nicht aufnehmen" [XXX, 199]: denn „Alles was ihn blos belehrte, ohne seine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben, war ihm verhaßt" [Schill. Nr. 540]; so wie er auch „nicht geschulmeistert seyn wollte, sondern durch freies Wohlwollen aufgeschlossen und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt." [XXVI, 286.]

Was findet man dagegen bei so vielen andern Gelehrten? Fremdes Wissen, Wissen von fremdem Wissen, Notizen, aus denen nie wieder was anders wird, als wenn man sie in eigne Productionen zu verwenden und in Leben und Kunst einzuführen weiß. [Z. Nr. 619, S. 128.]

Was giebt ein Historiker? Fremde Facta, in seinem critischen Spiritus theils aufgelöst, wie in Scheidewasser, theils conservirt und eingemacht, und mit individuellem Beigeschmack, d. h. einer sogenannten Idee, inficirt.

In ihren historischen Gemälden ist der Horizont meist zu hoch oder zu tief angenommen, und das Ganze mit dem was sie Idee nennen, wie mit einem Tone lasirt, welcher nicht der wahre Naturton ist. Auch ist es nur eine Perspective aus individuellem Gesichtspunkt. Man geht nicht unter den Gegenständen herum, wie bei einem Thucydi-

des: denn ohne eine macchiavellistische Ansicht möchte sich kaum mit der Weltgeschichte abzugeben seyn. [3. Nr. 577.](*)

Und wen hat G. benutzt, ohne daß es gegenseitig war? Er hat Schillern eben soviel, ja wohl mehr genutzt, als dieser ihm.

Er hat Meyern und seine vielseitige Kunstdetailkenntniß benutzt, aber er hat ihm zuerst die Möglichkeit verschafft, sich nutzbar zu machen; er hat dessen kunstbetrachtenden Aufsätzen Geschick und Form gegeben, ohne welche sie der Welt wenig gefallen würden.

Er hat mich bei seinen literarischen Arbeiten zur Hand gehabt, aber auf eine ehrenvolle Art; er hat meine Bildung befördert, er hat mir Ideen gegeben, meine geistige Existenz erhöht, und mir in der Erinnerung an ihn einen Schatz von Empfindungen, Gefühlen und Gedanken zurückgelassen, der bis an das Ende meines Lebens auszureichen und es zu erheitern verspricht. Quanto minus est cum reliquis versari quam Tui meminisse, kann auch ich sagen: denn ihn so gekannt zu haben, wie ich es **mir** gestehen darf, ist allein schon ein Glück, und umsomehr ein reines, weil ich es als An- und Eingebinde des Geschicks — als „eine dämonische Intervention", nicht ganz unähnlich der, welche G'n. vom Gipfel des Gotthart nach Weimar versetzte — keineswegs als Verdienst und Würdigkeit anzusehen und also mit Dank anzuerkennen habe.

(*) Ueberhaupt gilt von der Geschichte was Moses von Gott sagt: Man könne ihn nur im Rücken, wenn er vorüber ist, sehen, aber sein Angesicht (d. h. wo er hinauswill) könne man nicht sehen; also auch nicht **ihr Herankommen**: sie läßt uns nur das Nachsehen; II. Mosis c. 33.

G'n. haben seine Kenntnisse etwas gekostet, nicht blos an Geld, sondern an Leben; und von seinen Dichtungen kann man doppelt sagen: sie seyen kostbar; denn sie sind der Extract, die Quintessenz eines ganzen Lebens, das Niemand umsonst hat.

Hätte G. nicht das Bedürfniß gehabt sich durch Anschauung zu unterrichten, sondern nach zeitheriger deutscher Weise sich durch Büchertradition mit unfruchtbarer todter Gelehrsamkeit vollzupfropfen und so den Antiquarius und Nomenclator der Wissenschaften als gelehrter Ubique zu spielen: er würde viel Geld, viel Zeit, viel Mühe, viel Strapatzen sich haben ersparen können. Mit dem Gelde das ihm die italiänische Reise kostete, konnte er die Reisebeschreibungen und antiquarischen Kupferwerke jenes Landes sich anschaffen; für die mitgebrachten Kunstsachen in natura sich mit Abbildungen begnügen. Seine Münz- und Medaillenlust konnte er aus Kupfern befriedigen, um ohne Anschauen der Sachen wie der Blinde über die Farben zu urtheilen; ohne die physikalischen und chromatischen Apparate hätte er unverketzert in das Credo der Newtonianer miteinstimmen können oder es mit Andern dahingestellt seyn lassen, er hätte — doch was hätte er nicht alles können und sollen, wenn es darum zu thun war den Gelehrten zu spielen und Mitglied einer Zunft zu heißen, was er sein Lebtag deprecirte [III, 255; IV, 378; Z. Nr. 845]; worin häufig mehr in Menschenhaut eingebundene Buchweisheit, als lebendiges, geistvolles, nutzbares Wissen in anziehender Persönlichkeit angetroffen wird; wo algebraische Bann- und Zauberformeln die Natur in's Enge zu treiben lehren, aber den Geist der Natur zu citiren nicht im Stande sind.

Wenn nun aber — da unser Wissen Stückwerk ist — ein Autodidact bei demjenigen was er glaubt entdeckt zu haben oder wirklich hat, zu erfahren wünscht, wie Leute vom Metier darüber denken, inwiefern es sich an Bekanntes, Angenommenes, Vermuthetes anschließt, eingreift, es bestätigt oder nicht, und dieserwegen mit ihnen conversirt, durch verständige Fragen auch verständige Antworten herauslockt, zu weiterm Nachdenken durch geschickte Einwendungen veranlaßt und fremde Resultate mit den seinigen combinirt — nennt man das Citronenausquetschen oder den Leuten die Weisheit aus der Nase ziehen?

Verdient derjenige, der aus freundschaftlicher Gefälligkeit, die nicht unerwiedert bleibt, Goethen gewisse Notizen und sonstige Subsidien zuweist oder verschafft, dieserwegen ein Procyon, ein Spürhund zu heißen? Dann hat der Ubique eine ganze und größere Meute von Apportirern an seinen Rapportirern und Correspondenten gehabt, als der wilde Jäger und sein wüthendes Heer.

Müssen es denn nur Bücher, nur geschriebene oder gedruckte Lehrer seyn, die man ungetadelt, ja allererst mit rechter Belobung solcher Salmasischen Belesenheit benutzen darf; soll die Belehrung durch Gespräch und Unterredung unerlaubt, ja als ein geheimes Plagium verdächtigt und verpönt werden?

Ist der Austausch von Ideen nicht wechselseitig, und hat jener Bemerker nicht selbst die schönsten Aperçüs und Resultate aus G's. Gesprächen und Unterhaltungen angemerkt, mithin ihn auch als saftige Citrone behandelt, um seine trocknen gelehrten Ragouts damit zu assaissoniren und schmackhaft zu machen?

Wer seine Weisheit aus Büchern schöpft, benutzt der nicht auch Andere, und noch dazu ohne Dank und Erwähnung? Goethe nennt alle Personen mit Namen durch die er in Leben und Wissen gefördert worden, und verläugnet nicht eine literarische Beihülfe, deren er nicht mehr und nicht weniger als andere eigentliche Gelehrte bedürftig war.

Die Moralität hat in Deutschland keinen Richterstuhl, an den man sich wenden könnte, wenn in Schriften den Urheber selbst schändende Verläumdungen, ehrenrührige falsche Urtheile über ausgezeichnete, verdienstvolle Männer ausgesprochen erscheinen, wenn ihren reinsten Bemühungen eigennützige selbstische Absichten nicht etwa nur muthmaßlich zugetraut, sondern als eine ausgemachte Sache mit einer Dreistigkeit Schuld gegeben werden, die im gesellschaftlichen Leben nicht ohne Forderung auf Genugthuung bleiben würde.

Dergleichen aber liest und hört nicht nur das große Publikum, auch wohl ein Besserer, mit offener Gleichgültigkeit, wenn nicht gar mit geheimer Schadenfreude, ohne sich ehrenhalber wenigstens darüber zu regen, ohne einen bescheidenen Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Sache laut werden zu lassen, vielweniger einen moralischen Unwillen zu zeigen, der — selbst im Falle des Wahrseyns — eine solche Blöße gern mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt sehen möchte. Und doch ist Religion und Moral das *ἄνω καὶ κάτω* unserer Zeit.

Oder denkt sie vielleicht darin dem lieben Gott nachzuahmen und wie dieser seine Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgehen läßt, auch die Sonne ihrer Gunst dem Unverdienst wie dem Verdienst, dem Nichtigen wie dem Tüchtigen unparteiisch zu gewähren? Fast scheint es so: denn in

Deutschland steht gut und schlecht einander diagonal gegenüber, und steht eben da, wie G. einem Besucher(*) augenscheinlich zu machen wußte.

d. Nachahmer.

Ungeachtet man Goethen nicht eben für sehr Original halten will, so hat er doch merkwürdiger Weise in allem was er producirte eine Menge Nachahmer gefunden, sodaß er wenigstens in Beziehung auf diese für Original wird gelten dürfen.

Kaum ist sein Werther erschienen, so kommt schon ein Siegwart zum Vorschein, der gleichfalls eine Suite ähnlicher Geschichten nach sich zieht, indessen die eigentlichen Wertheriaden bei andern Nationen erst später, und zwar unlängst noch, von Frauen wie von Männern nachgespielt werden.

Kaum ist der Götz aufgetreten, so reitet eine Rotte von Ritterschauspielen in die Theaterschranken, die nun eine förmliche Stechbahn bilden, auf der ein Ritterstück das andere aus dem Sattel hebt. Die zu Fuß nachmarschirenden Ritterromane bilden ein ganzes Armeecorps der deutschen Literatur, das zwar von der Zeit und mit der Zeit völlig aufgerieben, jedoch durch eine moderne Nobelgarde von Novellen gleich den Persischen Unsterblichen ersetzt worden.

Der Wilhelm Meister bringt sogleich eine Reihe von Künstlerromanen aller Art an die Tagesordnung.

(*) S. Goethe und Einer seiner Bewunderer von L. M. Fouqué. S. 33.

Die Wahlverwandschaften, so apprehensiv man sie ansieht, erzeugen dennoch eine Menge Entsagungsromane. Der Tasso findet Fortsetzer und Reproducenten; noch mehr aber der Faust, der von allerlei Fäusten trätirt, man darf wohl sagen malträtirt, wenigstens als Thema zum Teufel gegangen ist.

Die Xenien, so die berüchtigten wie die zahmen, werden als ein neugewonnenes leichtes Dichtergewürz fast von einem Jeden, zumal für den Hausbedarf, in eigenen Glasbeeten wie Radieschen gezogen und als Appetit reizend und Verdauung befördernd vor oder nach dem Hauptgericht servirt.

So geht die Nachahmung bis auf das kleinste Gedicht. Zu einem Jeden wird wo nicht ein Gegenstückchen erfunden, doch Etwas nachgeformt, das an jenes erinnern aber zugleich es übertreffen soll.

Nun aber der Styl wird im Ganzen copirt, besonders jedoch gewisse Uebergänge und Wendungen nachbeliebt; auch einzelne Worte und Ausdrücke werden, nachdem man sie eine Zeit lang verspottet, zuletzt ganz dreist und als wäre es nicht gewesen, in allgemeinen Cours gesetzt. (*) Da hört und liest man denn überall ein „Vorwort, Nachwort, Zwischenwort, Schlußwort;" da giebt es, statt Beiträge und Materialien, nur lauter „Zur" und „Zum;"

(*) „Hast du einmal das Rechte gethan
Und sieht ein Feind nur Scheles daran,
So wird er gelegentlich, spät oder früh,
Dasselbe thun, er weiß nicht wie." [II, 248.]
Kommt auch in der Politik vor. Vergl. G's. W. Bd. XLVII. S. 225.

keine Biographie sondern auch ein: „aus meinem Leben" und „Wahrheit ohne Dichtung" wohl auch Dichtung ohne Wahrheit u. s. w.; da wird Einer „eingeleitet," man denkt es müsse eingeläutet heißen, weil man soviel Wesens von ihm macht — und was der offenbaren Nachäffung einer besondern Individualität mehr ist, die nicht Jedem so zu Gesichte steht wie dem Eigner. Und indem man es abläugnet Goethe's Schreibart zum Muster und Vorlegeblatt genommen zu haben, thut man sich doch auf den Schein der Gleichförmigkeit, die sogar zu Verwechslungen Anlaß gebe, innerlich nicht Wenig zu Gute, obschon mit der Miene, als hätte man Ursache dergleichen ernstlich zu depreciren. Ja, die Anhänger und Bewunderer einer solchen Virtuosität im Copiren gehen noch weiter, indem sie eine gewisse Geistesaffinität mit Goethe aus einem ähnlichen Lebens- und Bildungsgang herauszuräsonniren versuchen, um wo nicht eine völlige und förmliche Identität, doch eine genugthuende Stellvertreterschaft zu constatiren; wie man für Schiller auch bald einen poetischen Ersatzmann in einem Schreiber zu finden wußte. Indessen kann sich, wer G. besser kennt, zum Troste sagen:

„Wenn sie aus seinem Korbe naschen,
Behält Er noch etwas in den Taschen." [IV, 343.]

Dieses Peculium G's., wenn sie's auch nicht loben noch lieben, (*) müssen sie ihm schon lassen; und nicht umsonst hatte er sich in sein Memorandum den alten Stammbuchs-Vers notirt:

(*) „Jeder hat etwas in seiner Natur, das wenn er es öffentlich ausspräche, Misfallen erregen müßte." [XLIX, 44.]

„Alle Vögel die mich hassen
Müssen mich doch sitzen lassen."

entweder als Fundus oder als Parallel=Gedanke einer eigenen derartigen Maxime.

Aus der Literaturgeschichte werden sie ihn doch sobald nicht los [A. in D. II, II, 657]; den **Dichter** können sie ihm nicht nehmen;(*) es dürfte sobald keiner, wie nun die Sachen stehen, an Genie ihm überlegen seyn, wenn sie auch den **Menschen** immer kleiner und kleiner, d. h. ein Jeder ihn sich ähnlicher — *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν* — vorzustellen sich bemühen.

Ergeht es ihm doch, wie dem Napoleon, „dem auch, wie Zelter sagt [Nr. 695] ein Jeder was am Zeuge flickt, um sich bei dieser Welt als **unparteiische Partei** zu geriren."

Doch:

„Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird Jeder der selbst als Kühner stritt;
Des Menschen Werth kann Niemand erkennen,
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt." [V, 122.]

Obgleich Eines sich nicht für Alle schickt, so geschieht es doch in Deutschland, daß sogleich, was der Eine thut, auch Alle thun.

Wenn G. seinen lehrreichen Briefwechsel mit **Schiller** erscheinen läßt, so thut er es in der Absicht, die Welt über das Verhältniß beider Dichter zu einander, ihr Leben, ihre Studien, ihr Verfahren, ihr Gelingen und Mißlingen auf=

(*) Vivitur ingenio, caetera mortis erunt. Anthol. vett. Lat. Tom. I, v. 261.

zuklären; das Entstehen einer Literatur-Epoche, welcher Deutschland seinen neusten Ruhm verdankt, vor Augen zu führen und gewissermaßen seine Lebensbeschreibung durch eine actenmäßige Darlegung des in jener Epoche Geschehenen zu ergänzen, und so den Leser selbst das entnehmen zu lassen, was Er nicht füglich in fortlaufender Erzählung berichten konnte.

Nun aber treten sogleich Briefsammlungen über Briefsammlungen auch von ganz unbedeutenden Personagen an's Tageslicht, Nichts enthaltend, nicht einmal — was die Deutschen doch immer zuerst verlangen — Literarnotizen, Nichts als die Armseligkeiten ihrer Naturen: kleinliche Interessen, Eitelkeit, Selbstgefälligkeit, Geringschätzung Anderer, Mißwollen, üble Nachrede, Klatsch und was sonst noch die Untugenden der cultivirten Societät seyn mögen, sodaß uns nur der widerwärtige Anblick einer innerlichen moralischen Unterschworenheit, ja theilweiser Fäulniß und Verwesung, einer für gebildet geltenden Menschenclasse geboten wird.

Das Schlimmste aber ist, daß weder den Urhebern noch den Enthüllern solcher Scheuseligkeiten der geringste Vorwurf darüber gemacht, sondern die Schuld davon allein seinen Vorgängern beigemessen wird, die das Beispiel einer Veröffentlichung brieflicher Mittheilungen — aber doch ganz anderer Art! — gegeben hätten. So dürfte also das Rechte und Gute nicht geschehen, weil Andere davon Gelegenheit hernehmen, auch seinem Gegentheil zur Existenz zu verhelfen!

So sind die Deutschen nicht nur Nachahmer des Fremden und Ausländischen, sondern auch des Eigenen

und Einheimischen. An sich wäre daraus kein Vorwurf zu machen, da auf dem Nachahmungstriebe ein eigenthümlicher Vorzug des Menschen und die Möglichkeit seiner moralischen und technischen Ausbildung beruht. Weder Sprache noch Sitte, weder Kunst noch Handwerk könnte vorhanden seyn, wenn nicht ein jedes derselben seine bezüglichen Vorbilder bewußt und unbewußt wiederholte. Es gäbe keine große noch kleine Gesellschaft, keinen Staat und keine Kirche, wenn die Individuen nicht gewissermaßen vervielfältigte Exemplare einer und derselben entweder sittlichen oder bürgerlichen Vorschrift darstellten.

Aber in Wissenschaft und Kunst, „daß gerade wie es Einer thut auch der Andre es treibt" findet G. für das Besserbleiben der Menschen nicht zuträglich. [V, 100.]

„Die Natur habe an keinem Menschen gespart, ein Jeder fühlt, daß er manche Lust und Pein trage als Er und eigen; weswegen er auch wohlgemuth sich zeigen dürfe." [II, 302.]

„Und diese reine Selbstheit, als bedeutende Naturanlage, kunstgemäß auszubilden bleibe eines unsrer schönsten Gefühle." [Z. Nr. 843, coll. 841.]

Demnach ist es gerade die ehemalige, jetzt beklagte, ja gescholtene und für alle Uebel der Zeit verantwortlich gemachte Verfassung, besonders des nördlichen Deutschlands, welche dem Einzelnen zuließ sich so weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Rechte zu thun." [Z. Nr. 107, S. 267.]

Davon ist jetzt nicht mehr die Rede, sondern Jeder soll seyn wie Alle und Alle wie Jeder.

Ob bei dieser republicanischen Gleichheit oder Gleichförmigkeit Leben, Kunst und Wissen auch so wie bisher gefördert werden, und nicht vielmehr in einer constitutionell stereotypen Einerleiheit stagniren dürften, ist eine Frage, deren Beantwortung den Enkeln obliegt. [XLVII, 234.]

IX. Totalität.

Mensch und Autor Eins.

„Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit Euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine."

[IV, 394; coll. Z. Nr. 684, S. 301.]

Er schrieb dieß für diesen, und jenes für jenen, wohlwissend, daß nicht alle Alles goutiren würden und könnten, dennoch aber jeder sein bescheidenes Theil hinnehme, indem er sich etwas dabei, dazu, heraus und hineindächte. [Schill. Nr. 301 it., Z. 242.] (*) Denn ist schon die Persönlichkeit, oder der ganze Mensch, der innere wie der äußere, geistig und leiblich, wie ihn die Natur hinstellt, den Andern nicht völlig recht; so können es seine Producte noch weniger seyn, weil sie nicht einmal der ganze Mensch, sondern nur Theile,

(*) „Genieße, was dir genießbar ist daran," schreibt er an Knebel bei Uebersendung des vierten Buchs vom W. Meister. Und ebenso von anderem an Andere.

Bruchstücke von ihm sind, zwar in ihm unsichtbar organisch-zusammenhangend, und motivirt, aber von den Andern nicht in diesem Zusammenhang erfaßt, und nachconstruirt, obschon sie sogut wie er selbst ein Naturproduct sind, nur aus der zweiten Hand, oder in zweiter Potenz: denn was die Natur durch den Menschen schafft, ist ja sogut Natur als die erste, die ihn schafft. Daher aller Tadel nur die Unwissenheit und Unfähigkeit den Zusammenhang zu entdecken und einzusehen beurkundet, wie Jean Paul gegen seine Recensenten ganz richtig bemerkt.

Wenn nun, wie gesagt, schon der lebendige leibhafte Mensch dem Beurtheiler außer ihm unzusammenhängend, inconsequent und willkührlich erscheint, indem Jeder am Andern, insofern er ihn lobt, nur sich selbst gelten läßt; insofern er ihn tadelt, nur sich selbst an ihm vermißt: wie vielmehr muß es der Fall seyn bei künstlerischen Productionen, deren jede in der Art des Windes ist, dessen Sausen man wohl vernimmt, aber nicht weiß woher er kommt, und wohin er fährt, von denen der Künstler selbst sich nicht völlig Rechenschaft geben kann. [Z. Nr. 801, S. 233; it. XLIX, 65; III, 291; coll. 260.]

Oder sollte wirklich einer der Pro- oder Antifaustianer welche den Rumor, den G's. Faust macht, wohl vernehmen, auch wissen, von wannen das Gedicht seinen Ursprung genommen hat und wohin es deutet?

Ehe sie das nicht wissen, möchten sie wohl sehr subjectiv und relativ über ihn absprechen, und ihm quaestionem status machen. Aber auch das Unzulängliche hat ein Recht zu existiren, wenn es einmal daist, oder wir dürften sammt und

sonders nicht da seyn: denn wer möchte sich für zulänglich in allen Stücken halten?

Man poche nicht darauf, daß ein Kunstwerk nach den Regeln und Forderungen der Kunst beurtheilt werden müsse, ohne weitere Rücksicht auf die Person und die Umstände des Autors. Das möchte seyn, wenn nur erst das Genus, wozu es gehören kann, bestimmt wäre!

Es ist ohnehin vorauszusetzen, daß kein Menschenwerk vollkommen sey, mithin ist die Forderung eines Vollkommenen bei einem Werke sui generis, das ohne Vorbild und Beispiel als eine primäres und primitives auftritt und von dem der Dichter sagen kann, exemplo mihi sum primus qui talia gessi, schon unschicklich und ungerecht. Es müssen Idee, Wille, Wollen und Vermögen des Dichters, seine Zeit, ihre Gesinnung, Umstände und andere Bedingungen seiner Entstehung erfaßt und berücksichtigt werden, wenn das Urtheil angemessen, d. h. billig ausfallen soll. Ansichten des Geistes sind so verschieden, wie die des Auges. Nachdem dieses scharf oder stumpfsichtig, hangen Dinge mit einander zusammen, die für Andere getrennt sind.

Daher hangt ein Kunstwerk im Kopfe und Herzen des wahren Dichters wohlzusammen, aber nicht immer für die Beurtheiler.

Der Poet weiß was er will, der Kunstrichter muß es ihm erst ablernen [V, 105; coll. XLIX, 77] und dem Künstler kann Niemand leicht rathen noch Beistand leisten. [L, 13.] Ja, das Verschwiegene gehört mit zum Ganzen, wie die Pause zur Musik, und mitbestimmt öfters den Werth des Buches, wie G. gegen Lavater vortrefflich bemerkt.

Es ist wunderbar, daß diejenigen, die vorher noch nicht wußten, was aus der Fabel des Faust zu machen wäre, ihn jetzt, da er gemacht ist, als verfehlt ansehen, als nicht nur ihren Erwartungen nicht entsprechend, sondern sogar gegen Genie und Talent des Dichters aussagend. Vor allen Dingen wäre doch zu fragen, was hat der Autor gewollt, und das kann Er allein am besten sagen.

Höre man also zuvörderst seine Selbstbekenntnisse in den Briefen an seine Freunde und in seiner Lebensbeschreibung.

Sollte man alsdann mit seiner Idee, seinen Ansichten und seiner Behandlung nicht zufrieden seyn, so hat das weiter Nichts auf sich: wie ein Jeder zunächst um sein selbst willen daist, und sein eigenes τέλος, so ist auch das Kunstwerk zunächst nur um des Künstlers willen da, denn es ist nur sein herausgekehrtes Selbst. (*) Ob es Andern gefalle, ob sie es gelten lassen, ist eine andere, ist ihre Sache; beweist aber gar Nichts gegen den Dichter: denn er könnte ihren Ansichten vorauf seyn, und dann hätten sie von ihm zu lernen [V, 105]; bliebe er aber hinter ihren Ansichten, so haben sie ihn historisch zu betrachten, wie jedes Kunstwerk aus früheren Zeiten, wo sie Stoff und Behandlung zugeben müssen, wenn der Gehalt sie auch nicht anmuthet. Wer glaubt noch an die griechischen Götter und ihre Einwirkungen auf menschliche Thaten und Handlungen? und doch ist Homer ein

---

(*) „Man muß schreiben wie man lebt, erst um sein selbst willen, und dann existirt man auch für verwandte Wesen." [XXIX, 3.] „Man muß sich als Individuum hinstellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen sich heraussuchen was ihnen gemäß ist." [Z. Nr. 684.]

vortrefflicher Dichter, den man nicht damit beseitigt, daß man sagt: „er spricht mich nicht an.“ [II, 245.] Wer mag sich mit Dante's Ansichten befreunden, sie zu seinem Glaubensbekenntnisse machen; und doch ist Dante ein außerordentlicher Dichter. Die hundert und aber hundert Feen- und Zaubermährchen, die aller Wirklichkeit, Möglichkeit und Vernunft widersprechen, hören nicht auf das Interesse der Jugend wie des Alters zu seyn, und die Dichter derselben werden weder ihres künstlerischen Talents noch ihres moralischen Werthes baar und ledig erklärt: denn eben das Unglaubliche den Leuten weiß zu machen, d. h. für einen Augenblick glaubhaft [Schill. Nr. 121; it. G's. W. Bd. VI, 65], ist eben der Vorzug und das eigenthümliche Geschäft des Dichters, wie die Alten längst einsahen, aussprachen, (*) und nichts desto weniger mit Aufmerksamkeit an dem Munde des Dichters hingen, der sie wissentlich und geflissentlich täuschte. (**)

Sind wir Modernen, wir Deutschen zumal, so durchaus auf Wissenschaft versessen, daß Nichts uns anmuthet, als die Axiome und Theoreme in ihrer logischen Form, die Objecte aber, aus denen sie abstrahirt und gezogen sind, nur ein caput mortuum, mit dem Nichts weiter anzufangen ist? Lieben wir von der Kunst nur die Theorie? vom Fische nur die Gräten?

(*) *Οὐκ ἴσμεν δὲ ἄμυθον οὐδὲ ἀψευδῆ ποίησιν;* Plutarchus de aud. poet. Dsgl. *ποίησις λοχεύτρια ψευδοῦς;* Suidas.

(**) „Will man die Menschen ergötzen, so muß man ihnen das zu verleihen suchen, was sie selten oder nie zu erlangen im Falle sind.“ [XXI, 104.]

Deutsche ziehen alles gleich in ihre Gelehrsamkeit, d. h. in ihren historischen Notizenkram (Quellenforschung) (*) und in ihre Metaphysik, d. h. Speculation hinein.

Für die Kunst, „deren höchste und einzige Operation Gestaltung und Specification ist" [Z. Nr. 128, S. 341], fehlt ihnen die Sinnlichkeit und der wahrhafte Dichtergeist; (**) daher sehen sie nicht sogleich, sondern fragen erst; was ein Bild, ein Poem bedeuten soll, als wenn es nicht schon quâ Bild, quâ Gedicht etwas wäre und wirkte!

Ihnen also ist die Kunst weiter Nichts, als eine andere und zwar peniblere Art Sprache, die man erst wieder in die Wort- und Begriffsprache dechiffriren müsse: als wäre nur immer dem Verstand etwas zu denken, nicht aber auch dem Gemüthe etwas zu empfinden, der Phantasie sich vorzustellen und weiter zu bilden, den Sinnen etwas zu genießen zu geben!

Bei keiner Nation ist ein Dichter so übel daran, wie ein Deutscher bei der seinigen. Nicht genug, daß jeder zwar ein Auch- und Selbstpoet ist, (***) wenn gleich meist nur für's Haus, er kommt immer mit der Zumuthung an den andern, daß dieser hätte machen sollen, was er doch selbst nicht konnte. Was der Dichter bringt, davon ist nicht die Rede, sondern was er hätte bringen sollen, obschon man dies nicht recht deutlich machen kann, nach Art großer Herren, deren Gusto

(*) „Was der Dichter ins Enge gebracht, wird von ihnen ins Weite geklaubt." [XLVII, 254.]

(**) Gefühl haben sie Alle, aber keinen Geist. [XLVII, 249.]

(***) „Keinen Reimer wird man finden, der sich nicht den besten hielte." [V, 95; coll. IV, 359.] Wie bereits Cicero bemerkt: adhuc neminem cognovi poetam qui sibi non optimus videretur; Tuscul. V, 22.

man errathen und treffen soll, ohne daß sie selbst dazu die gehörige Andeutung zu geben wissen.

Daher ist alle Welt beim Faust desapointirt, und trotz der unzufriedenen Vielmeinerei darüber weiß Niemand zu sagen, wie er eigentlich hätte werden müssen, um zu gleicher Zeit dem hausbacknen Verstande der Menge zu genügen wie dem Haut-gout der ästhetischen Gourmands, „die nur das ganz Vortreffliche befriedigt" [Schill. Nr. 784], das heißt für die das Beste nur eben gut genug ist. Läßt sich denn ein solches Gedicht bestellen, wie beim Handwerker ein Hausrath, ein Kleidstück, eine Eßwaare und dergleichen, und muß man es nicht wie bei Naturproducten darauf ankommen lassen, ob und wie es gerathen und ausfallen werde? [III, 291, 261, 258.] „Vom eigentlich Productiven ist Niemand Herr und sie müssen es alle nur so gewähren lassen." [XLIX, 65.]

Möchten doch diese überscharfen Critiker wenigstens das magnis excidit ausis zum Schluß-Compliment ihrer Censuren machen, damit, nach vielbelobter deutscher Gerechtigkeit, doch auch der gute Wille, trotz verfehlten Erfolgs, einigermaßen Anerkennung fände.

Mehr und besser wäre freilich, wenn sie selbst das zu Stande brächten, was der Natur und der Zeit durch G's. Medium hervorzubringen nicht gelingen wollte, das vollkommene Poem: (*)

(*) Merlin verdrängt zwar den alten Klinsor; aber er scheint auch nur erst der Johannes, der auf „den Poeten der Poesie" deutet!

„Die Welt wird täglich breiter und größer,
So macht's denn auch vollkommner und besser,
Besser sollt' es heißen und vollkommner, —
So sey denn jeder ein Willkommner!" [III, 259.]

Denn:

„Du hast nicht Recht" zu sagen, ist klein;
Habe mehr Recht, das wird was seyn." [III, 275.]

Daß ein großer Mann seiner Zeit vorauf ist und seyn muß, wie auf den Berggipfeln der Tag eher erscheint, als unten im Thal, auch noch länger dort verweilt, wenn es unten schon wieder Nacht ist, fällt ihnen nicht ein, obschon sie die Erfahrung in weltlichen und geistlichen Dingen zur Seite haben. Nur eins zu berühren: Friedrich der Große und Napoleon, der nicht kleinere, waren ihrer Zeit in einem gewissen Sinne zuvorgeeilt; nach ihrem Tode hatte jenen der jüngste Fähndrich eingeholt, wird diesen bald der letzte Sergeant eingeholt haben.

„Wenn Wahn und Bahn
Der Beste brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach."

Unsere Enkel werden hoffentlich, vor Allem in Religion und Philosophie, so weit seyn, den Faust nicht vom Teufel geholt sehen zu wollen; aus dem Uebrigen aber behaglich zu entnehmen, wie es in Literatur und Leben vor ihrer Zeit ausgesehen hat, und sie dagegen es so unendlich weiter gebracht haben. [III, 259.] Sie werden die Fabel nicht als ein historisches Factum, sondern — mit dem Patriarchen zu reden — als ein Problema ansehen, das der Dichter auf seine Weise und nach seinem Sinne, nicht nach dem

millionenfachen der Millionen Köpfe zu lösen versucht hat, da ein Poet von Gott und göttlichen Dingen nicht so apodictisch-dogmatisch, sondern nur durch Gleichniß und Symbol andeutungsweise zu reden im Stande ist; es müßte denn ein Hegelianer seyn, dem von Gott etwas mehr bewußt seyn muß, da sich Gott erst in ihm bewußt wird; freilich etwas spät, nach Art der Schwaben.

Soviel ist vor der Hand gewiß: die Totalität Goethe's, als Mensch und Autor, spricht sich in keinem seiner Werke so entschieden und vollständig aus, wie im Faust: sein Innen und sein Außen; sein Jünglings-Streben, sein Mannes-Vermögen, seine Greises-Weisheit; sein Empfundenes und Erlittenes, sein Erfahrenes und Gedachtes; es ist sein Selbststoff und seine Selbstform, oder:

„Der Gehalt in seinem Busen,
Und die Form in seinem Geist.“

X. Eigenheiten.

Jeder Mensch hat Eigenheiten, ohne die er kein eigener Mensch, kein sich von Andern unterscheidendes Individuum seyn würde. [XLV, 301.]

„Sie sind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach Innen, und recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Das Allgemeine wird dadurch specificirt, und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt."

Von dieser Art war diejenige, welche G. seinen realistischen Tik nannte, und wovon unter Incognito bald die Rede seyn soll. Der Mensch wird sie nicht los und wenn er sie wegwürfe [XLIX, 107, coll. 52] und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten, zu Grunde. [XLIX, 52, coll. 107.]

Freilich versteht man insgemein solche Eigenheiten, die Andern widerwärtig oder wenigstens sonderbar vorkommen; aber auch diese sind durch die physische und sittliche Natur des Menschen motivirt [XLV, 301], und es fragt sich, ob der Gegner sich nicht durch die Rüge derselben eine Blöße (Dementi) des Verstandes oder der Sitte zu Schulden kommen lasse.

G. hatte keine Eigenheiten, welche unartig oder närrisch gewesen wären, wie dergleichen wohl unter seinen Freunden vorkamen; im Gegentheil war das Meiste, was man in der Art an ihm gemerkt zu haben glaubte, nur in seiner schönen, reinlichen, sittlichen Natur, oder in dem was man Lebensart nennt, begründet.

Mit der Brille auf der Nase vom ersten besten Fremden, der sich ihm näherte, betrachtet zu werden, konnte ihm nicht angenehm seyn, weil es unschicklich ist [XVII, 261], so wenig es auch jetzt dafür gehalten wird. Denn wenn ihm schon das genaue Betrachten aller Gesichtstheile mit unbewaffnetem Blick, wie es Lavater trieb, als eine Tücke, als ein Spioniren vorkam [XLVIII, 140], wie vielmehr mußte ihm ein durch Augengläser geschärftes Betrachten apprehensiv seyn. [III, 161 f.; XXI, 183.] Diese Eigenheit, wenn es eine ist, theilt er mit vielen Menschen.

Er bediente sich zwar einer Lorgnette, aber nur im Theater in seiner etwas entfernten Loge; ebenso in einer Bildergallerie, und außerdem in seinem Zimmer, um von weitem etwas auf der Straße zu erkennen.

Daß ein Besucher beim Eintritt in das Zimmer nicht sogleich Hut und Stock unaufgefordert ablege, auf den ersten besten Tisch oder Stuhl, ist eine Regel der guten Lebensart, und der Verstoß dagegen wurde nur an ganz untergeordneten Personen von ihm gegen seine nächste Umgebung laut gerügt. Daß aber ein großer Philosoph sich dieses bei dem ersten Besuch herausnahm, oder auch nur bewußtlos that, haben vielleicht sehr wenige von G. selbst erzählen gehört, und wenn, gewiß nur mit gutmüthiger Laune und Ironie. [XVII, 261.]

Er gab ja überhaupt eine gewisse Rohheit, das heißt Unbewußtheit, an jedem Menschen zu und meinte: „der Mensch könne nicht lange im bewußten Zustande verharren, er müsse sich zuweilen wieder in das Unbewußte flüchten: denn darin lebe seine Wurzel." Desgleichen: „es sey eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde, ohne zu schlafen; daher der Genuß im Tabackrauchen." [XLIX, 45.] Die Beispiele, die er mir an gewissen Personen gab, oder an die er seine Bemerkungen knüpfte, rechtfertigten vollkommen jenes Bild.

G. hatte durchaus keine Eigenheiten an sich, die man Unarten oder Unschicklichkeiten hätte nennen können, wie sie wohl unter seinen Freunden und Bekannten vorkamen. Will man es als eine besondere Eigenheit ansehen, daß er zuweilen im Gespräch mit uns, d. h. seinen Familiaren, ein Papierstreifchen drehte oder einen Bindfaden knüpfte, wenn er dergleichen zufällig in der Hand hatte; so ist das eine viel unschuldigere Beschäftigung der Hände, als fortwährend mit den Fingern in der Tabacksdose zu rühren, wie F. A. Wolf, oder andere Manipulationen vorzunehmen, z. B. mit allen fünf Fingern so zu schnicken, daß die Gelenke knacken, wie Adam Oehlenschläger, oder gar im Sitzen mit dem einen Fuße beständig zu zittern, wie Heinrich Voß. Ich schweige von noch übleren Angewohnheiten Anderer.

In 30 Jahren, zu allen Tageszeiten, im Zimmer wie im Freien, im Negligée wie in der Parüre, hätte man doch Gelegenheit gehabt dergleichen an G. zu bemerken, wenn er irgend eine gehabt hätte.

Ja er hatte sogar keine Gewohnheit, wie er sagt: „viele Gewohnheiten dürfe man haben, aber keine Ge-

wohnheit" [II, 260], d. h. man dürfe sich an Nichts so gewöhnen, daß es zur andern Natur würde. Daher wechselte er zuweilen z. B. in seiner Diät mit Speisen und Getränken, um sie nicht zu einem unerläßlichen Bedürfniß und sich nicht davon abhängig zu machen.

Außer physischen Aversionen und Antipathieen gegen gewisse Speisen, die ihn sogar krankhaft afficirten, wie Knoblauch [I, 366; it. XXX, 48]; oder auch bloßen Appresensionen gegen einige Doldentragende Pflanzen, wie Petersilie, Kümmel und dergl., und manchmal organischer Disposition zu gewaltigem, fortwährenden Niesen, (*) wüßte ich mich keiner besondern Eigenheit seiner Natur zu erinnern.

Doch nicht, daß G. Idiosynkrasien oder Idiopathien hatte, muß man herausheben, sondern daß er sie möglichst überwand. Seine Empfindlichkeit gegen Tabacksrauch ist eine naturgemäße Beschaffenheit des Körpers, und zeigt nur eine feine reizbare Organisation.

Er erwähnt dieser Indisposition zuerst in „aus meinem Leben," wo er von den Reisen mit Basedow spricht [XXVI, 277—279]; sodann in dem bekannten Venetianischen Distichon [I, 366, Nr. 66]; dann bemerkt es auch Knebel, aber mit seltsamer Verwunderung über die leichte Reizbarkeit seiner Nerven. [Bd. III, S. 375 f. lit. Nachlasses.] (**)

(*) Auch mit dieser Idiopathie giebt er sich in einer Anspielung zum Besten. [IV, 323.]

(**) „Bei Gelegenheit einer Pfeife Taback, die ich aufs Neue anstecken wollte, bat er mich, solches zu unterlassen, weil er von dem Tabacksrauche Erhitzung spüre. Ich unterließ es, wunderte mich aber über die leichte Reizbarkeit seiner Nerven von einer so geringen Ursache. Das Uebel nahm bei ihm zu, und er mußte sich wirklich mit Frost und einem besonders krampfhaften Zustande, der ihm starke Schmerzen verursachte, zu

Neuerlichst **Böttiger**, (*) aber albern und lächerlich ausgedrückt und übertrieben, wie Alles, was dieser Mann sich über G'n. ad notam genommen hat. „Goethe hat nicht den Muth, gewissen äußern Eindrücken zu widerstehen. Viele Menschen flieht er z. B. schon darum, weil sie Taback rauchen." — Gehört denn dazu Muth und was für Muth, um dem Tabacksrauch zu widerstehen? Ist es doch als wenn B. einem Frauenzimmer zuredete, sich nicht davon incommodiren zu lassen. Lächerlich aber und erfabelt ist: daß er viele Menschen schon darum geflohen, weil sie Taback rauchten. Wo flieht er **Basedow**, der ihm außer seinem schlechten Tabacksqualm noch mit seinem Stinkschwamm beschwerlich fiel? [XXVI, 277.] Wo **Knebeln**, **Jacobi'n**, **Herdern**, **Schillern**, **Zeltern** u. a. m., die sämmtlich Taback rauchten und schnupften; wo zumal Schillern? der ihn sogar bewundert, „daß er nach einer schlechtschlafenden Nacht und unter Wolken von Tabacksrauch sich noch so ganz gut und bei **Humor** erhalten." [Nr. 551.] Er reist mit dem Abt **Henke** [XXXI, 235] in einer Kutsche und läßt sich von dem geistlichen Herrn einschmauchen. Der Fürst genirt sich natürlich nicht und raucht seine Cigarren, wenn,

---

Bette legen. Diesen Morgen hat sich das Uebel noch nicht gegeben, und wir werden wohl heute hier bleiben müssen.

Ich bemerkte, wie G's. Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert erhält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft; dies trifft in vielen Stücken bei ihm ein."

Sehr richtig bemerkt. Auch in ästhetisch-sittlichen Fällen übermannte ihn zuletzt Ungeduld, und zwar je mehr er sich Gewalt angethan. [XXVI, 286.] **Ein** Tropfen mehr bringt zuletzt ein volles Glas zum Ueberlaufen.

(*) **Böttiger** lit. Zustände und Zeitgenossen I. Bd. S. 57.

wie und wo es ihm beliebt, ohne auf die Nervenreizbarkeit seines Ministers zu attendiren. Und meint man denn, daß er auf dem Feldzuge nach Frankreich, unter lauter Soldaten, frei von den Anfechtungen des Tabacksrauchs geblieben? Oder in den Schifferkneipen am Rhein? [XXX, 188.] Im Gegentheil, was er nicht hindern kann, das fördert er. Er kennt dieses Labsal des Kriegers, das ihm öfter Speise und Trank ersetzt; und kauft gerade zur Zeit der Noth, was nur in seine Taschen gehen will, davon ein, um es unter des Herzogs Leute und Reuter auszutheilen. [XXX, 89.] Er hätte müssen aus der Welt fliehen, wenn er allen Rauchern hätte entgehen wollen:

„Und wär' ich auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findest dort
Taback und böse Zungen." [II, 240.]

Einem andern Befremden ist auch noch zu begegnen: wie G. die Hunde nicht habe leiden können.

Da der Hund eine solche allgemeine Protection des Menschen genießt, daß gegen die Vermehrung und das Halten derselben von Zeit zu Zeit sogar polizeiliche Verordnungen erlassen werden müssen; so will es Vielen nicht eingehen, daß ein Naturforscher wie G., der über comparirte Anatomie gedacht und geschrieben, eine solche Aversion vor den Hunden könne gehabt haben, wie Andere kaum vor Spinnen und Kröten, wogegen die Natur selbst dem Menschen einen Abscheu eingeflößt zu haben scheine; daß er also einen gleichsam aristocratischen Haß auf sie, als auf die mit Recht sogenannte Canaille, geworfen, und darüber fast mit einem Mächtigern zerfallen.

Zuvörderst ist der supçonnirte und zur Tradition, besonders durch Falk's fabelhafte Anecdote, gewordene Hundeabscheu nicht von der Ausdehnung, die man annimmt, noch von irgend einer andern Bedeutung, als daß G. eben kein besonderes Vergnügen an dieser Thiergattung finden konnte.

Zwar spricht er seine Abneigung im Allgemeinen gegen sie in seinen Gedichten aus [I, S. 368, Nr. 73]; doch ist es besonders nur ihr Gebell, das kläffend sein Ohr zerreißt. [I, S. 285, Nr. XVII.] Aber was ein Dichter unter gewissen Umständen sagt, ist er nicht eben als Mensch im geselligen Leben zu halten verpflichtet.

Und so war es auch! Er mußte Hunde genug um sich sehen und ihr Gebell und Gekläffe hören, als er in früherer Zeit seinen Fürsten auf die Jagd begleitete, und in späterer noch immer deren genug im Cabinet und Vorzimmer antraf. War doch der schwarze Pudel des herzoglichen Kämmerers ein „vieljähriger Lebensgesell" und sogar sein Reisegefährte im Schlafwagen. [XXX, 13, 52, 125.] Da ihr Herr ihm gewogen war, so läßt sich denken, daß diese, gleich Kindern, die Zuneigung des Hausherrn gegen Fremde merkenden Geschöpfe auch G. nicht unfreundlich entgegengekommen seyn werden. Aber er ließ den Hund sich noch näher gefallen. In spätern Jahren hatte sein eigner Sohn einen so schönen, man könnte sagen „der Ehre des Standbildes," wie nur immer der des Lord Dudley, (*) gleich würdigen Hund oder englische Dogge, von der Universität mitgebracht, den G. nicht nur sehr gut leiden mochte, sondern auch, als das Thier aus andern Ursachen beseitigt wer=

(*) S. Haude und Spenersche Zeitung von 1834 den 14. März.

den mußte, sogar bedauerte, daß er es nicht zuvor habe modelliren oder abformen lassen, weil es einen so anständigen und würdigen Thürhüter, dergleichen König Admet in seinem Palast an seinen molossischen Hunden gehabt, hätte abgeben können.

Dann aber — und das ist die Hauptsache — G. war ein Mensch im vollsten Sinne des Wortes, und als solcher konnte ihm nur der Mensch behagen, sein Studium und seine Neigung seyn. Die Thiere waren ihm nur interessant als mehr oder mindere Approximationen in der Organisation und vorläufige Ankündigungen des endlich erscheinenden Herrn der Schöpfung. Er verachtete sie nicht, er studirte sie sogar, aber er bemitleidete sie eher als Wesen, die in solcher Vermummung und Maske ihren Gefühlen nicht den verständlichsten und geeignetsten Ausdruck zu geben vermochten. Und dahin gehörte ihm auch der Hund, über den er in graziöser Beweglichkeit des Körpers und Selbstständigkeit des Characters sogar die Katze zu setzen pflegte, und sie wohl einmal im Scherz eine heruntergekommene Prinzessin aus dem Löwengeschlechte zu betitteln liebte. Sie spazierte daher auch frank und frei in seinem Garten und brauchte keineswegs seine Annäherung zu scheuen.

Was es aber mit dem schauspielenden oder vielmehr spectaculirenden Hunde für ein Bewandniß hatte, und was daraus für das Weimarische Theater resultirte, ist genugsam bekannt und besprochen.

a. Incognito.

Was man an G. Liebe zum Geheimniß genannt hat, Er selbst seinen realistischen Tik nennt [Sch. Nr. 184],

möchte ich lieber Lust am Incognito bezeichnen; denn es ist im Grunde doch ein Edleres, es ist eine Schamhaftigkeit und Keuschheit der Seele, die Bedenken trägt, sich vor aller Welt in Situationen sehen zu lassen, die zwar an sich vorwurfs- und tadelsfrei, doch von der Böswilligkeit der Menschen leicht gemißdeutet, zum Schaden des Andern benutzt werden möchten. Auch fühlt der Mensch, daß er nicht allem gewachsen ist, daß er mit dem Fonds, den er in sich hat, doch nicht überall ausreichen werde, daß er Ursache habe, sowohl seine Stärke als seine Schwäche zu verbergen — ein Instinct, den die Natur sogar in die Thiere gelegt hat, die nicht immer mit offener Gewalt, sondern auch mit List zu Werke gehen, wie vielmehr der sich bewußte Mensch, der klug seyn soll wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

Sich in die Karte sehen zu lassen, wie ein gemeines aber treffendes Sprichwort sagt, thut schon Niemand, der klug genug ist, sich seinem Gegenpart nicht selbst in die Hände zu liefern. Wieviel weniger wird es gerathen seyn, bei dem feindseligen Aufpassen der Menschen gegen einander, sich mit seinen Neigungen, Absichten, Vorsätzen, löblichen nicht minder als unlöblichen, mit seinem Bewußtseyn von, mit seinem Vertrauen in sich, vor aller Welt sehen zu lassen? Ja, wer nur eine unschuldige Ueberraschung vorhat, wird sie doch nicht vorher ausplaudern, und so die Wirkung im Voraus aufheben wollen. [II, 246.] Und solche beabsichtigte Ueberraschung mit seiner persönlichen Gegenwart, oder mit einer neuen Frucht seines Geistes, war es gewöhnlich, welche ihm jenes mysteriöse Stillschweigen und Verheimlichung auflegte, selbst gegen seine Freunde und gerade gegen diese, weil sie gewöhnlich ihm aus- oder einzureden suchten, wie bei sei-

nem Jagdgedicht und seinem Tell [Schill. Nr. 326. 327; it. Nr. 372.] Nimmt man dazu die allgemeine Neigung der Menschen den andern zu benutzen; das besonders deutsche Vergnügen der Präoccupation, Schriftstellern ihre Vorsätze abzulauschen, sie zu präoccupiren und zu postoccupiren, das Lied, das der Autor angefangen hat, nun beliebig fortzusetzen: so wird man es G. nicht verargen, daß er aus seinen literarischen Vorsätzen sowohl als aus der eben stattfindenden Beschäftigung ein Geheimniß machte. Dazu kommt noch ein Hauptumstand, daß G. Nichts fertig machen konnte, sobald er den Plan zu einer Arbeit irgend Jemand vertraut und offenbart hatte. [Schill. Nr. 299; it. XXXI, 92.]

Von anderen Geistes- und Gemüthszuständen versteht es sich von selbst, und wer hätte denn ein Recht darnach zu fragen, jemand auf seinen Glauben, seine Vorstellungsart von dieser und jener wissenschaftlichen Sache zu inquiriren, und ihm auf den Zahn zu fühlen?

In allen diesen Vorwürfen über seine Geheimthuerei offenbart sich nur die neugierige Ubiquität [Schill. Nr. 508. 512], die Polypragmosyne, der literarischen Klätscher.

Bei seinen poetischen Conceptionen war eine solche Heimlichkeit für ein Gemüth wie das seinige, das die poetische Gabe als ein Geschenk Gottes und der Natur ansah, so folgerichtig als schicklich. Es liegt eine Art von Verwegenheit, ja Frechheit darin, zu sagen: das und das will ich hervorbringen, und so und so will ich dabei zu Werke gehen! wobei wenigstens, um den Neid der Dämonen abzuwehren, ein altes frommes *ἀγαθῇ τύχῃ*, oder ein *σὺν θεῷ* als Stoßgebet an der Stelle sein würde. Ob es gelingt, was man vorhat, ist immer eine Frage, da man nicht Herr der Um-

stände, Stimmung u. s. w. ist. Ohne Superstition pflegte G. bei solchen poetischen Problemen immer zu sagen: „wenn es glückt, geräth, wenn es gelingt, wenn es einer trifft;"(*) und er selbst sah seine herrlichsten Sachen nur als etwas ihm Gelungenes an [III, 258. 260. 291]; also wie einen Glückswurf, nicht wie andere stolzere Dichter als einen eingetroffenen Calcül, dem eine arithmetische Nothwendigkeit zu Grunde läge. Da seine Gedichte ihn machten, nicht er sie, wie er gesteht; so war das Resultat kein logisches oder mathematisches Quod erat demonstrandum.

„Die größten Menschen sind immer demüthig gewesen," sagt er an Lavater, (**) und Niemand war im Betreff seiner poetischen Leistungen anmaßungsloser, bescheidener und gotthaft-demüthiger als eben Er.

Sich freuend und eine aufrichtige Belobung mit mäßigem Behagen hinnehmend, wenn ihm etwas gelungen war, ließ er doch der Möglichkeit des Gegentheils Raum, schon zufrieden wenn nur das meiste und wichtigste gekommen war. Das Mangelhafte erkannte Niemand früher als er, aber er scheute sich bedeutende Aenderungen und Verbesserungen vorzunehmen, solange es noch warm vor ihm dalag. Es mußte erst verkühlt seyn, und ihn gewissermaßen als ein Entwohntes, Fremdes ansprechen, ehe er zu Verän-

---

(*) „Wir wollen abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt," sagt er zu Schiller über das projectirte Jagdgedicht, das zuletzt nur in eine Novelle, ja in eine Ballade auslief. [Schill. Nr. 326; vrgl. W. Bd. XV, 297 ff.]

(**) S. G's. Br. an Lavater, herausg. von Hirzel, Nr. 25, S. 97; u. Hegner, S. 131.

derungen oder Umarbeitung schritt; ja in manchen Fällen fand er es gerathener, lieber ein neues Werk zu beginnen, das als verfehlt wahrgenommene zu vermeiden, und obgleich neuen Fehlern ausgesetzt, es wenigstens von diesen erkannten zu befreien. So war er in einer steten Fortbildung begriffen, und wer könnte sagen, oder nur ahnden, was aus seinen Conceptionen geworden wäre, wenn sie eine stete Metamorphose hätten durchwandeln können; wie es, außer dem bereits erwähnten zur Novelle gewordenen Jagdgedicht, auch mit einem Drama der Fall war, das in eine Ballade sich umgestaltete. [III, 3 ff.]

Doch rief er sich in Zeiten das manum de tabula zu, und so können wir froh seyn, daß er, unter Freunden zu seyn glaubend, seine eigenen Worte im Tasso stillschweigend auf sich anwendete:

„Hie bin ich!
Daß Freunde meiner schonend sich erfreun."

Wenn also G. das Geheimniß liebte, so geschah es nur se defendendo, nicht ostendendo, wie er sich auszudrücken pflegte; und er hatte das vollste Recht, einer zudringlichen vorwitzigen Neugier, die ihn nur aushorchen wollte, aus dem Wege zu gehen und sich wie ein Proteus hinter alle die wechselnden Verschanzungen zurückzuziehen, welche Knebel(*) ihm vorwirft, „weil er noch etwas Eitelkeit habe, seine Schwächen nicht zu zeigen" — als wenn man auch diese aller Welt zeigen müßte! Uebrigens hatte dieser am wenigsten Fug und Recht den Inquisitor zu machen: denn G. war

(*) S. Hegner's Beiträge zur nähern Kenntniß Lavaters. S. 134.

aufrichtig genug gegen ihn; Knebel aber nicht immer discret.

Wo es darauf ankam sich ganz zu geben wie er war, hat G. niemals hinter dem Berge gehalten, und so ist jenes ganze Manöver nur gewöhnliche Weltklugheit, die an ihm nicht besonders zu releviren noch weniger zu tadeln war.

Wie nun G. in Betreff seiner Gesinnungen, Vorsätze, Arbeiten ein Incognito liebt, so auch früher in Bezug auf seine Person. Er gefiel sich, zumal in früherer Zeit, verkleidet [XXVI, 169], oder unter einem andern Namen aufzutreten. Diese Lust sich zu verkleiden, gesteht er, sey ihm von seinem Vater gekommen [XXV, 340]; sie lag aber bereits in seinem Dichtertalent und erhielt nur durch das Beispiel Ermunterung und Autorität.

Schon als Dichter mußte er sich in allerlei Personen, deren Gesinnungen und Ausdrucksart versetzen; wie natürlich war es, auch ihr Aeußeres durch eine Maske oder Verkleidung nachzuahmen, und die vorzustellen die er sprechen und handeln ließ.

Noch ein Knabe versetzt er sich in die Lage eines jungen Prinzen in dem allerliebsten Mährchen, „der neue Paris," [XXIV, 78 ff.] und spielt wenigstens in seiner Phantasie dessen Rolle.

Er spielt nicht blos in Marionettentheatern und redet für seine Personagen; es werden sogar aus Tasso's befreitem Jerusalem einzelne Scenen, später auch andere ganze Stücke von ihm aufgeführt. [XXVIII, 33 ff.]

In Weimar spielt er nicht nur in seinen eigenen Stücken, z. B. den Eridon, den Alcest, den Orest u. a. m.; sondern auch in fremden, wie den Belcour im Westindier.

An Verkleidung gewöhnt, führt er sich wohl auch im gemeinen Leben unter einer fremden Gestalt und Namen ein. So beim Pfarrer in Sesenheim, bei Höpfner. [XXVI, 158.]

Er überrascht seinen eignen Fürsten in der Tracht eines Bauern und begrüßt ihn mit einem anmuthigen Gedicht im Namen der Landleute. [A. in D. I, 174.]

Er führt sich als einen Anderen bei Plessing ein, [XXX, 212 — 224; XLV, 316 — 320] und wirkt durch diesen frommen Betrug mehr als er durch die Wahrheit gewonnen hätte.

Auf der Reise nach Italien giebt er sich in München, trotz dem, daß er von Jemanden der in Weimar gewesen, erkannt wird, für einen andern aus, zu großem Gewinn für eine ungehemmte Fortsetzung seiner Reise.

In Italien selbst tritt er nicht als Goethe, sondern unter dem Namen Möller auf, und gilt eine Zeit lang und an einigen Orten für einen reisenden Kaufmann, gleich vortheilhaft für mannigfaltige Beobachtungen der unteren Stände, des Volks, seiner Sitten und Lebensweise, wie für seine Reisecasse.

Ja er liebt nicht nur das Incognito, er rechtfertigt es sogar als eine Maxime, in einem Briefe an Meyer. (*) Er beobachtet daher auch ein literarisches Incognito, indem er

---

(*) „Ich war von jeher überzeugt, daß man entweder unbekannt oder unerkannt durch die Welt gehe, so daß ich auf kleinen oder größern Reisen, insofern es nur möglich war, meinen Namen verbarg; und künftig will ich ihn gewiß nur zu besserer Ausführung unseres Zweckes aushängen."

Non vixit male qui natus moriensque fefellit; Horatius.

theils sich gar nicht, theils mit andern Namen nennt, und es darauf ankommen läßt, ob man ihn erkennen werde.

So schon in den Musenalmanachen von Voß und Schmidt, worin Gedichte von ihm unter ganz anderer Signatur vorkommen, desgleichen in Schiller's Almanach, wo er eins der herrlichsten Poeme [II, 23] mit dem Namen Amman unterschreibt.

Seine Xenien sondert er nicht von den Schiller'schen, wie er denn auch einen großen Spaß daran findet, für den Verfasser der Agnes von Lilien zu gelten, und den Wunsch äußert, die Leute noch eine Weile bei dem Wahne zu lassen, gerade sowie er eine Dame, die ihn für den Verfasser des Ardinghello hielt, auf das schalkhafteste in diesem Irrthum bestärkt. So hat er auch eine gewaltige Freude, daß man ihn und Schiller verwechselt, und dem einen zuschreibt was dem andern angehört.

Wie er früher seine Person versteckt unter einen andern Namen; so läßt er auch seine Gedichte zuweilen räthselhaft, nach seiner Maxime: „ein Gedicht müsse etwas Räthselhaftes haben;“ und vermeidet Freunden sogar die Aufklärung zu geben, ohne welche das Gedicht selbst nur halbverständlich und daher nur halbgenossen bleibt. [Z. Nr. 719, S. 424.] Damit wollte er den Scharfsinn und die Erfindungskraft der Andern aufregen, und ihnen die Freude bereiten durch selbstgefundenes Verständniß des Ganzen sich selbst productiv zu erscheinen; obschon er übrigens zugab, daß nicht blos die Alten Erklärung und Noten bedürften, auch die Neuern. [Schill. Nr. 68, S. 151; Werke Bd. II, 245.] Dahin gehören:

Bakis Weissagungen; das Mährchen in den Erzählungen der deutschen Ausgewanderten; so manches im Faust, wie das Hexen-Einmaleins, worüber er jedoch sich nicht den Kopf zu zerbrechen anräth. [Z. Nr. 577, S. 451.]

Alle diese Erscheinungen lassen sich nicht als bloße Willkühracte auffassen, es liegt in den meisten Fällen Psychologisches zum Grunde.

Er wußte, daß einmal seiner Persönlichkeit und seinem Namen Huldigungen gebracht wurden, die nicht immer absichtslos aus den lautersten Quellen entsprangen.

Er wollte erfahren was er als Unbekannter für einen Eindruck mache; was sein Gedicht, wenn es als ein fremdes, nicht als das seinige betrachtet würde, für Urtheile hervorlockte; was ein im Allgemeinen ohne näheren Bezug ausgesprochenes Gedicht in dem Hörer oder Leser für ein Verständniß finden, was dieser sich dabei denken und davon würde aneignen können. [Z. Nr. 242.]

Daher wurden die bei dem concretesten Anlaß entstandenen Gedichte und Gedichtchen, als wahre und eigentliche Gelegenheitsgedichte, durch Verbergung jener Veranlassung oder der Personen, auf die sie sich beziehen, so in's Allgemeine gespielt, daß sie ein Jeder für seine Erfahrung nutzen und darauf anwenden könne. [Z. Nr. 719.] So das herzliche Gedicht „Einschränkung" überschrieben [I, 113]; welches in seiner ursprünglichen Gestalt das traute Verhältniß zu seinem fürstlichen Jugendfreunde aussprach.

Außer den bereits erwähnten Beweggründen lag auch oft Furcht vor der Indiscretion der andern Menschen zu Grunde. Er hatte diese in seinem Leben genug erfahren, zu

seinem Schaden; man erinnere sich der Plagiate von Wagner, Lenz u. a. m. War doch Schiller nicht ganz rein von dem Vorwurf der Präoccupation, Er, der ewig um Stoffe verlegen und darnach suchend [Nr. 391], gar leicht etwas occupirte, was G. zu bearbeiten Lust hatte. [Nr. 372.]

Uneigennützig trat dieser jenem ab, ohne ein Gegenerbieten dafür zu empfangen. Was wäre es erst gewesen, wenn er selbst durch ein ausgesprochenes Wort, den ἕτερος λόγος geweckt und gereizt hätte. Wie es ihm mit dem Jagdgedicht erging, das seine Freunde Schiller und W. v. Humboldt ihm ausredeten [Nr. 296—299; it. 322; 326; 327], weil ihrer Meinung nach aus dem Stoffe sich Nichts machen ließe; als wenn man vorherwüßte, was das Genie machen könne oder nicht! (*) Er fand es daher auch schon unangemessen, wenn Machthaber durch Darlegung und Auseinandersetzung ihrer Gründe sich mit den Gehorchensollenden in eine Disceptation einlassen und auf eine Linie stellen. „Die Macht befiehlt, aber sie disputirt nicht," sagt er; (**) und wer das Publikum nicht für eine Macht anerkennt, der verlangt weder dessen Rath, noch nimmt er ihn an, wenn er aufgedrungen wird. Geschulmeistert wollte sein Gemüth nicht seyn, sondern durch freies Wohlwollen aufgeschlossen, durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt seyn. [XXVI, 286.] Und leider können die Deutschen nichts als schulmeistern.

(*) „Weiß doch der Dichter allein, was in einem Gegenstande liegt, der ihm seines Antheils werth erscheint." G. an Schultz, geh. Ober-Reg.-Rath.

(**) Qui rex est, regem non habeat; Martial.

Auch in späteren Jahren, wo er noch verschlossener war, und nicht leicht über seine Lippen kommen ließ, was ihn compromittiren konnte, half ihm diese Schweigsamkeit nicht das was er hoffte; denn nun schob man ihm diese oder jene falsche Absicht unter, an die er nie gedacht hatte, die er nach seiner Art und Weise gar nicht haben konnte.

Ich erwähne nur seine unerwartete Verheirathung, der man die lächerlichsten und gehäßigsten Absichten unterlegte, wovon zu seiner Zeit das Wahre berichtet werden soll.

So das Gespräch mit Napoleon, über welches abweichende und mitunter abgeschmackte Gerüchte umliefen.

Er kannte die Menschen zu gut, „um sein Herz in der Hand zu tragen". Er verschwieg was sie nicht zu wissen brauchten, was von ihnen gewußt, doch nur falsch und verkehrt beurtheilt worden wäre.

So blieben die Motive seiner Handlungen, der Sinn seiner Dichtungen, doch immer räthselhaft und ließen, da kein Positives ausgesprochen war, auch die Möglichkeit einer andern Erklärung und Deutung zu. Die rechten und wahren konnte indeß finden wer ihn näher kannte, und mit Neigung und Liebe ihn aufzufassen verstand. Auch war und ist nicht alles so versteckt, daß ein unbefangener leidenschaftloser Verstand, ein ruhiges Nachdenken, besonders Welterfahrung und Selbstbeobachtung, nicht zu entdecken vermöchte was und wie er etwas gemeint habe.

Freilich kann er nicht von jedem verstanden werden; aber dieß wäre auch eine seltsam anmaßliche Forderung. Was und wo ist denn auch das was von allen gleich verstanden wird? „Das Kunstwerk ist für den Kenner, nach

allen Seiten; für den Laien ist immer nur einiges zum Genießen."

Wer tadelte wohl einen bildenden Künstler darum, daß seine Werke nicht alle und jeden ansprechen? „wer einen Musiker, daß sein Tonwerk nicht von allen Hörern gleich empfunden und saisirt wird? Sollte denn der Poet von allen gleich gefaßt werden, da es der prosaische Prediger nicht wird, der doch ganz eigentlich zur buntesten Menge faßlich zu sprechen hat?

„Zu allem Verstehen ist Vorbereitung, Vorkenntniß, Vorbildung nöthig."

Freilich bleibt zu bedauern, daß diese übergroße Verschwiegenheit und Discretion Ursache geworden ist, daß wir um soviel gute Gedanken und Einfälle von ihm gekommen sind.

Wie er in seinen Briefen die Gegenstände die er überschickt, oder die Personen, von denen er spricht, gewöhnlich nicht nennt oder näher angiebt; so verschweigt er auch einen Einfall, den er bei der Gelegenheit hatte, und sagt: er wolle ihn mündlich mittheilen. Sey es nun daß er für das Schicksal des Briefes fürchtet, den ein Zufall in unrechte Hände führen könnte, welches in der Zeit worin der Schillersche Briefwechsel fällt, auch gar nicht unwahrscheinlich war, wegen der Ubiquität literarischer Wegelagerer und Aufpasser; oder daß er, wenn auch nicht Mißtrauen in die Verschwiegenheit des andern setzend, doch eine Präoccupation besorgt: genug er sagt ihn nicht, vergißt ihn auch wohl, und da kein Gegenbrief ihn errathen läßt, so sind wir auf immer darum.

Beispiele geben die Briefe an Schiller [Nr. 414], worin er sagt: er habe einen Einfall die bisherigen Xenien

noch zu übertrumpfen; ferner an H. Meyer, worin er gleichfalls bemerkt: er habe einige verwünschte Einfälle gegen die Nazarener. Sie sind aber wie jener im Petto geblieben.

So will er in den Briefen an Schiller [Nr. 195, S. 152] auch Stolbergen es theuer zu stehen kommen lassen, daß dieser den Wilhelm Meister verbrannte bis auf das sechste Buch, die Bekenntnisse der schönen Seele enthaltend. [Schill. Nr. 194, S. 149.]

Das Xenion im Musenalmanach [1797, S. 227] gegen ihn ist zwar eine herrliche Persiflage, aber zu fein für den deutschen Michel; (*) und daher die Frage, ob nicht eine derbere Parabel ihm zugedacht war.

Die seit dem Jahr 1814 zunehmende Milde ließ ihn jedoch solche früher erfahrene Unbilden vergessen, wie er sich darüber so wahr und schön in den Briefen an Zelter ausspricht. [Z. Nr. 711, coll. XLIX, 82.]

Es ist zu bedauern, daß ihm alle diese Discretion, Schonung, Rücksicht u. s. w. Nichts geholfen, und „gleich nach seinem Tode der Advocatus Diaboli neben dem Leichnam saß und der Engel, der ihm Widerpart halten sollte, eine klägliche Gebärde machte." [Schill. Nr. 247, S. 284.]

So vollkommen ist diese Bemerkung an ihm selbst in Erfüllung gegangen, und es zeigt von einer originell-deutschen Unparteilichkeit, wenn sogar der eigene Verleger seiner Werke einen solchen Advocatus schon bei Leibes Leben des Autors dazu hielt oder duldete, um solchen recht von

(*) So nennt auch Jacobi den eingefleischten Deutschen, der übrigens an John Bull und Bruder Jonathan weltbekannte Vettern hat. [Briefwechsel Bd. II, Nr. 255. S. 220.]

allen Seiten anzuklagen und zu verschwärzen, wenn es nicht etwa ein Kunstgriff seyn sollte, nach dem Verrufenen desto lüsterner zu machen, wie es bei verbotenen Büchern der Fall ist. (*)

Wie dem sey: G. rührte sich auch nicht mit einem Worte weder gegen den Widersacher, noch gegen dessen Brodherrn, und jener mußte erst von andern seines Gleichen, wo nicht völlig abgethan, doch kleinlauter gemacht werden.

b. Discretion.

Der Mensch hat von seinen Tugenden nicht immer Nutzen, von seinen Fehlern nicht immer Schaden; es ereignet sich auch wohl, daß jene ihm Nachtheil, diese ihm Vortheil bringen.

So erging es Goethen im ersten Falle, besonders in Beziehung auf eine seiner ausgebildetsten Tugenden, die Discretion.

Diese Tugend gleicht der Geduld und hat auch ihr Schicksal. Von beiden kann man nicht wissen, wie weit sie in einem Menschen gehen, weil ihre Energieen Schweigen und Verstummen sind.

Wie weit G's. Discretion und Geduld gegangen ist, kann Niemand sagen; aber ahnden kann sie derjenige, der seinen Character kennt und die Verhältnisse, in denen er lebte.

Wenn man bedenkt, um wieviel Dinge G. schon seiner hohen amtlichen Stellung, seines beobachtenden penetranten

(*) Punitis ingeniis gliscit auctoritas; Tacit.
d. i. Les ouvrages opprimés n'en ont que plus de credit.

Geistes wegen wissen mußte, wieviel ihm das gesellige und freundschaftliche Leben zuführte; wieviel er bei der sittlichen Ausbildung, die er anstrebte, von den Untugenden und Unarten der Menschen zu leiden hatte, und wie er bei alledem weder Geheimnisse offenbarte, noch Unarten und Unvollkommenheiten rügte: so wird man gestehen, daß er Selbstbeherrschung und Resignation in einem ungewöhnlichen Grade besaß, die um so höher anzuschlagen waren, als er sie gegen die Hindernisse eines lebhaften Naturells sich erworben und angeübt hatte.

Seine Verschwiegenheit brachte ihm den Nachtheil, daß er der Welt nicht stets in seiner wahren Gestalt erschien, daß noch jetzt Urtheile über ihn im Schwange gehen, die es schwer hält durch eine Controle zu rectificiren. Sie wären längst niedergeschlagen und verstummt, wenn es ihm gefallen hätte, noch bei Lebzeiten selbst sich über die Dinge zu vernehmen zu geben, oder in seinem literarischen Nachlaß letztwillig darüber auszusprechen.

Statt seiner authentischen Berichterstattung, die man von seiner Wahrheitsliebe erwarten konnte, schleichen nunmehr Sagen und Mährchen gespenstisch umher, gehen über von Vater auf Sohn, und drohen, wenn auch unvermögend ihm wesentlich ferner zu schaden, doch den reinen Stahl seines Characterbildes stellenweis corrosiv anhauchend mit Rostflecken zu trüben, welche zu beseitigen und die ursprüngliche Politur wieder herzustellen, dem guten Willen und der Pietät seiner Verehrer schwer, ja unmöglich wird. Es gehören dazu Actenstücke, welche, wenn schon noch zu haben, doch zur Zeit nicht ans Licht gezogen werden dürfen, indem noch

zuviele der dabei Betheiligten am Leben sind, oder der Bloßstellung durch Rang und Namen entrückt bleiben.

Dahin gehört namentlich die actenmäßige Geschichte der Verpflanzung der Jenaischen Literaturzeitung nach Halle, von G. selbst nur in der Kürze berührt [XXXI, 155 ff.]; welche keineswegs zum diesseitigen Nachtheil ausfallen dürfte, wie man der Goethischen Versicherung sowohl an jener Stelle, wie in den Briefen an Zelter [Nr. 32] zum Trotz, uns vorspiegeln will. G's. gleichzeitige mündliche Relation ist mir nach 30 Jahren nicht mehr in allen Stücken erinnerlich; soviel aber habe ich davon behalten, daß das Pivot ein Mysterium Iniquitatis war, worin die gehäßigsten Leidenschaften von Personen, die man bereits kennt, nur zu sehr integrirten.

G. konnte sich um so glaubwürdiger darüber erklären, als seine künstlerischen und socialen Lebensbekenntnisse eine solche Wahrheitsliebe und Rücksichtslosigkeit bekunden, daß man auch in Collisionsfällen mit den Zumuthungen, Ansprüchen, Interessen der andern Partei kein Mistrauen in seine Aufrichtigkeit gesetzt und das gute Recht auf seiner Seite würde gefunden haben.

Hieher gehören auch die Theaterhändel; des Wolfischen Ehepaars Abgang nach Berlin; die Entstehung von G's. Bearbeitung von Romeo und Julia, sämmtlich von dem Ubiquisten nicht richtig erhorcht, obschon in zwei Sprachen durch die Welt posaunt; (*) der Hund des Aubry;

(*) S. Gallerie zu Shakspeare's dramatischen Werken, in Umrissen, erfunden und gestochen von Moritz Retzsch. Dritte Lieferung Romeo und Julia, mit Andeutungen von Carl Boromäus von Miltitz, deutsch

die Wartburgsgeschichte; sein Votum über Preßfreiheit und andres mehr, das einer unbetheiligtern Folgezeit überlassen bleibe.

Zu seiner Entschuldigung aber muß man wiederholt sagen: Er hätte Personen, Verhältnisse und Heimlichkeiten aufdecken müssen, die nicht nur seine Stellung überhaupt zu schonen heischte; auch in seiner gutmüthigen, von den Gegnern sogar anerkannten Natur lag es, dergleichen Unbilden von Menschen ihm angethan ebenso zu übertragen — oder zu übernuppen wie er zu sagen liebte — wie die Unbilden der Witterung, wie andere Calamitäten, welche Natur und Schicksal über uns verhängen — eine nicht blos christliche, sondern ächt heidnische Ansicht, die schon Cicero bei Gelegenheit politischer Amnestien geltend machte; — doch nicht blos Herzensgüte war es, die ihn dergleichen Dinge nicht weiter zu releviren erlaubte; es war auch Charakterstärke. Wußte er über schwerere Fälle mit Fassung und Ruhe hinauszukommen, so konnte er noch weniger bekümmert seyn über den Klatsch der Welt, aus dem er sich mit einem Worte „Nichts machte" [Z. Nr. 242, S. 215 f.; Nr. 711, S. 395], sowenig wie aus dem „Schimpflied das ein böser Feind erdacht." [II, 261; IV, 340.]

Wenn Andere sich erlaubten die Rolle der Frondeurs ganz laut in der Gesellschaft oder in Briefen, die doch dereinstiger Veröffentlichung entgegenwarteten, zu übernehmen; so wird man von G. keinen Fall anführen können, wo

---

und in englischer Uebersetzung, Seite IX u. X. — Böttiger war auch der Mann, eine Critik der Goethe'schen Bearbeitung zu unternehmen! Gleichwohl ward die alte Crudität erst neulich wieder ruminirt. So verbissen sind die Deutschen auf das was sie gerade für recht halten.

er auf eine namentliche und directe Weise seine Unzufriedenheit kund gegeben. Und doch ist es so gewiß als es natürlich ist, daß er seinem Wesen, seiner Ansicht und Einsicht nach nicht alles billigen konnte, was er mußte geschehen lassen, ja sogar dazu behülflich seyn. Er scherzte vielmehr darüber, indem er sagte: „es ginge ihm wie dem lieben Gott, der auch vieles müsse geschehen lassen was er nicht wolle."

Selbst im vertrauten Gespräch und in Briefen an die intimsten Freunde weiß er sein Andersdenken so zu mäßigen und durch den Ausdruck so zu verallgemeinen, daß der directe Bezug von keinem andern zu machen ist als von dem, der mit der Sache selbst vertraut ist und darum weiß.

G. hat daher keine Veröffentlichung seiner Briefe und Manuscripte zu scheuen. Denn was er von den Leuten sagt sind keine moralischen, sondern ästhetische Urtheile; wahre, nicht witzige; kein Aufhalten, keine Moquerie, kein Klatsch, kein Neid, keine Mißgunst, kein Verdenken, Besserwissen und dergl.

Nie erlaubt er sich, den Handlungen seiner Freunde leidenschaftliche oder eigennützige Motive unterzulegen; er deducirt sie aus ihrem Wesen, ihrer Natur, aus ihren Umständen und Verhältnissen; mit einem Wort, er weiß zurecht zu legen und nachzuhelfen, was die Deutschen so selten verstehen [XLIX, 56; II, 251]: denn „sie gönnen Niemandem das Recht zu irren" [III, 252]; „sie sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an" [XLIX, 59]; und wer nicht ihrer Meinung ist, hat so gut als keine: „denn Jeden interessirt Nichts als seine."
[L, 146.]

Diese Tugend der Discretion also hat ihm zwar Nichts eingetragen, sie hat ihn nicht vor Verunglimpfungen geschützt, im Gegentheil sie ihm zugezogen; sie hat ihm so wenig geholfen, als jenen, von denen er mit Bedauern spricht daß sie Nichts von all' ihrer Geduld, Nachgiebigkeit u. s. w. gehabt [Schill. Nr. 247, S. 284.]: allein er war nicht der Mann der um äußern Gewinnes willen sich selbst verkaufte. Wäre es nicht seine Natur oder seine αἵρεσις (Wahl) gewesen so zu seyn wie er war, kein Vortheil, kein Reichthum noch Ehre hätten ihn dahin gebracht, sich künstlich zu betragen. [II, 149.]

„Ein eigen Herz zu haben hält er unter allen Besitzungen auf Erden für die kostbarste," [XXXIII, 121] und ließ sich „ursprünglich eigenen Sinn nicht rauben." [IV, 384.]

Seine Discretion hangt demnach zusammen mit dem was er seinen Tik, ich hingegen Lust zum Incognito nenne.

Sowie er im Bezug auf sich geheim war, und sein Vorhaben, Arbeiten, Reisen und dergl. aus gründlicher Kenntniß der Menschen und ihrer Klatschhaftigkeit verheimlichte und verschwieg, ebenso war er es auch im Bezug auf Andre, auf ihre Geheimnisse, die er natürlich so wenig propalirte, als er sie zu erforschen suchte.

Daher seine Bedenklichkeit und Anstandnehmen irgend etwas verlauten zu lassen, was ihn oder sie compromittiren könnte. Er verschweigt daher in seinen Briefen oftmals Namen, Büchertitel, übersendete oder besprochene Sachen, wovon der Correspondent oder Empfänger zwar unterrichtet ist, die aber einem fremden Leser verborgen bleiben müssen. Oft geschieht es aus Mißtrauen und Verdacht gegen Spio-

nerie [Schill. Nr. 164, S. 43; Nr. 462, S. 197; Nr. 864, S. 181], oder aus Besorgniß öffentlicher Bekanntmachung, bei etwaigem Verlorengehen eines Briefes.

Er bittet daher auch ein Ueberschicktes, Buch, Gedichte, Aufsatz, eigenen oder fremden, nicht aus der Hand zu geben, nicht abzuschreiben, und Niemand sehen oder wissen zu lassen. [Z. Nr. 115; it. Reliquien von Justus Möser rc. S. 13.]

Dieses Bevorworten kann auffallen, wenn man es in Briefen an seine nächsten Freunde und Freundinnen liest, weil es ein Mistrauen in ihre Discretion voraussetzt; aber diese Voraussetzung war leider oft nur allzugegründet. Frühere Erfahrungen hatten ihn gewitzigt, und bei Männern, die besonders von den Mittheilungen ihrer Correspondenten fait machen wie Lavater,(*) worüber nicht nur Goethe, sondern auch Merck Klage(**) führt, und deshalb die Taschen immer voll Briefe haben, war sie nicht überflüssig, vielmehr sehr nöthig. Sein ältester Freund in Weimar war in diesem Stücke so leichtsinnig und sorglos, daß er nicht selten alles wieder an Andre mittheilte, und nur ihm übersendete Bücher weiter verlieh, sie nicht zu rechter Zeit wieder zurückschickte, auch wohl ihr Abhandenkommen verschuldete.

Nun begreift man, daß einem solchen gefälligen Manne Leute wie Böttiger, die allerlei Neues zubringen konnten, sehr lieb und angenehm seyn mußten, und seine dankbare Erwiederung aufforderten. Dafür widerfuhr ihm denn dieselbe Indiscretion von Freund B., der auch einen Aufsatz

(*) S. Hegner's Beiträge S. 91.

(**) S. Br. an und von Merck Nr. 44, S. 99.

von Knebel unberufen der Fr. v. Stael mitgetheilt und in ihren Händen gelassen hatte. (*)

Eine andere Bedenklichkeit sittlicher Art hält ihn ab Klagen oder Unmuth zu äußern; „Mürrisches soll man nicht in die Ferne senden: denn gerade zu der Zeit, wo man dem Freund eine unangenehme Stunde macht, hat man sich schon völlig wiederhergestellt, und ist durch eine glücklich entschlossene Thätigkeit schon längst aus dem düstern Zustande herausgetreten, wo uns der Aerger über gehindertes Wirken einen Augenblick überraschen konnte." [Z. Nr. 550, S. 335.] Ja er nimmt es auf der Stelle zurück, wenn ihm dergleichen schon in die Feder gekommen war. [Z. Nr. 792.]

Mag er doch schon mündlich selten ein wahres grundgemeintes Wort aussprechen, weil die Menschen gewöhnlich etwas anderes hören, als was er sage [Z. Nr. 796]; wie sollte es ihm einfallen, dergleichen schriftlich über Land zu schicken? [Z. Nr. 792.] Doch fühlt er im Stillen das Verlangen „wichtige Betrachtungen ins Allgemeine und Besondere zu dictiren, sie aber doch zu secretiren: denn „was jetzt ganz unnütz zu sagen wäre, könnte denn doch wohl dereinst einem genialen Nachfolger, wie ein altes Glas Wein, zu glücklicher Aufregung dienen." [Tagebuch 13. März 1831; vergl. Z. Nr. 550, S. 342.]

Auch an Zelter schreibt er schon früher einmal: „daß er über manches aufrichtiger seyn wolle, wie man es wohl in der Masse vermischter Aufsätze — gleichsam außer der Zeit

(*) S. von Knebel's Briefe an Böttiger, in jenes liter. Nachlaß Bd. III, S. 24 — 74, besonders S. 65.

— eher wagen darf, als wenn man einzeln, am laufenden Tage, etwas ins Publikum bringt, was den Leuten vor die Köpfe fährt und womit sie nicht zu gebaren wissen.“ [Z. Nr. 515; vergl. IV, 323.]

Wie nun G. für seine Person äußerst vorsichtig und zurückhaltend war, so rieth er auch Andern, auf die er Einfluß hatte, zu gleicher Vorsicht und Zurückhaltung. [XLIX, 26. 27.] Witzige Epigramme, satyrische Einfälle, deren Bezug zu deutlich sich aussprach, bat er zu secretiren; nicht aus Aengstlichkeit, sondern aus Schonung. Er wußte wohl, daß er selbst durch dergleichen unmittelbare Angriffe manchen verletzt und sich zum Feinde gemacht hatte; nun wollte er Andere vor ähnlichen Folgen bewahren.

Seine eigenen Invectiven gegen Personen oder Sachen hielt er ebenfalls zurück „um des lieben Friedens willen“ [Z. Nr. 550, S. 341], oder wenn er sie doch, aber erst nach Jahren, bekannt machte, „brach er ihnen noch die Spitze ab,“ um sie weniger empfindlich oder schmerzhaft zu machen.

So geschah es mit den folgenden Gedichten:

„Die Weisen und die Leut“

oder das Gastmal der Weisen [III, 114] das er secretirte, „weil es gewisse Individuen sehr tief verletzen würde, und die Welt denn doch nicht werth sey, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe.“ [Z. Nr. 225, S. 181.]

„Die Paulo post futuri“ [XLVII, 97],

worin ein ärztliches Gutachten über eine zehnmonatliche Schwangerschaft nach des Mannes Tode auf die feinste Weise persiflirt wird.

„Der neue Alcinous“ [XLVII, 261],

eine allegorische Parodie auf Kotzebue und sein Kegeln in seinem Garten zu Jena. [Schill. Nr. 608.] So auch mit vielen andern, die erst lange nach ihrer Veranlassung, ja erst nach seinem Tode, bekannt gemacht worden.

Unter seinen Xenien sind manche nur wie unter vier Augen gesprochen anzusehen. Die andere Person ist verschwiegen und somit der Anlaß und der Bezug nicht immer offenbar und verständlich.

Sind nun aber auch die Personen nicht immer bekannt, an welche dergleichen Apostrophen gerichtet waren, so sind es doch die Tendenzen in Literatur und Kunst, denen sie gelten, wobenn die ganze Partei, die einer derselben anhängt oder sie verfolgt, sich in dem ungenannten mentalen Stellvertreter angegriffen fühlen mag.

So die Naturforscher überhaupt, die Physiker, die Geologen, die Chromatiker; so die Künstler, namentlich die Neualtdeutschen und die Nazarener; die jungen Dichter und die Literatur unserer Zeit. Hier kommt es wirklich nicht auf den besondern Namen an; genug, es ist eine Partei, ein ganzes Corpus, das angegriffen wird, nach einer Verfahrungsweise, die seither noch in der ganzen Welt gegolten hat und gilt: den Sack zu schlagen und den Träger zu meinen.

Denn wie der Einzelne vom Ganzen befehdet wird, und sich seiner Haut zu wehren hat gegen die Natur, die ihn doch hervorrief; wie er sich gegen Wind und Wetter stemmen muß, die ihn zu vernichten drohen; wie er den Neid, den Haß, die Feindschaft der Menschen überwinden oder sich dagegen herstellen muß: so kommt er natürlich auch in den Fall sich gegen Meinungen, die seine wie Anderer geistige

Existenz bedrohen, in Positur und Opposition zu setzen; und so „protestirt er und will in Kunst und Wissenschaft immer protestiren." [III, 146.]

Was alle Welt thut und thun muß, indem alles Leben in einem Conflict besteht, wie könnte man das tadeln an Goethe, der um so vielseitiger er war, um so vielmehr Angriffen ausgesetzt blieb, um so viel Seiten mehr zu vertheidigen hatte.

Und was er bekämpfte hat er immer mit großer Mäßigung, ohne Feindseligkeit gethan.

Die Klosterbruderei (*) war einmal seiner gesunden sinnlichen wie geistigen Natur in den Tod zuwider. „Ihm wollte das kranke Zeug nicht munden, Autoren sollten erst gesunden." [III, 250.] Und dann hemmte, ja noch mehr, sie vernichtete die Wirkung, die seine Studien und Betrachtungen in bildender wie dichtender Kunst, ausgesprochen in den Propyläen und Preisaufgaben, auf das wahre practische Fortschreiten in beiden hätten haben können. Was für Folgen die Inoculation dieser krankhaften Stimmung nicht nur auf Poesie und bildende Kunst, was für deprimirenden Einfluß sie auch auf Leben und Handeln gehabt, ist, gleich den Wirkungen eines Wetterschadens oder Raupenfraßes, auf eine weite Zeit- und Raumstrecke hin zu bemerken. Das Nazarenerwesen, obgleich in Cafarelli begraben [XLVII, 249], spukt immer noch fort, wie das trauernde Königspaar und die Jeremiade beweist.

(*) S. Goethe: über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden. Zweites Heft, Nr. 1. „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst."

Wie aber die letzten Wirkungen einer Epidemie in schlimmere auslaufen als sie anfangs sich zeigten, so haben diese „neupoetischen" aber altdeutschkünstigen nachgemachten „Catholiken" [II, 222], die echten, wirklichen auf die Meinung gebracht: jetzt sey die Zeit das Zugnetz Petri auszuwerfen, um einen reichen Fischfang zu gewärtigen.

Aber außer einigen großen Hechten, wie Fr. Schlegel, Ad. Müller, Leop. Stolberg, Zach. Werner, Fr. Genz und Andere, sind doch keine bedeutenden Fische, sondern nur Backfische, ja nur Gründlinge ins Netz gegangen; und auch an jenen war nicht viel zu erfischen: faul und anrüchig, im physischen wie moralischen Sinne, gingen sie bald auseinander, obschon man sie zu balsamiren, ja zu consecriren trachtet.

Es wäre noch viel von G's. Discretion zu sagen, wenn man nicht durch Angabe der Fälle, worin er sie bewiesen, selbst indiscret zu werden fürchten müßte, wie man von seiner eigenen Bescheidenheit nicht reden darf, ohne dadurch unbescheiden zu erscheinen. So bleibt denn bei ihr, wie bei der Geduld, das Verschweigen und Stillseyn, worin gerade ihr Verdienstliches liegt, das ewig Unerkannte; und der Mensch kann sich nur damit trösten, daß des unsichtbaren Vortrefflichen mehr als des sichtbaren auch an ihm von Lebenskundigen werde vorausgesetzt werden.

„Wir müssen oft Belohnung finden,
Daß es uns schlecht ergangen." [II, 256.]

c. Laune.

Goethe besaß eine eigene Laune, nicht in dem Sinne des üblen Humors, noch des überlustigen, sondern die an

Schelmerei grenzende, womit er kleine unschuldige Neckereien an denen ausübte, die ihm durch ihre Unarten beschwerlich wurden, wenn er sie auf keine andre Weise mit nachhaltigem Erfolg davon abbringen konnte.

Schon in seiner Jugend spielte er Basedow'n einen solchen neckischen Streich [XXVI, 281], und wieviele mag er in den ersten Jahren seines Lebens in Weimar haben ausgehen lassen, von denen noch dunkle Traditionen cursiren, die ich aber, weil ich sie nicht genau nach ihren Veranlassungen und Umständen erzählen kann, hier nicht berühren mag. In dem französischen Feldzuge verübte er eine harmlose Neckerei an einem Zeltnachbar, der durch unbändiges Schnarchen ihn am Einschlafen verhinderte. [XXX, 99.] Aus der Zeit, worin ich ihn kennen lernte, hat er selbst einen Spaß erzählt, womit er den sogenannten tollen Hagen doch endlich mürbe zu machen und für gewisse Unschicklichkeiten eine kleine Rache zu nehmen wußte. [XXXI, 235 — 240.]

Hauptsächlich waren es Hast und Ungeduld, die ihm Veranlassung gaben, dieses pädagogische Gegenmittel anzuwenden. Wie er selbst von Jugend auf bemüht gewesen war, diese Fehler sich abzugewöhnen, so durfte er, nachdem er seinen Zweck erreicht, im höheren Alter sich wohl erlauben, seine nächsten Freunde und jüngere Personen, denen es Noth that diese Lehre anzunehmen, auf die schonendste Weise, ohne den Schein von Schulmeisterei zu haben, von so üblen Angewohnheiten abzubringen, indem er gerade das Gegentheil von dem that, was jene wünschten, ohne sich merken zu lassen, daß er es mit Absicht thue.

So liebte er wohl ein Gespräch ungebührlich lang auszudehnen, eine Bemerkung immer zu wiederholen oder wie-

der darauf zurückzukommen, wenn er merkte, daß einer sich dabei langweilte, der übrigens nicht Ursache hatte, den bereits Unterrichteten zu spielen oder das Air eines Schnellfassenden anzunehmen.

Auch bediente er sich dieses oder eines ähnlichen Manövers, wenn er nicht Lust hatte auf Etwas einzugehen, um den Zudringlichen ablaufen zu lassen.

Bettine mußte dieses erfahren, als sie im Herbst des Jahres 1811 bei ihren abendlichen Besuchen ihm gern von ihrer Liebe oder was sonst — che so io! — vorgeschwatzt hätte. Er kam ihr beständig dadurch in die Quere daß er sie auf den Cometen, der damals wunderschön am Abendhimmel stehend in seiner völligen Größe und Pracht zu sehen war, aufmerksam machte und dazu ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte, und sich des Breitern über dieses Meteor erging. Da war nicht anzukommen! Das Meteor mit seinem langen Schweife wehrte diese wiederkehrende Fliege, die sich ihm gern auf den Schooß gesetzt hätte, dieses alte, damals schon verheirathete Kind wie mit einer Ruthe ab.

Da er dieß alles mit Bewußtseyn und zu einem Zwecke that, so kann Niemand sagen, daß er — wie man von manchem Docenten zu sagen pflegt — zuweilen gekohlt habe, oder gar gesalbadert.

F. A. Wolf, dessen Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn er überaus schätzte und bewunderte [Bd. XXXI, S. 196 ff.], wie an seinen geistreichen Einfällen und eigenthümlichen Witzen großes Vergnügen fand, hatte doch besonders zwei Untugenden an sich, die Goethen sehr zuwider seyn mußten, obgleich er sie so lange als möglich ohne Weiteres ertrug: Widerspruchsgeist [Z. Nr. 259, S. 304; Nr. 269,

S. 336], der manchmal soweit ging, daß er sich selbst widersprach; und Ungeduld [Bd. XXXI, S. 229. 239], die aus Mangel an irgend einem Sachinteresse herrührte: denn von Natur und bildender Kunst verstand er rein Nichts [Bd. XXXI, S. 200] und schien jene nur insofern sie eß-, trink- und sonst genießbar ist, zu schätzen; letztere aber nur als Haus und Zimmer verzierend und meublirend anzuerkennen.

Daß nun im ersten Falle auch ihm widersprochen, seine Argumente persiflirt oder durch Paradoxien übertrumpft wurden, sodaß am Ende die Sache durch Uebertreibung von beiden Seiten lächerlich wurde und der Streit noch ziemlich gut in Spaß und Scherz sich auflöste, — davon war ich selbst Zeuge, und G. erzählt mit großer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe die Gegenstände ihrer Debatten in seinen Tag- und Jahresheften [XXXI, 196 — 200] und in den Briefen an Zelter [Nr. 269].

Eine ebenso heitere Geduldsprobe hatte G. seinem Freunde bei einem Besuche in Berka bereitet. G. arbeitete eben an seinem Epimenides und ließ zum Behuf seines gegenständlichen und anschaulichen Dichtens, das zur Anfertigung eines opernartigen Drama's des musicalischen Elements bedurfte, von dem dortigen ausgezeichneten Pianisten und Organisten, dem Badeinspector Schütz, sich mehrere Musikstücke, meist Bachische Sonaten vortragen [XXXII, 90], die er mit ganz besonderem Ausdruck und ungemeiner Fertigkeit wiederzugeben verstand. Unter denselben war auch eine, die wir nur mit dem Namen das Trompeterstückchen bezeichneten [Z. Nr. 244, S. 254] und deren eigentliche Benennung ich nicht näher anzugeben weiß. Genug, es war eine

wunderbare, die Imagination ansprechende einfache Melodie, eine Fanfare, die aber durch Variationen so ins Weite ja Endlose getrieben wurde, daß man den Trompeter nicht nur bald nah bald fern zu hören, sondern ihn auch ins Feld reitend, bald auf einer Anhöhe haltend, bald nach allen vier Weltgegenden sich wendend, und dann wieder umkehrend zu sehen glaubte, und sich wirklich Sinn und Gemüth nicht ersättigen konnte.

Nun war den Mittag über Tische schon viel von antiker und moderner Musik die Rede gewesen, wobei Wolf, wie vorauszusehen, die Partie der Alten nahm, viel von den antiken Sylbenmaßen sprach, nach Tische auch die Theorie der Trochäen vortrug, und sie durch Beispiele aus dem Aeschylus erläuterte. Nun setzte er sich auch ans Clavier und spielte und sang „antike Musik", wie er sagte; mußte aber, da ein neuer Streit entstand, darin nachgeben, „daß er im Takt noch modernisire."

Nach dem Abendessen mußte der Organist spielen und nach mehreren Sonaten kam auch das Trompeterstückchen dran. Der Tag war heiß gewesen, man hatte lange im Freien gesessen, viel und vielerlei gesprochen, das Zimmer war klein und noch dazu im Mansard, und wir Hausgenossen sämmtlich zugegen. Das Stück war einmal durchgespielt, G. machte seine Bemerkungen darüber; Wolf schien nicht eben sonderlich erbaut und sich vielmehr nach Ruhe umzusehen. Da forderte G. den Musiker zu einem da Capo auf, und nachdem dieses geleistet war, zu nochmaligem, als gölte es einen musikalischen Schlaftrunk, und wieder zu nochmaligem; ja er würde nach diesem fortgefahren haben, nun aber riß Wolfen die Geduld, er brach in Verwünschun-

gen des Stücks aus, und Schläfrigkeit vorschützend entfernte er sich eiligst. Da er jedoch in demselben Hause, sogar unter demselben Zimmer logirte, und also, weil das Trompeten über ihm noch fortdauerte, sich gewissermaßen noch auf dem Schlachtfelde, oder in der Atmosphäre befand, die ihm so heiß zugesetzt hatten: so ist zu glauben, daß er wenigstens diese Nacht einmal werde geträumt haben, wiewohl er stets versicherte, daß er nie träume, ja daß in seinem Hause gar nicht geträumt werden dürfe.(*) Selbst im figürlichen Sinne genommen, möchte doch daran zu zweifeln seyn, und diese Behauptung, wie so manche andere von ihm, zu den Paradoxien gehören, die ihn liebenswürdig machen konnten, wenn es wahr ist, was G. sagt: „die Irrthümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig" [XLIX, 69]; aber freilich nur in der Jugend; ins Alter darf man sie nicht mitnehmen. [Z. Nr. 269, S. 336. 337.]

Nicht mindere Schalkheit ließ er gegen seinen Freund Knebel ausgehen, wenn er manche Abende bei ihm mit Erzählen oder Zeichnen zubrachte. Dieser hatte die unüberwindliche Neigung beständig die Lichter zu putzen, ohne Noth, und zwar immer zu kurz, daß sie noch schlechter brannten als zuvor, auch wohl ganz auslöschten. Nun hielt er ihn einen ganzen Abend dadurch ab, daß er ihm die Lichtscheere wegnahm, sie auf den Leuchter vor sich hinlegte, und ihm unter keiner Bedingung erlaubte selbst zu putzen, dabei aber die Schnuppen so lang werden ließ, daß jener vor Ungeduld

---

(*) Er war daher, in der bekannten Stelle des Cicero de divinatione II, c. 59, für Muret's Verbesserung, da er nicht zugeben mochte, daß wir totas noctes somniamus, obschon es ganz gewöhnlich ist zu sagen: ich habe die ganze Nacht (von etwas) geträumt.

hätte vergehen mögen. Alles Bitten, Schmollen und Grollen half Nichts; immer wußte er ihm mit andern Gründen und Vorwänden auszureden, bis es ihm selbst gefiel, das Versäumte nunmehr als zeit- und zweckmäßig nachzuholen.

Dieses Küstergeschäft ließ er überhaupt ungern von einem Andern verwalten. Auch mir erlaubte er es nur mit Besorgniß, nicht ohne Bevorwortung. Nur in spätern, ja spätesten Jahren, wenn ich bei ihm schrieb oder vorlas, hatte ich die Freiheit, sie ungehindert nach Befinden zu größerer Klarheit aufzureizen. Doch liebte er auch wohl noch ein drittes Licht, meist ein Wachslicht, anzuzünden und es vor mich hinzustellen. Auf diese Weise befriedigte er mein Bedürfniß und reservirte sich noch seinen Antheil an den beiden andern. Uebrigens glaubte er gefunden zu haben, daß vier Lichter keinen Unterschied in der Hellung gegen drei machten.

So war denn Ungeduld oder Heftigkeit in seiner Gegenwart zu zeigen nicht das Mittel sich bei ihm zu empfehlen. Sein gewöhnlicher Zuruf, wenn nichts andres, war dann: Nur ruhig, Kinder, ruhig!

Mehrere solcher ihm besonders unleidlicher, aber doch mit Fassung gerügter Unarten im gesellschaftlichen Leben hat er nicht vergessen in seinen Romanen anzubringen, namentlich in den Wahlverwandtschaften [XVII, 260, 261], und sie von Personen ausüben zu lassen, deren Jugend, Mangel an Selbstbeobachtung und Leidenschaftlichkeit sie poetisch-wahrscheinlich machte.

Sein gesetztes Wesen mochte nicht wenig leiden, wenn ein Oehlenschläger einmal über das andre mit allen fünf Fingern schnickte, daß es knackte; wenn H. Voß auf dem

Stuhl sitzend beständig mit dem einen Beine schütterte, oder ein andermal den Zipfel der mittlern Tischserviette zusammen und wieder aufrollte; wenn Andre andre Unarten entwickelten, die eine gute Erziehung früh beseitigt oder gar nicht erst aufkommen läßt. — Hut und Stock eher ablegen als man dazu aufgefordert wird, daliegende Bücher aufnehmen, aufschlagen, nach ihren Titeln sehen, oder gar von beschriebenen Papieren etwas abgucken, und was dergleichen Ungezogenheiten mehr sind, die aber manchmal von großen sogenannten gebildeten Leuten verübt wurden, machten uns Anderen, die wir mit G's. Denkart bekannt waren, innerlich Angst und wir fürchteten schon eine, wennauch sanfte und mäßige Reprimande. Er ließ es aber, nachdem die Person war, meist unbemerkt oder wenig gehindert vorübergehen, konnte sich aber nicht enthalten, nachher ein Wort darüber gegen uns zu verlauten und jenachdem er gestimmt war darüber zu ironisiren.

Nichts aber regte ihn innerlich stärker auf als die Selbstgefälligkeit, womit eingebildete, obschon übrigens talentvolle Personen, bei Betrachtung eines Kunstwerks oder sonst einer vortrefflichen Arbeit, diese dadurch zu loben meinten, daß sie ausriefen: das sehe ganz so aus, als wenn sie es gemacht hätten; oder das könnten sie wohl auch gemacht haben. Da wurde denn hinterher, im Kreise der Vertrauten, eine solche Person mit einem Frankfurter Provinzialismus ein Schnudelputz genannt; und ich erinnere mich, daß ich einmal die einzelnen Züge solcher Charactere zu einem Theophrastischen Portrait verarbeiten wollte; es unterblieb jedoch, weil die im Geist dazu sitzenden Personen gar zu leicht das Bild, dießmal zwar nicht für ihre eigene Arbeit, aber doch für ihre

eigenen Züge hätten ansprechen müssen. Auch wäre es im Grunde doch nur eine Carricatur geworden: denn die Versammlung solcher Einzelnheiten auf eine Figur giebt ihnen doch keinen organischen Zusammenhang, kein wahrhaftes Leben; es entsteht eine Mißgeburt, die nicht existiren kann, obschon sich unsre Zeit an solchen schriftlichen wie bildlichen Carricaturen höchlich erfreut.

Nach diesen Beispielen kann man sich schon vorstellen, daß er auch an Schauspielern manches werde zu rügen gefunden haben. Angewöhnungen, aus den Proben mit in die Vorstellungen gebracht, wo ihre Unschicklichkeit doppelt auffallen mußte, wurden ernst und streng mitgenommen und wenn Spott nicht half, auch wohl bestraft. Einer hatte sich angewöhnt in der sogenannten Murmelprobe, gegen welche jedoch G. immer etwas einzuwenden hatte, seine Hand in den Busen zu stecken und in dieser Attitüde seine Rolle herzusagen. Bei der Vorstellung nun, in ritterlichem Costüm bis an den Hals geharnischt, suchte er dann vergebens nach einem Unterkommen für seine Rechte und verrieth eben dadurch die schlechte Angewöhnung, die ihm schon zur andern Natur geworden war. Das Agiren mit dem Schnupftuch, mit der Dose und ähnlichen Behelfen waren ihm gleichfalls unausstehliche Unarten, die er mit allen Waffen bekämpfte, obschon sie völlig auszurotten, zumal bei älteren Subjecten, nicht vermögend.

d. Witz.

Man sagt G. habe keinen Witz gehabt. Wenn er nur Mutterwitz hatte, so wäre das genug gewesen, und mehr

als Schulwitz, der meist nur ein Wortwitz ist. Aber G. hatte einen furchtbaren Sachwitz, der sich auch wohl mit dem Wortwitz vermählen mochte. Ich könnte einige sehr schlagende Beispiele anführen, worin Wort und Sache, in eclatanter Explosion, so zusammenbrennen wie ein Namenszug in Brillantfeuer, wenn die Personen nicht noch am Leben wären.

Unzählige solcher Witzfunken, in welchen Stahl und Stein zu kleinen Schrotkügelchen zusammenschmolz, hätte man sammeln können, wenn man Papier zur Hand gehabt hätte, sie im Fallen aufzufangen, um sie etwa als ein neues Mineral oder Fossil für moralisch-ästhetischen Blitzsinter Liebhabern anzubieten.

Doch wer durfte daran denken, um ohne Erlaubniß mit fremdem Gute zu wuchern? Wer mochte daran denken, da man des Guten täglich die Fülle hatte und in der Einbildung stand, das Leben würde immer so fortgehen und nirgend kein Vergang und Ende seyn? Zudem läßt man dergleichen auch bei seinem Entstehen und augenblicklicher Erscheinung und Freude darüber bewenden, indem Zeit, Ort, Anlaß, Ton und Gest doch nicht mitfixirt werden können, ohne welche solche Dinge kein rechtes Leben und keine, wenn auch nur relative, Wahrheit mehr, also auch keine Bedeutung haben.

Solche getrocknete Scommata kommen mir vor, wie die gemalten Thiere jenem Türken, der den Maler schalt, daß er ihnen keine Seele gegeben habe, weswegen er auch am jüngsten Tage werde Rechenschaft geben müssen.

Sie aber gelegentlich auf Dieß und Jenes accommodiren, ihnen sein eignes Gift einblasend sie beleben wollen,

hieße alieno libro ingeniosum esse, welches sich Martial mit vollem Rechte verbat.

Dergleichen also, hätte ich sie auch zufällig angemerkt, werde ich nicht mittheilen, sie müßten denn eine sonst in extenso ausgesprochene Meinung concentrirt enthalten, und also wie Lemmata am Rande des Textes betrachtet werden können; oder auch das von einer lustigen, also heitern unverfänglichen Seite fassen, was anderswo strenger und herber ausgedrückt wird. Denn bei G. kommen dieselben Gedanken und Einfälle, nur in andrer Form und Gestalt, wieder vor, sodaß man die Wahl hat, sie aus seiner jugendlichen, mittlern oder spätern Epoche zu nehmen.

Ueberhaupt denkt man sich G. auch da, wo man ihn satyrisch findet und nennt, weil immer von seinem Ernste, seiner Würde, seinem Stolze u. s. w. die Rede ist, viel zu streng und herb in der Art seiner Aeußerungen.

Er sagt das meiste mit trocknem, treuherzigem Munde, wie wenn es Nichts wäre und sich von selbst verstände. Dann ist er höchstens ein gutmüthiger Polterer; aber niemals ein giftiger Satyriker wie Juvenal und Persius. Er hat es nicht mit Lastern, nur mit Untugenden, d. h. mit Unarten, Ungezogenheiten, Albernheiten, Irrthümern u. s. w. der Menschen zu thun und findet sie nur lächerlich, nicht strafwürdig. Die Bösewichter, die Schurken überläßt er dem Büttel, und die Narren dem Geschlecht [III, 172.]

So sehr er auf das junge Volk, „die Hans Narren des Tags“ [3. Nr. 818] nur zu schelten und zu schimpfen scheint; so nimmt er sich doch wieder auf der andern Seite ihrer an, und vertheidigt sie durch seinen eignen Vorgang, indem er auch einmal Freund von Narren gewesen zu seyn

eingesteht [III, 201. 248], und verlangt man solle sie gehen lassen, sich an ihren Gaben ergötzen, weil Großmama Natur manchmal einen närrischen Einfall haben wolle. [II, 248.]

Selbst der Widerspruch, von dem man sagt, daß er ihn nicht habe ertragen können — Wer erträgt ihn denn? (*) — irritirt ihn, als gewohnt, zuletzt nicht mehr; nur widerspricht er ihm nicht weiter [II, 295; V, 123], weil Nichts dabei herauskommt, als daß einer anders denkt als der andre, und jedem seine Meinung das Liebste ist. Man muß freilich noch sehr jung und rauflustig seyn, um seine Kräfte mit Andern messen und überall Recht und allein Recht haben zu wollen.

Das nennen sie nun grämlich, altersschwach u. s. w., daher sie denn wohlthun würden, sich bei Zeiten hängen zu lassen, um nicht alt zu werden und in den vom Baccalaureus im Faust [S. 101] angedrohten Fall zu kommen, todtgeschlagen werden zu müssen, wie nach Laube's (**) bereits ausgesprochener Maxime, Alles erschlagen werden muß was nicht sterben mag. Immer das alte: ôtes-toi que je m'y pose!

e. Humor.

Wie man Goethen den Witz abspricht, so soll er auch keinen Humor gehabt haben. Es kommt freilich auf die

---

(*) Selbst Lessing, welcher gar weislich lehrte: man müsse sich in Zeiten darauf gefaßt machen ihn zu ertragen, konnte es gerade am wenigsten, obschon er selbst aller Welt, Todten wie Lebenden, widersprach, Verstorbene, an denen nichts gelegen war, spitzfindig vertheidigte und Lebende durch Sarkasmen sich zu Feinden machte.

(**) S. Laube's Geschichte der deutschen Literatur Bd. II, S. 156.

Sorte von dieser Nieswurz an, die man gerade verlangt und die er eben nicht führt.

Sonst ist doch der Humor eines der Elemente des Genie's, aber er darf nicht vorwalten, dann wird er nur ein Surrogat desselben. [K. und A. I, 3, 69.] Er ist nur eine Art von Poesie ohne selbst poetisch zu seyn [Schill. Nr. 415] und G., insofern er ein Genie war, oder ihm nur etwas Genie von den Gegnern gelassen wird, mußte auch etwas von Humor an und in sich haben.

Er wenigstens erklärt sich für den eines Goldsmith und Sterne [Z. Nr. 697]; aber der formlose, alles Haltes und Gesetzes im Innern entbehrende Anderer konnte ihm nicht gefallen. Es sey keine Kunst sein Talent nach individueller Bequemlichkeit walten zu lassen: etwas müsse immer daraus entstehen, wenn es auch nur ein Erichthonisches Erzeugniß seyn sollte. [Z. Nr. 128.]

Wenige haben Sinn für den Goethischen Humor und so fehlt ihnen auch der Geschmack daran; daher finden sie sich auch nicht in ihn, wenn er zur Ironie sich erhebt, die man ihm zwar im Ganzen nicht abspricht, aber erst zu bemerken glaubt, wenn sie handgreiflicher wird und als indirecter Spott erscheint, nicht in dem Sinn und Verstande, in welchem er selbst sie nimmt und bei Goldsmith und Sterne erkennt, als „die Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt" [XXV, 338]; also nur diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Uebersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen rc. in de-

nen er sich durch jene Schriftsteller erzogen eingesteht und sie als dasjenige findet was uns von allen Irrschritten des Lebens endlich wieder zurückführe. [Z. Nr. 697; coll. 740.]

Und wahrlich alles dieses hat G. durch ein langes Leben hindurch in steigendem Verhältniß bewiesen, wie denn das was der Mensch lebt mehr und besser ist, als was er schreibt, d. h. in Schriften an den Tag legen kann, sodaß Merck's Ausspruch über G. zwar als richtig, aber nur als Lob, nicht als Tadel gilt.

So hätte denn G. zuletzt den Poeten gelebt, ihn gleich in That verwandelt [Z. Nr. 619, S. 128], wenn es Andre bei den Worten bewenden lassen, und wäre Poet und Mensch in, cum et sub gewesen.

Wer z. B. diese durch sein „Wahrheit und Dichtung" hindurchwehende Ironie nicht empfindet, wer es nicht merkt, daß G. in seinem Lebenslauf zugleich den Lauf der Welt und der Dinge schildert, und sich über beides gleich erhebt, dem ist freilich nicht zu helfen, und er hat genug an dem leeren Kaff und Stroh excerpirter und epitomisirter Biographieen, um seine Literaturlücken damit auszufüllen. Dem Geiste ist nur durch Geist beizukommen.

f. Ironie.

Goethe's Ironie ist also nicht allen verständlich, manche ahnden sie gar nicht, und andern ist es verdrießlich wenn sie seine wahre Meinung nicht errathen können, besonders bei Dingen, die für sie vom höchsten Interesse sind. — Es haben mir Mehrere Confession darüber gemacht, und dabei die Meinung geäußert, daß G. nur dann mit seiner wahren

Gesinnung herausginge, wenn man ihn bös machte. Aber er wurde nur bös, — oder wie er dann selbst zu sagen pflegte — „er müsse grob werden" — wenn man aus Geistlosigkeit ihn nicht verstehen konnte, oder zudringlich ihn questionirte zu sagen was und wie er eigentlich gemeint habe.(*) Sollte er auch noch sein eigener Ausleger seyn, und das was er kunstreich symbolisirt, oder in Räthseln versteckt hatte, selbst noch ausdeuten und so dem Andern das Vergnügen eigener Entdeckung und Lösung vorwegnehmen?

Ihm war es um desto lieber jemehr sich einer bei seinen Sachen etwas dachte, wenn es nur nichts falsches und ganz davon entfremdetes war. [Z. Nr. 242.] Denn allerdings ist Wort und Bild so ausgiebig, daß sie beim Zuhörer oder Beschauer noch vielmehr Nebenvorstellungen erregen, und auf Manches nebenher deuten, ohne daß es zur Hauptabsicht des Künstlers gehörte, oder er eigens darauf ausgegangen wäre. Die anagogische Auslegung ohnehin hat im Gemüth des Empfangenden ihren Grund und ihre Rechtfertigung, und der Dichter kann sie sich gefallen lassen, wenn sie seiner Absicht nur Nichts nimmt oder sie gänzlich verkehrt.

Diese Bemerkung findet auch ihre Anwendung beim homiletischen Gebrauch biblischer Stellen, und deren Auslegung für das Gemüth der Zuhörer, denen mit dem historischen Sinne wenig gedient seyn würde; und wäre dieser Gebrauch nicht schon von den ersten Zeiten des Christenthums her recipirt, was sollte denn öfter aus den biblischen Texten für eine gemischte Versammlung, oder gar für einen Haufen

---

(*) Vergl. Z. Nr. 273, S. 347 f.; u. Nr. 826, S. 327; u. Nr. 478, S. 105; u. Nr. 577, S. 452 f.

ungebildeter Laien Erbauliches und Nutzanwendliches gewonnen werden?

Die seltsamsten Misverständnisse haben sich freilich auch bei den sonst so weisen deutschen Critikern gezeigt, wenn sie, aus Mangel eines wahren Kunstbegriffs, sowohl an Meisters Lehr- als Wanderjahren für Fehler und Paradoxie gerügt haben, was blos ein nothwendiger Kunstgriff und Kunstbehelf war. Der Meister durfte keine andere als eine solche lehr- und bildungsfähige Natur seyn, die wie ein wißbegieriger Schüler durch diesen **Orbis pictus** geführt wurde.

Die Lehr- und Bildungsanstalten in den Wanderjahren sind keine Vorschläge zu Einrichtungen ähnlicher Institute; sie zeigen nur, wie Cebes Tafel, in einem landschaftlichen Bilde, die verschiedenen Erziehungsmethoden zu verschiedenen Zwecken und sprechen die Lehre, die Erfahrung aus: daß practisch und in Masse getrieben und gelernt werden müsse, was zu einer Vollendung und Vollständigkeit seiner Art gedeihen soll.

So haben sich alle Völker erzogen: die Spartaner, die Römer sind zu Kriegern nur durch solche Institute, wie die ihrigen geworden: (*) die Athener zu Dichtern, Rednern, Künstlern, nur durch ihre Verfassung.

So erziehen wir uns selbst noch: künstlerisch, wissenschaftlich, industriös. Wir senden die Geschichts- und Landschaftsmaler nach Italien, weil nur dort deren Bildung gewonnen und vollendet werden kann: wir senden unsre Hof-

---

(*) Vergl. was G. über die Erziehung der Hydrioten sagt: XLIX, 80.

leute und Diplomaten nach Paris und London, um die Sprache und Sitten der vornehmen Welt, der feinen Gesellschaft practisch zu ergreifen und sich anzueignen. Wir besuchen Fabrik- und Manufacturorte, um dort mit Aug' und Ohr zu lernen, was man bisher aus Büchern zu lernen sich einbildete. Kurz, daß man in allen Stücken vor die rechte Schmiede gehen müsse, und da kaufen wo des Marktes die Fülle ist.

So klar das alles von selbst ist, so hat der durchaus lehrsüchtige Deutsche (*) gewähnt, es sey jene Darstellung ein real und ernstlich gemeinter Vorschlag und Plan zu einer Art Fellenbergischer Institute, die in jedem Lande eingeführt werden sollten, etwa wie jede Provinz z. B. nur ihre eigene Runkelzuckerfabrik haben muß, damit kein Commerz mit dem Auslande stattfinde und jede einen geschlossenen Handelsstaat formire, der von den übrigen keine Notiz zu nehmen brauche, und so der von Gott und Natur beabsichtigte Länder- und Weltverkehr unterbleibe, wie bei der Cholerasperre.

Daß G. gleichwohl auch hier einiger Ironie nachgehangen habe, möchte dem nicht unbegreiflich oder unwahrscheinlich vorkommen, der sowohl die Kunst überhaupt als ihn näher kennend, der Ueberzeugung ist, daß die Kunst, insofern sie durch Darstellung nachahmt, über den Gegenstand selbst diejenige Klarheit haben müsse, welche den Reflexionen des Verstandes und der Vernunft einwohnt. Es giebt für sie eine Durchsichtigkeit aller Sach-Verhältnisse, ein Ein- und

(*) Praeceptor Europae, wie Melanchthon praeceptor Germaniae hieß.

Durchdringen der Beziehung zu dem Künstler, die ihn während der Arbeit fähig macht sich mit heiterem Humor über seine eigene Darstellung zu ergehen. Zu bemerken ist nur noch, daß alle diese Schilderungen der pädagogischen Provinz zugleich Gemälde sind, wie Gemälde wirken, sich in Zeichnungen, wie Neureuthersche oder Retzschische Skizzen bringen lassen, und G. jedenfalls als bildenden Künstler legitimiren.

Wenn nun G. sich in seinen künstlerischen Absichten und Leistungen von seiner eigenen Nation verkannt und mißverstanden sah; so kann man ihm die jeweilige Geringschätzung des deutschen Publikums und seiner Organe nicht so sehr verargen. Es gehört übrigens der dem Talent inwohnende Trieb sich zu äußern — der gleich dem Feuer sich seine eigene Zugluft erzeugt — dazu, um noch ferner nur eine Hand zu rühren, und etwas hervorzubringen, das dem einen ein Aergerniß und dem andern eine Thorheit däucht. Zwar hatte er Freunde und Verehrer, und für diese schrieb er eigentlich nur, diesen liebte er sich auf diese Weise mitzutheilen, sie diente ihm statt aller förmlichen zeitverderbenden Correspondenz. Anstatt Briefe zu wechseln, schrieb er ganze Hefte und Bücher, woraus sein bisheriges Thun und Denken besser und vollständiger zu entnehmen war, als aus täglichen Bülletins seines Befindens. Aber auch hier widerfuhr ihm öfter, daß er statt vollwichtiger goldner Worte und Gedanken nur schwerfällige Complimente — bleierne Waffen gegen goldene eintauschte. Daß dieses nicht unwahr sey, würde aus den erhaltenen Briefen, wenn sie gedruckt würden, erhellen; erhellt auch daraus, daß die am Leben ihm mit schmeichlerischer Devotion huldigten, nach seinem Tode

keine Feder ansetzten, um seinen Leichnam gegen die Angriffe von Juden und Christen zu schützen; im Gegentheil unter den Anklägern und Tadlern sich blicken ließen, um die zu frühe Canonisation des Heiligen zu verhindern, und von dem gespendeten Lorbeerkranze, der eine dieß, der andere jenes Blättchen abzukneipen.

Ἀνδρὸς θανόντος πᾶσα χάρις ἀπόλλυται sagt der griechische Dichter, und sosehr das Wort von jedem Gestorbenen gilt, so fällt es bei einem außerordentlichen Manne umsomehr auf, als man fühlt, daß er doch auf längere Dauer der Gunst und des Danks zu rechnen den Vorzug haben sollte, da selbst der Tod nicht Alles gleich macht.

Wie die Deutschen sich vor und nach seinem Ableben gegen ihn benommen, sollte zur Ehre der Nation billig verschwiegen bleiben und in Vergessenheit gerathen; doch werden wir nicht umhin können, bei Gelegenheit immer wieder darauf zurückzukommen, wie ja selbst in jeder Zeitung, in jedem Journal directe und indirecte Ausfälle gegen ihn wiederholt werden. Die Nation ist einmal durchaus süchtiger Natur, bei der sogleich jeder frappante Eindruck unterschwürt. Auch sind sie bereits ein Theil ihrer Literatur geworden, in Bibliotheken eingespeichert und können solange nicht ignorirt werden, bis die Zeit auch mit ihnen ihr solennes Auto da Fé wird angestellt haben.

g. Unmuth.

Einen Dichter beim Worte nehmen und ihn gleichsam solidarisch für das was er seine Personen sagen läßt verantwortlich machen, würde ebenso wenig Menschenkenntniß als

Verständniß der Kunst verrathen. Er weiß was Menschen ihrem Character gemäß in der und der Lage und Stimmung sagen müssen, durch Eingebung des Genius, ohne daß er jedesmal diese Empfindung theilen müßte.

Ebenso sagt auch Er in dieser und jener Stimmung manches, was er in einer andern zurücknimmt, oder nicht sagen könnte, ohne daß man ihn deswegen der Inconsequenz oder des Wankelmuths zeihen dürfte.

Der Mensch ist überhaupt zu Veränderungen gemacht, und das Leben besteht in diesem Durchgange durch Verschiedenes.

Das Ich ist und bleibt dasselbe, aber das Leben in seinen Scenen- und Theaterveränderungen rufet eine Verschiedenheit in seinen Stimmungen und Aeußerungen hervor, die den verschiedenen Tageszeiten, ihren Lichtern und Tönen sich vergleichen lassen.

Eine jeweilige Aeußerung des Dichters und seiner Gemüthsstimmung ist daher nicht für ein feststehendes, immerfortdauerndes Habituelles anzunehmen, und selbst Laune und Mißmuth sind nur wie die Schattenflüge vorübereilender Wolkenzüge anzusehen.

Wenn daher G. hin und wieder Unmuth, ja Spott und Satyre laut werden läßt und sich darin zu ergehen scheint, so darf man dieses nicht als stereotypen Characterzug ansehen. Es ist nur eine natürliche augenblickliche Reaction und Opposition gegen ein feindlich Andringendes: denn sich gegen das Widerstrebende zu wehren ist ebenso naturgemäß und nothwendig, als sich dem Entgegenkommenden aufnehmend und freundlich zu erzeigen.

Seine Landsleute, sein eigenes Volk ist ihm zu keiner Zeit — in Masse wenigstens nicht — entgegengekommen; immer nur Einzelne, und auch diese nicht ohne reservationes mentales, heimlichen Rückhalt.

Man empfindet den Mangel ebenso gut als die Fülle; und es ist G. nicht übel zu nehmen, daß er diesen Mangel an Theilnahme — oder das Ausbleiben der Gewährung nothwendiger Forderungen [VI, 141] — ebenso unangenehm inne ward, wie er sich des vollen Entgegen= oder gar Zuvorkommens und des Beifalls freute und dadurch ermuthigt ward; ohne daß Jemand ein Recht hätte ihm in diesem Falle den platten Vorwurf der Eitelkeit wie in jenem den der Empfindlichkeit oder der Grämlichkeit des Alters zu machen.

Den Deutschen fehlt es nicht an Empfindlichkeit eines Jeden für sich, für seine werthe Person, wohl aber für die Empfindlichkeit eines Andern. Diesem wird sie als Egoismus aufgemutzt, während man diesen Egoismus reichlich für sich selbst hegt.

Wenn ein deutscher Critiker sich auf seinen Recensirschemel setzt, so zieht er zuvor den Menschen aus, das Bewußtseyn eigener Unvollkommenheit, und mißt nach ungehörigem äußern selbstgeschnitzten Maaßstabe Werk und Autor, wie ein von Gottes Gnaden verordneter und wohlbestallter Richter, statt beide aus ihnen selbst zu construiren. Wenn diesem nun durch eine so unpassende Behandlung Unrecht und Weh geschieht, so soll er darüber nicht klagen oder auch nur eine Miene verziehen [Schill. Nr. 378, S. 331]: er heißt sogleich empfindlich, eitel, eigenliebig; als wenn es nicht weitmehr Eigenliebe, ja Eigendünkel verriethe, sich zum Richter des andern aufzuwerfen!

Freilich ist kein Mensch dem andern recht, und wenn es anginge ließe keiner den andern existiren,(*) da ein Jeder von Natur zur Offensive noch besser als zur Defensive eingerichtet ist. Nun thut man einander wenigstens durch Tadel ab, und hat das Vergnügen, weil doch keiner sogleich davon stirbt, diesen Act immer wiederholen zu können. [V, 120.] Selten ist es ein Nachweis einer zu vermeiden gewesenen Uebertretung eines Sitten= oder Kunstgesetzes. Es ist nur immer das: „du gefällst mir nicht," oder: „ich möchte nicht so seyn wie du."

Dergleichen anmuthige directe oder indirecte Dank=Adressen hatte G. nun schon bei seinem ersten literarischen Erscheinen in Empfang zu nehmen. Lessing, ein wahrer Mercutio, als literarischer Renommist und kritischer Klopffechter seiner Zeit — und stehendes Vorbild unserer sarkastischen Recensenten durch seinen Canon über den anzustimmenden Ton in der Critik — wollte sogleich mit ihm anbinden, wie er mit Winckelmann anband, besann sich aber doch billiger oder glücklicher Weise: denn das junge Genie hätte es wohl mit dem alten Ben Johnson aufgenommen; an seine Stelle rückten aber andere Kläffer, Möppel und Spitze, und haben G'n. bis nach seinem Hinscheiden nicht losgelassen, ja es erging ihm wie dem todten Löwen, der noch allerlei Besuch in seiner Höhle empfangen und manches Xenion hinnehmen mußte, das nicht einmal, wie das bei Homer,(**) ein Ochsenfuß, sondern ein Eselstritt war.(***)

(*) S. Band IV, S. 362; u. S. 334; XLVIII, 148.

(**) Odyss. XX, 299. βοὸς πόδα.

(***) S. Leipz. Musenalmanach 1832, S. 323. 327. 332. desgl. Telegraph 1838. Nr. 2.

Einen solchen Empfang, solche Eskorte hat noch kein Autor erfahren, und obgleich G. sich nicht dadurch anfechten ließ und seine Straße ruhig ging [V, 106], so ist es doch nicht einerlei, ob man im Sonnenschein oder im Schloßenwetter und Schneegestöber seinen Weg macht. Alles verlangt seine Witterung, seine Aura, wenn es sich mit Lust und günstig entfalten soll. [XXXIX, 75.] Niemand mehr als der Dichter, der, wenn er seine Brust, seinen Mund zum Gesag öffnet, nicht mit kaltem Wasser begossen, oder mit faulen Aepfeln und Pomeranzen beworfen seyn will.

Daß er direct Nichts darauf erwiedert, zeigt den vornehmen Mann, der auch den Straßenjungen weder mit verbis noch mit verberibus antwortet, sondern in seiner selbstbewußten Würde seines Weges geht, wie Pericles, von democratischen Schimpfreden nach Hause begleitet. (*) Zu Hause angekommen, auf seinem Zimmer, mag er vielleicht seinem Aerger über die Frechheit der Buben, über den Mangel an Polizei Luft machen [VI, 141]; ist er aber ein Künstler, so thut er es mit Humor durch ein Sinnbild, graphisch,

---

(*) *Ἥδιον οὐδὲν οὐδὲ μουσικώτερον*
ἔστ' ἢ δύνασθαι λοιδορούμενον φέρειν·
ὁ λοιδορῶν γάρ, ἂν ὁ λοιδορούμενος
μὴ προσποιῆται, λοιδορεῖται λοιδορῶν.

Philemon.

„Nichts angenehmeres noch dem Ohr wohlklingenderes
Giebt's, als im Stand seyn einen Schmäh'nden auszustehn:
Der Schmäh'nde nämlich, wenn sich der Geschmähte nur
Nicht dessen annimmt, schmäht nur, schmähend, selber sich!"

Vergl. G's. Ultimatum A. in Q. Bd. I. S. 136.

plastisch oder poetisch, in einer Carricatur oder einer Parabel, und wäre es auch nur ein Xenie.

Dergleichen Schnippchen in der Tasche, wie G. es nennt, schlug er wirklich. [IV, 364.] Gleichwohl ließ er sie nicht laut werden, oder wenn doch, brach er ihnen die Spitze ab, um ihnen die Animosität zu benehmen.

Die besten Sachen der Art, in promptu gefunden und ersunden, sind freilich weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode bekannt geworden, außer etwa durch eine Hinterpforte.

Wäre durch Druckerei und Buchhandel nicht die Möglichkeit gegeben, daß eben einem jeden, der nur lesen kann, auch zu Gesicht und Händen kommen mag, was am wenigsten für ihn geschrieben ist; so würden diese antik gedachten, oder mit antiker Derbheit und Parrhesie ausgesprochenen Dicterien, G's. ganz besonderes, nach ihm immer seltener erscheinendes Talent des symbolischen Witzes, auch für das sonst Unsagbare, beurkunden.

Insofern nun der Unmuth auch ein Lebens-Element ist [IV, 338], das verarbeitet werden muß,(*) sogut wie melancholische oder andre Stimmung des Herzens vom Dichter genutzt wird; so hat er denn auch jenen dichterisch verarbeitet zu einem eigenen Buche in seinem Divan [V, 93 ff.]; worüber er hinreichend sich rechtfertigt in den Anmerkungen. [VI, 141.]

In Prosa aber hüthet er sich wohl seinen Verdruß zu fixiren, dadurch daß er ihn in Briefen niederlegte und über Feld schickte. [Z. Nr. 550.]

(*) „Gift und Galle ist auch Gabe Gottes" schreibt sogar der christliche Stolberg an Lavater. S. Hegner S. 76.

In der poetischen Behandlung wird der individuelle Anlaß nicht ausgedrückt. Aus dem Concreten ins Allgemeine gehoben, erscheint das Gerügte als ein Fehler des Geschlechts, und eignet sich als ein Pathologisches für die Betrachtung des Dichters, nach seinem Selbstbekenntniß:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen u. s. w. [IV, 46.]

XI. Fehler.

An Mängeln leidet der Mensch, und Fehler begeht er; jene sind sein Passives, diese sein Actives. Jene sind unverschuldet, denn sie rühren nicht her von ihm, sondern von der Natur, von der Zeit, von den Umständen; diese können ihm angerechnet werden, sofern sie nicht eine Folge von jenen sind, nicht unbewußt begangen worden und durch Vorsicht und Nachdenken zu vermeiden waren. Aber auch bei diesen freiwilligen und willkührlichen wird der Bemerker in sich selbst gehen müssen und bedenken, daß auch er nicht frei von solchen Versehen sey, und wenn er wolle vergeben haben, auch wieder vergeben müsse.

Es wäre lächerlich, zu behaupten, G. habe weder Mängel noch Fehler an sich gehabt. Wenn er ein Mensch war, so verstehen sich beide von selbst. Sie rühren von der Unvollkommenheit des ganzen Geschlechts her; wenn er aber Tugenden besaß, so gehören sie ihm als Individuum an, und unterscheiden ihn von andern. G. bekannte sich zu beiden, zu Mängeln und Fehlern, nicht allein im Allgemeinen sie zugebend [XXVI, 213 f.], sondern auch namhaft machend im Einzelnen, sodaß ein ganzer Elenchos derselben aus seinen Schriften sich alphabetisch zusammenstellen ließe. Zwei

Capitalfehler, die ihn sein ganzes früheres Leben verfolgt und gepeinigt hatten, ließ die Italiänische Reise ihn einsehen und erörtern. Er legte sie ab, soweit es möglich war, wiewohl Recidive noch in der Folge in der Periode mit Schiller vorkommen.

Unvollkommen war er ohne Zweifel, und wußte das besser als die, welche von seinen Fehlern viel zu erzählen hatten. [IV, 340; V, 72.] Schon wenn er sagt: „es sey noch soviel Unausgebildetes in ihm" [Z. Nr. 111, S. 281] oder: er habe mit sich selbst genug zu thun [Z. Nr. 824], so heißt das: nicht nur die Welt, auch seine eigene Natur stelle ihm Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen, die er zu überwinden habe.

Litt er doch auch an den Fehlern seiner Zeit, und fündigte und irrte mit derselben [IV, 375, III, 265]; wie jeder große Mann mit seinem Zeitalter durch irgend eine Schwäche zusammenhängt. [XVII, S. 262.]

Die zur Kunst so glücklich beschaffene Organisation war doch nicht geeignet ihn in allem Wissenschaftlichen und Geschäftsartigen schnell und leicht zu fördern; er brauchte viel unmittelbares Anschaun, da er aus Büchern zum Anfang Nichts zu lernen vermochte, sodaß er mit Wahrheit ausrufen konnte:

„Was ich nicht erlernt habe
Das hab' ich erwandert."

Nicht nur seine Naturkenntnisse, Botanik, Mineralogie, Geologie, hatte er durch Reisen gewonnen; auch der Begriff der Kunst, der dichtenden wie der bildenden, ging ihm erst in Italien auf, durch Anschauung und nachdenkendes Produciren: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch

eine Pubertät. [XLIX, 94.] Die Architectur war das Portal, durch das er in alle Kunst eingeführt zu seyn rühmte.

Hatte ihn so die Natur eigentlich nur zum Dichter, zum Künstler ausgerüstet, nicht aber zum Mathematiker oder Dialectiker besonders organisirt, und ihn von dieser Seite mangelhaft gelassen; so waren Zeit und Umstände ihm auch nicht günstig gewesen, um ihn etwa mit Philologischem Wissen, das ihm ersprießlich hätte werden können, frühzeitig und gehörig auszustatten. Wer da weiß, wie es mit den Classischen Studien und ihrem Betrieb in G's. Jugendzeit aussah, und wie die ganze Alterthumswissenschaft, die Kunstarchäologie abgerechnet, erst durch F. A. Wolf und seine Schüler einen frischen Aufschwung genommen; wie durch ihn und H. Voß das Studium des Homer, und gleichzeitig durch Schiller's dramatische Leistungen Sinn und Geist für die Erkenntniß der griechischen Tragiker allererst gewonnen werden mußte, — denn keine Nation gewinnt ein Urtheil über andere, als wenn sie über sich selbst urtheilen kann [XLIX, 35] — der wird sich weder verwundern, noch G. verkleinern, daß er in dieser Hinsicht nur zu den dilettantischen, obwohl genialen Kennern des Alterthums gehören konnte. Zehn Jahre später geboren, und er wäre, sagt er selbst, ein anderer Dichter geworden. Dafür aber ward ihm das Glück, selbst eine neue Zeit mit und durch sich heraufzuführen, und alle die geistigen Samenkörner auszustreuen, die unter seiner und Andrer Wartung und Pflege allgemach zu einem herrlichen deutschen Musenhain aufsprießen und gedeihen sollten.

In das Geschäfts- und Staatsleben war G. gleichfalls nicht durch Vorbereitung und stufenweises Aufschreiten, son-

dern durch ein jugendliches Selbstvertrauen, man könnte sagen, übermüthigen Wagesprung gekommen, und durch Character, Ehrgefühl, Trieb nach mehrseitiger Ausbildung und Lust ins Große und Ganze zu wirken, darin verblieben; woran zugleich ein antiker Freundschaftssinn und wahrhafte Dankbarkeit ihren gemüthlichen Antheil hatten.

Sollte man so unbillig seyn, das ursprünglich Unzulängliche in allen diesen Beziehungen, nach so glücklich gelungenen Erfolgen noch hervorsuchen und herausstellen zu wollen, so werde dieß verhindert durch die Betrachtung: daß das Unzulängliche unser aller Erbtheil ist; daß alles Leben nur ein Versuch zu leben bleibt; daß aus dem Stegreif gelebt werden muß; daß wir alle, wie schon ein Alter sagt: vitam praeter propter vivimus.

„Freilich ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten." [II, 239.]

Gingen ihm doch im hohen Alter Gedanken auf, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. [Z. Nr. 727.]

Was demnach G's. Leben betrifft, so gilt davon sein eigenes Wort:

„Wohl kam er durch; so ging es allenfalls. —
Mach's einer nach und breche nicht den Hals."
[XLVII, 252.]

Seine eingeständlichen, mithin ihm zum Bewußtseyn gekommenen Fehler, die sich im Begehen und Unterlassen kund geben, sind zum Theil unwillkührliche, aus seiner innern Geistes- und Seelen-Organisation hervorgehend, theils von der ihn umgebenden Welt erst erzeugt und hervorgerufen. — Ungeduld und Laune sind künstlerische Affec-

tionen, Begleiter einer lebhaften, reizbaren und daher dem Wechsel und der Veränderung unterworfenen Sinnlichkeit. In ihrem Gefolge finden sich Uebereilung und Vergreifen, und als ihr Gegengewicht Zurückhaltung und Stockigkeit oder Versäumniß: „die beiden größesten Fehler, eine Krankheit deren Heilung vergebens ist." [Z. Nr. 537, S. 303; coll. II, 250.]

Alle diese pathologischen Seelenzustände nahmen in den verschiedenen Lebensepochen einen andern Character an und äußerten sich in verschiedenen Symptomen bald stärker bald schwächer.[1]

Die Ungeduld stimmte sich auch wohl herab zur leidenden Entsagung, Resignation [Schill. Nr. 560; 587], oder Verzweiflung wie Er es nennt [II, 250; Z. Nr. 181]; die üble Laune in verschlossenen Unmuth, der sich nur durch ein Xenion Luft machte [VI, 141]; die Uebereilung, nicht mehr so leidenschaftlich, erschien als Vorliebe und ging in Parteilichkeit [XLIX, 67], Zurückhaltung und Stockigkeit in Zaudern und Versäumniß über. Zügelte und hemmte er nun auch auf seinem langen Lebenswege diese unfreiwillige, ihm selbst oft lästige Reisebegleitung durch stete Aufmerksamkeit auf sich und die Welt, so wurde sie doch oft genug durch die Begegnenden und deren gegenüberstehende Unarten in Allarm gebracht.

Das neugierige Quästioniren über den Werther erregte seine Ungeduld, die ihn, wie er sagte, zu unartigem Betragen hinriß; dem Forschen nach dem was er thu' und treibe, stemmte sich Verschlossenheit und Künstlercaprice entgegen; die Untheilnahme an dem was ihn interessirte [III, 275; XXX, 333], die Gleichgültigkeit gegen das was er zu leisten

glaubte [VI, 141], der schulmeisterliche Tadel [XXVI, 286] statt freundlicher Belehrung eines bessern [V, 72], erregte seinen Unmuth, und jene Desperation [Z. Nr. 181; Schill. Nr. 587], die ihn in sich selbst zurücktrieb, ihn bedenklich machte [Z. Nr. 791, S. 195], und mit dem was er hätte geben mögen, zaudern und den Moment versäumen ließ. [Z. Nr. 515, S. 227; Nr. 550, S. 342; Nr. 796, S. 212.]

Sind nun alle diese Ausstellungen, die man an G's. Natur, Art und Wesen zu machen findet, eigentlich von keinem Belang, und meist nur in die erste Lebenshälfte zu verweisen; ja wenn sie schädlich waren, doch nur für seinen Ruf nachtheilig wirkend, insofern die Menschen, gewohnt nur Viel von einander zu verlangen, aber Wenig oder Nichts dagegen zu gewähren, sich in ihrer Erwartung von ihm täuschten und ihre vorgefaßten Meinungen zu einem ziemlich allgemeinen Endurtheil über seinen moralischen und künstlerischen Character consolidirten. Von seiner zunehmenden innern Ausbildung, von seinem unausgesetzten Bestreben, aus einem dunklen Product der Natur ein klares Product seiner Selbst d. h. der Vernunft zu werden,(*) und so des Daseyns Beruf und Pflicht zu erfüllen, ist nirgends Rede noch Ahndung.

Als Mensch gänzlich verkannt zu werden und als Talent nur bedingungsweise zu gelten, ist freilich ein hartes Erdenloos, aber doch das Schicksal aller großen Männer, zu

(*) Aehnlich sagt ein neuerer französischer Dichter:
La nature nous forme et nous donne des traits,
Mais c'est l'âme qui fait la physionomie.

deren Verständniß und Beurtheilung die Menge nun einmal nicht geeigenschaftet ist.

Wer hingegen G's. ganzen Lebenslauf verfolgt, wie er sich in seinen frühesten Productionen, in seinen Briefen und später in seinen eigenen Confessionen darlegt; wer einen großen Theil seines Lebens und zwar den letzten von seiner geistigen und productiven Höhe bis in sein Greisenalter begleitend anschauen und beobachten konnte: der wird finden, daß mit dem sich immer mehr erweiternden Bewußtseyn auch sein sittliches Bestreben sich erweitert, daß es ihm im Moralischen ebenso ergeht, wie im Poetischen; daß er aus einem nachtwandlerischen Zustand, worin er unbewußt und halbbewußt oft das Gefährlichste unternommen und bestanden, allmählig erwacht, und gewisse Forderungen in ihm rege und wirksam werden, welche ihn dort zum Begriff der Kunst, hier zum Begriff einer vollständigen Humanität gelangen lassen.

Wie sehr die Reise durch Italien, seinem eigenen Geständniß nach, ihn in seinen Ansichten vermenschlicht habe, wie durch sie nicht allein in allem was die Kunst angeht, ihm ein neues Licht aufgesteckt, sondern auch im geselligen Verkehr und Lebensgenuß größere Freiheit und Leichtigkeit geworden, das würde man schon aus seinen nach dieser Zeit erschienenen Werken abnehmen, und nun bestätigen es die zahllosen Briefe aus dieser Epoche durch gleichlautende Belege. Aber noch ein neuer Fortschritt zu vollendeter Bildung des Herzens wie des Geistes stand ihm bevor.

Seit seiner Reise an den Rhein, in den Jahren 1814 und 1815, bekennt er selbst, eine größere Milde und Schonung gegen die Menschen gewonnen zu haben. Er predigte,

wie er sagt, das Evangelium Johannis „Kindlein liebt euch" ꝛc. [Z. Nr. 269] und ermahnte zu gegenseitiger Verträglichkeit und Schonung, die er denn auch selbst ausübte, indem er sowohl die Menschen, auch ohne Bezug auf sich, wie ihr übriges Thun und Lassen, mit sanftern Blicken betrachtete und milder beurtheilte [XLIX, 57], sich aller strengen und verletzenden Critik enthielt, indem er nicht mehr geneigt war, um der Welt Spaß zu machen, sich mit der Welt zu überwerfen, sondern lieber zurechtlegte und was er nicht loben konnte, gelten, d. h. dahingestellt seyn ließ.

Wenn man solche Gesinnungen als Schwäche und Parteilichkeit verdächtigt, so muß man auch die christliche Religion, welche dergleichen Sanftmuth erweckt, fördert und verbreitet, einer allgemeinen Inoculation der Schwäche bezichtigen, und sogar die edelsten Heiden, einen Socrates und Plato, einen Seneca und Mark-Aurel, einen Epictet und Arrian für angesteckt von dieser wohlthuenden Krankheit ausgeben.

Mag immerhin das zunehmende Alter [XLIX, 57; III, 244], die abnehmende Productivität [Schill. Nr. 899; Z. Nr. 259] auch ihren Antheil an dieser Stimmung haben; nicht jede Tugend gedeiht in jeder Lebensepoche, und wie Trauben, im Sommer noch hart und herb, nur erst durch die concentrirtern Strahlen der Herbstsonne zu mildem Wohlgeschmack reifen, so liefert auch der Herbst des Lebens Früchte des Geistes und Herzens, die eben einer langen Vorbereitung bedurften, um genießbar zu werden. Ihm blieb nach allem, was die Jahre nahmen, noch genug: „Idee und Liebe." [V, 81.]

Vieles jedoch was man nur für Fehler an ihm erkennt, war die Quelle seiner Tugenden, seiner Verdienste: denn unsre Tugenden ruhen auf unsern Fehlern, wie auf ihrer Wurzel. [XXVI, 213.]

Diese Zurückhaltung, Verschlossenheit, Ruhe, die man Kälte nennt, unterstützten und förderten sein Dichtertalent. Beobachtung, Auffassung, Darstellung — wie wollen sie gelingen ohne Ruhe, ohne Absonderung von allem Störenden, ohne Einkehr und Wohnen in sich? Das Dichten ist, wie das Beten, ja mehr noch, eine Sache der Einsamkeit. Man betet wohl auch öffentlich und mit Andern; wer aber hat jemals auf offnem Markt gedichtet? gleich einem Maler die Leute zusehen lassen wie er es anfängt? Von jeher haben die Dichter die Einsamkeit gesucht; das Geräusch der Welt giebt weder Stimmung noch Begeisterung. Das Gemüth in dem die Welt sich spiegeln soll, muß ruhig und bewegungslos seyn, nur aus dem wellenlosen See strahlt Himmel und Erde wieder.

Dichten ist überhaupt ein Prozeß, den man für sich selbst vornimmt, und der eigentlich die Andern gar nichts angeht, eine unsichtbare Energie des Geistes, die in ihm ablaufen und beschlossen bleiben könnte, ja würde, wenn nicht andre Triebe sie zu äußern nöthigten oder lockten.

„Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen" rc.

Wer kann, wer mag in sein inneres Sinnen und Spinnen sich von Andern einreden, rathen oder helfen lassen? wer nicht durchaus verschweigen was ihn eben beschäftigt, wenigstens bis er es fertig und gestaltet aufzeigen kann? [L, 13.]

Es ist daher eine große, obschon gewöhnliche Indiscretion, wenn man uns fragt, womit wir uns beschäftigen. Soll man es sagen? — um sich's ausgeredet, bezweifelt, getadelt zu sehen, noch ehe es daist?

Goethe hatte Ursache bis auf die letzte Stunde nicht gegen Jedermann herauszugehen mit seinem gegenwärtigen Vorhaben, seinen künftigen Vorsätzen. Er hatte von jeher an Prä- und Postoccupationen Anderer gelitten.

Diese Zurückhaltung, diese Verschwiegenheit seiner Natur kam aber auch Andern zu Gute in ihrem Interesse; wie er sich nicht verrieth, so auch nicht sie. Wer aber seine eignen Geheimnisse nicht verschweigen kann, wie sollte der fremde können?

Doch von dieser Tugend ist schon geredet, aber sie muß in andern Beziehungen immer wieder zur Sprache kommen.

a. Eitelkeit.

Einer der gewöhnlichsten, aber um so weniger erwogenen Vorwürfe der Menschen gegen einander ist der der Eitelkeit. Man begreift zwar nicht was es heißen soll, wenn ein Wort so verschiedene und entgegengesetzte Bedeutung hat, daß Fehler und Tugend auf dieselbe Weise bezeichnet werden: Einmal die von der Natur selbst gegebene, vom Schöpfer gestattete, und durch sein Beispiel sanctionirte Freude an uns selbst, an unsern Gaben und den dadurch geleisteten Werken, und dann wieder auch das Streben dasjenige als Vorzüge geltend zu machen, die keine sind, oder gar nur der Wunsch und die Einbildung das zu besitzen, was uns in den

Augen der Andern auszeichnen soll, darunter zu verstehen, gehört doch zu den Verkehrtheiten eines gedankenlosen Sprachgebrauchs.

Daß man auch G'n. sogut wie einem Klopstock, Lessing, Wieland, Herder diesen Vorwurf in Bausch und Bogen gemacht, ist notorisch, und verstünde sich außerdem von der allgemeinen Unart der Menschen von selbst. [S. Knebel's lit. Nachlaß Bd. II, S. 72.]

Es ist aber billig auf den Unterschied der Bedeutung aufmerksam zu machen, um daraus zu entnehmen, ob sie ihm überhaupt und in welchem Sinne nachgesagt werden könne; wiewohl was allgemein menschliche Eigenheiten sind, nicht besonders an ihm zu releviren seyn würden, da sie sich von selbst verstehen und an einem nicht rügewerther sind als am andern.

Wie er selbst über diesen Vorwurf dachte, und was für Folgen im geselligen Leben daraus entstehen müssen, entwickelt er sehr schön Bd. XXVI, S. 338 und XXII, S. 44 f.

Freude und Wohlgefallen an sich, wie überhaupt an den Gaben der Natur und des Glücks wird jeder gesunde Mensch haben, (*) und so hatte auch G. seine Freude an sich und seinem Talent, das ihm Vergnügen und Trost gewährte. [XLVII, 252.]

Unbedenklich kehrte er dasjenige hervor was ihm an ihm selbst Freude machte [XXVI, 337 f.] und verhehlte in seinen heitersten Stunden sie weder mündlich noch schriftlich; dankte Gott und der Natur aufrichtig und redlich dafür. Daß er aber auf seine poetischen Leistungen mehr Werth gelegt, als die

(*) Stultis sua non placent; Seneca.

Günstigen seiner Zeit zugestanden, oder ihn auch länger zu behaupten gesucht, als er sie noch nachschmeckte, ist durchaus nicht der Fall. Das pingere quam pinxisse war ihm lieber, und in der Beschäftigung mit einer Sache fand er Freude und Genuß. [III, 255.]

Im Gegentheil legte er späterhin auf viele seiner Sachen zu wenig Werth, sonst hätte er sie nicht Schillern preisgegeben, wie Egmont und Iphigenie. „In spätern Jahren — sagt er — betrachten wir unsere frühen Arbeiten niemals mit reiner Billigkeit; wir schämen uns der Symptome mancher Entwicklungskrankheit, die uns doch ins Leben weiter förderte, deren Kenntniß für Andere noch gar wohl belehrend seyn dürfte." [K. u. A. V Bd. 3. Heft. S. 160.]

Daß zwei Kaiser ihn zuerst mit Orden ausgezeichnet, daß mit der Erhebung des Herzogs zum Großherzog auch ihm Stand und Würde erhöht worden, schreibt er ohne falsche Scham, mit unbefangener Freude an Zelter [Nr. 128.] Später mehrten sich die Sterne an seiner Brust; er prunkte aber niemals damit, wie andere, auch wohl sonst verständige Männer thun, die sogar ihre Haus- und Schlafröcke damit decoriren. Von den vielen Ringen, denen antike Kunstgebilde oder kostbare Steine Werth verliehen, steckte er niemals einen an seine Finger; noch kokettirte er mit sonst einem Besitz oder Vorzug, körperlich oder geistig, wie etwa Fr. Jacobi sein schöngeformtes Bein zu präsentiren wußte: (*) sonst hätte er wohl auch Mittel gefunden, seinen wohlgebildeten fleischigen Arm, seine breite reinweiße Brust, et-

(*) Bettinen's Briefw. II, p. 76.

wa bei entblößtem Dichterhalse, wie z. B. Knebel ihn trug, erblicken oder errathen zu lassen.

Ueberhaupt war das Wohlgefallen an sich, seiner Person und seinem Besitz, wenn es ja für Eitelkeit gelten sollte, von so männlicher Art, daß es sich ganz von der gewöhnlichen Anderer entfernte. Da er überaus reinlich war, und immer sauber, wenn auch gerade nicht sehr nach der Mode gekleidet ging, fiel eine solche unschuldige Verzierung, wie ein rothes Bändchen oder ein einfacher Stern, keineswegs auf; ja man hätte sie eher vermißt oder gewünscht, wenn sie ihm nicht zu Theil geworden.

In ganz früher Zeit mochte er wohl auf ein gesticktes oder galonirtes Staatskleid etwas halten; nach Einführung einer bestimmten Hofuniform findet sich dergleichen nicht mehr in seiner Garderobe, und nur die gewöhnlichen Fracks und Ueberröcke. Eine ähnliche Vereinfachung erfuhr seine Haartracht, die vom ursprünglichen Cadogan (*) und Haarbeutel, durch die Epochen des langen und kurzen Zopfs, bei steifen oder schwebenden Seitenlocken, sich bis zum Schwedenkopf reducirte. Sein Stirnhaar hatte übrigens von Natur einen ähnlichen Ansatz wie bei den Jupitersköpfen, sodaß es in der Mitte der hohen Stirn aufsteigend und sich scheitelnd zu beiden Seiten wellenförmig herabfiel; welches ihm, wenn er es bis zu der altdeutschen Nazarenertracht hätte bringen wollen, ein gar bedeutsames, die Künstler vielleicht mit ihm versöhnendes Ansehn würde gegeben haben.

(*) Cadogan ou Catogan, noeud qui retrousse et attache les cheveux près de la tête. Dictionnaire universel par Boiste. Paris, 1823.

b. Selbsturtheil.

Sowenig G. für seine Person und Persönlichkeit eingenommen war, sowenig war er es auch für das was er that und gethan hatte. In seiner Jugend hatte er wohl Freude daran, aber kein Urtheil darüber. Späterhin wußte er das Mangelhafte daran wohl zu erkennen und auszusprechen. [XXX, 266 f.]

Er hielt keine seiner Arbeiten für fehlerlos. Er gesteht, daß wenn er einen Mangel, einen Fehler gewahr worden, er im nächsten Werk jenem abzuhelfen, diesen zu verbessern gesucht habe; und wie er humoristisch hinzusetzt, dadurch, daß er einen neuen Fehler begangen. [IV, 358.] Sosehr war er überzeugt daß der Mensch nur ein relativ-, kein absolut-Vollkommenes leisten und hervorbringen könne.

An ein Umändern des einmal Vorhandenen, sobald es gedruckt war und von ihm abgelöst, ging er jedoch schwer und selten; sowie er auch in bereits lange bekannten Gedichten selten einen Ausdruck, ein Wort verbesserte, oder umänderte, und wenn es geschah, nicht immer mit Glück. Er machte lieber dafür etwas Neues, oder goß es in eine andere Form, als daß er das Alte durch einzelne Verbesserungen mehr entstellt, als ihm aufgeholfen hätte. Jene Orthopädie, wie ich es nennen möchte, weil es wirklich ein gewaltsames Zurechtrücken dessen ist was von Natur und Hause aus, in seiner Entstehung, verfehlt oder nicht getroffen ist, nimmt sich in Gedichten wie in Gemälden schlecht aus, weil man das Pentiment durchsieht. Das Geänderte ist dann nicht mehr die erste Zeitansicht, nicht die erste

Sprachgewohnheit. Dies wird besonders bei längern Gedichten bemerklich, wo nach neunjähriger Feile auffallende Antichronismen vorkommen müssen, Disparaten der Sinnes- und Ausdrucksweise, der Gesinnungen und Ansichten.

Die Feile gebraucht hat G. allerdings, aber weniger möchte sie nachweisbar seyn, wenn nicht doppelte Recensionen vorliegen, wie bei der Iphigenia und dem früheren Erwin und Elmira.

Uebrigens ist der Ausdruck sonderbar, noch sonderbarer der Werth den manche darauf legen. Wenn ein Werk gleich im ersten Gusse rein und scharf ausfällt, wozu noch Feile und Grabstichel, um es zu beraspeln und zu ciseliren?

Wenigstens darf es nicht an den Hauptpartien geschehen; in Falten, Vertiefungen und Höhlungen mag es wohl nützlich seyn, doch nicht unerläßlich. Man genießt einen Gypsabguß, auch wenn noch die Näthe der Formfugen nicht weggeputzt sind; ja geistvollen Kennern ist ein solcher Abguß lieber als der mit Fischhaut und Eischen überglättete.

Versuch' es doch Einer und verbessere einmal an einer antiken Statue das schiefstehende Auge, den zu langen Arm, den zu großen Fuß, den ungleich gearbeiteten Schuh u. dgl., und sehe ob er damit der Sache genug thut? ob er nicht vielmehr alles, das Ganze umändern müßte, wenn alles in bessere Uebereinstimmung kommen und zugleich noch der Effect bleiben solle, den es beabsichtigte.

Eine solche grata negligentia ist den Alten, die mehr aufs Ganze sehen und seinen Eindruck, als auf ängstliche Genauigkeit im Einzelnen, nicht zuwider; der Deutsche aber kann oder will sich nicht mit ihr befreunden, und nur das Regelhaltende, Correcte ist sein Element, ob er gleich dann

wieder über Kälte und Steifheit klagt, dieser schwer zu befriedigende Calumniator sui et aliorum, der wahre κακότεχνος!

Verskünstler, welche weniger das Was als das Wie sie es sagen, bedenken, können gewöhnlich mit Feilen nicht fertig werden als bis sie alles durchgefeilt haben.

Die neun- oder gar zehnjährige Aus- und Abglättung, welche Isocrates auf seinen Panegyricus verwandte, verdient vollkommen den Spott den schon Alte darüber ausschütteten, und das nonum prematur in annum des Horatius — verzeihen mir's die gelehrten Herren! — ist ein wahres Philisterium. (*)

Durch ein so langes Liegen im Pulte werden die Sachen nicht besser — wie etwa die Mispeln die auf dem Stroh liegen — sondern nur altbacken und verlegen. „Frisches Ei, gutes Ei," und „Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre." [II, 301.] Desgleichen:

„Hast deine Castanien zu lange gebraten;
Sie sind dir alle zu Kohlen gerathen." [II, 241.]

G. war, wie gesagt, so entfernt von aller Ostentation, daß er im Gegentheil zu wenig auf seine Sachen gab [II, 295; XXIX, 68], und sie ihn nach einiger Zeit schon nicht mehr interessirten [Schill. Nr. 689; 694], ja ihm sogar aus dem Gedächtniß kamen und er, zufällig sie wiederlesend, verwundert war, daß er im Stande gewesen, so etwas schreiben zu können. [Z. Nr. 238; Nr. 533, S. 288.] Denn es waren nach seinem Vergleich ebensoviele Häutungen seines

(*) Man ist auch jetzt davon zurückgekommen, und schreibt und druckt jetzt novum in annum!



Wesens, abgelegte Schlangenhäute [IV, 373], „Stücke seiner ehemaligen Garderobe,“ [nach mündlicher Aeußerung] und insofern ihm mehr von historischem Interesse als von lebendig gegenwärtigem. Denn ihm ward, was nur Wenigen zu Theil wird: sich selbst schon historisch anzusehen [XLIX, 109], sodaß die neusten Literaturgeschichten ihm nichts Neues sagen würden.

Um so auffallender muß es mir und allen die ihn näher kannten seyn, zu vernehmen, daß eine seiner zufälligen Aeußerungen soganz mißverstanden werden konnte oder mochte, daß sie, anstatt für seine Bescheidenheit zu sprechen, für ein eitles Selbstlob gehalten ward.

Nun hätte er zwar selber wohl am besten wissen können, was er zu machen im Stande war, das heißt sich zutrauen durfte — besser doch als andere, die erst nachher erfahren und inne werden konnten was er geleistet hat — Er hätte also wohl die Erlaubniß gehabt zu sagen: „das oder jenes kann ich machen, und das könnte ich gemacht haben.“ Warum? Weil es in seiner Art ist, diese Motive, diese Behandlung, diese Ansicht, diese Sprache und Wendungen: denn er wußte wohl, daß er nicht alles machen konnte [II, 256], da das Genie nur ein Gewisses vermag. So gesteht er denn auch: „er sey nicht für das Tragische, weil er eine conciliante Natur sey“ [Schill. Nr. 388. 389; Z. Nr. 826], die ihm jedoch bei der Stella schlecht bekam, indem man ihm auf gut deutsch Schuld gab, er wolle die Bigamie vertheidigen, wonicht gar einführen.

„Er hat aber nie mit einer Arbeit geprahlt, und was er gemalt hat, hat er gemalt.“ [II, 201.] Allein es ist auch nicht einmal in jenem läßlichen Sinne gemeint, sondern eine

ironisch anspielende Redensart, womit er auf eine Person unserer Bekanntschaft deutete, die bei Erblickung eines Kunstgebildes auszurufen liebte: „das könnte ich gemacht haben." Auch folgt gar nicht daraus, daß jenes ganz was Vortreffliches gewesen seyn müsse, und darum sein Zutraun zu sich anmaßlich erscheine; es konnte auch wohl etwas gleichgültiges seyn, dessen er sich eben nicht zu schämen brauchte — „denn wer liefert doch lauter Meisterstücke?" [XXVI, 351] — etwas was er wohl gemacht haben könnte, da er oft selbst nicht wußte was er gemacht hatte, z. B. den Aufsatz „die Natur." [L, 1 ff.; coll. 251.]

Ist es doch den großen Critikern, den beiden Schlegeln passirt, daß sie den Roman „Agnes von Lilien" für seine Arbeit hielten [Schill. Nr. 246; coll. 308] und nicht längst einem Recensenten seiner Werke, daß er ein Gelegenheitsgedicht vermißte, welches keineswegs von Goethen herrührt, sondern von einem unendlich geringern Geiste; und doch mußte jener Roman wie dieses Gedicht etwas in sich haben, weswegen sie es ihm zuschrieben.

Um dergleichen Aeußerungen richtig zu verstehen, muß man freilich ihn persönlich und seine Art zu seyn und sich auszudrücken kennen, auch den eigenen Ton sich vergegenwärtigen, womit er so etwas zu sagen pflegte. Wer aber dieß nicht vermag, der beliebe einfürallemal zu bedenken: daß G. nicht fürs große Publikum schrieb, daß er dessen Gelüste, Wünsche und Forderungen nicht ins Auge faßte, noch auf Bestellung der Verleger, die sich etwa die Ausfüllung gewisser Literaturlücken erbaten, Artikel lieferte, sondern daß er **Sich**, das heißt was ihm am Herzen und in der Seele lag und ihn drängte, oder „ was er selbst auf der

jedesmaligen Stufe eigner oder fremder Bildung für recht und nützlich hielt" [XLIX, 42], niederschrieb.

Solche von der Natur selbst gezeitigte Früchte würden freilich eine andere Literatur geben, als die deutsche ihrem größten Theil nach sich ausweist: denn „es singt doch keiner als was er zu sagen hat." [XLVII, 253.] Wer etwas zu offenbaren hat, sollte reden, und nur von dem was er versteht und wozu ihn Gott und Natur begabt hat; „wo er denn auch grob seyn dürfte." [V, 121.] Aber es geht in unserer Literatur zu, wie in den ersten christlichen Gemeinden, welche Paulus [1 Corinth. 12, 1—30] so schön apostrophirt, daß seine Predigt, mutatis mutandis, noch vollkommen auf unser zumal ästhetisches Schriftwesen paßt: denn „wie's Einer thut sollt' es nicht auch der Andere treiben" [V, 100]; und „daß so Viele singen und reden, treibt die Dichtkunst aus der Welt." [V, 132.]

Obgleich also G. von seinen Werken überhaupt sehr bescheiden, ja zu bescheiden dachte, und sich auch schriftlich darüber so ausdrückt [II, 295]; so scheint doch das, worauf er das meiste Gewicht legte — nächst dem Faust [XLVII, 257] — nur der Werther gewesen zu seyn.

„Wer mit 22 Jahren den Werther schrieb" — hörte ich ihn öfters sagen, wenn er zu verstehen geben wollte, daß er „eben doch keine Katze sey," daß es was heißen wolle, in solchen Jahren ein solches Buch zu schreiben und dabei doch 80 Jahre und darüber alt zu werden. [III, 283; Z. Nr. 238.]

Freilich war dieß sein erstes Werk, und die Erscheinung desselben so neu und imposant, daß man gleich ex ungue leonem errathen konnte. Daher erweckte es denn auch so-

gleich Nachahmer und Gegner, erwarb ihm selbst bei den Ausländern Aufmerksamkeit, Achtung und Interesse, dergestalt, daß ein Weltkaiser es an den ägyptischen Pyramiden las, zehn Jahre später mit dem Autor sich darüber besprach, und einer von den königlichen Brüdern es nachahmete.

Zwar kränkte es ihn, obschon er keine Empfindlichkeit und Gereiztheit dabei bezeigte, daß man Iphigenie und Tasso so kalt aufnahm „in die er das meiste und beste Herzblut von sich transfundirt hatte," — Iphigenie, die er sein „Schmerzenskind" nannte u. s. w. Gleichwohl äußerte er schon in den ersten Jahren gegen mich: „Wenn er mehr Griechisch verstanden hätte, das Alterthum mehr gekannt, er würde sie nicht geschrieben haben."

Beide machten indeß in der Folge noch das meiste Glück, wenigstens unter den Gebildeten, wiewohl Iphigenie von einem bedeutenden Philologen gegen die griechische des Euripides sehr herabgesetzt wurde, ohne daß G. darüber empfindlich geworden wäre; und der Tasso durch seine Fortsetzer und Nachahmer antiquirt zu werden Gefahr läuft, ja in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, durch eine schmähliche Critik so gut wie vernichtet ist; sein Faust aber ganz und gar nicht existirt, weil die Deutschen, sämmtlich selber Fauste, wie dieser durch Nichts befriedigt werden können.

Am schlimmsten aber war es doch gleich der Eugenie ergangen, die man nur marmorglatt und marmorkalt fand, und die auch Schillern keine besondere Gunst abgewonnen zu haben scheint [Nr. 881]; wie denn auch Herder, nach vorausgeschickter Belobung, mit einem Trumpf schloß, dessen Wirkung G. selbst zwar nur andeutet [A. in O. II. Bd. 2 Abth. S. 565], die aber, wie ich ihn kenne, das

ganze Lebensverhältniß mit Herder in eine grimmige Täuschung verwandeln mußte. Aus Schonung spricht er das beleidigende Wort nicht aus: denn er wollte dem Manne nicht noch mehr üble Nachrede verursachen, als dieser sogar von seinen Freunden, Knebel und Richter,(*) erfahren sollte.

Soviel ist gewiß — da G. es mir selbst gestand — daß ihm die Fortsetzung derselben „durch die niederträchtige Critik eines Dyck verleidet worden."

In späterer Zeit, nach Schiller's Tode, und der Invasion der Franzosen, konnte er weder Muße noch Stimmung dazu gewinnen, so oft auch ich mit Andern ihn dazu anmahnten. [Z. 813.] Die Zeiten hatten sich geändert und wir mit ihnen.

G. legte es nicht darauf an Allen zu gefallen und keinem zu mißfallen; wenn er nur Einigen gefiel, Andern auch mißfiel, so war ihm jenes schon genug und dieses kümmerte ihn nicht.

Das stolze, ja hochmüthige Gegentheil „Allen zu mißfallen und nur Einem (das heißt sich) zu gefallen," wie ein deutscher Dichter in ein Stammbuch schrieb, war ihm unmöglich. Denn er war ein Mensch und mußte seines Gleichen aufsuchen und ihnen werth seyn, wie Er sie achtete, so auch geachtet seyn wollen. „Er wünschte nur daß seine Productionen nicht mißfallen möchten." [Schill. Nr. 105; Morphol. I, 2, 117.] Beifall und Lob war ihm daher natürlich angenehm und fördernd.

(*) S. v. Knebel's lit. Nachl. Bd. III. S. 59; u. Jacobi's Brfw. Bd. II., Nr. 304, S. 345.

Wer ihm „diese Empfänglichkeit für Lob und Beifall" [XXVI, 338] als Eitelkeit anrechnen wollte, müßte kein Mensch seyn, oder zu dem Geschlechte gehören, das diese Empfindung als eine Prärogative für sich ansieht und nur allenfalls seine begünstigten Liebhaber damit belehnen mag.

Aber Tadel, wenn er weiter nichts hinter sich hatte, als gewöhnlich im gemeinen Leben stattfindet, das subjective, relative, individuelle Mißfallen eines Andern am Andern, ließ ihn gleichgültig: denn wie wollte und könnte Einer Allen Face machen? Ja er profitirte von ihrem Tadel, indem er sich dadurch selbst kennen lernte; aber er konnte ihn nicht sich selbst entfremden. [XXX, 271; it. IV, 367.]

Wer ihn nur im Rücken zu sehen bekommt, kann von seinem bedeutenden und sprechenden Gesicht nicht urtheilen und muß unzufrieden seyn. Aber wem er von Angesicht gefällt, läßt das Andere dahingestellt seyn, weil es sich von selbst versteht. [II, 279.]

Ist doch unser aller Urtheil nur einseitig und flach, da wir die Dinge, wie den Mond, nur von der uns zugekehrten Hälfte betrachten.

Daher pflegte er zu sagen: „Tugenden müsse man aufsuchen, Fehler verstünden sich von selbst." Ja er liebte sogar das Gute, das Lobenswürdige Anderer an Schriften wie an Handlungen sehr hervorzuheben, weil, wie er sagte: „ohne eine liebevolle Theilnahme, ohne einen gewissen parteiischen Enthusiasmus davon zu sprechen, sowenig daran bliebe, daß es gar nicht der Rede werth sey." [Schill. Nr. 165.] „Daher müßten auch Reisende von den Schönheiten eines Landes mit einer Art Entzücken und Uebertreibung reden, weil man doch nicht im Stande sey der Sache

völlig genug zu thun." Ist doch jede Idealisirung schon Uebertreibung, und dennoch verlangt man sie. (*)

Aus gleichem Grunde wollte er auch in der Empirie, in der Bewegung des Tages lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln; nur von den höchsten Maximen des Lebens und der Kunst müsse man in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar. [Z. Nr. 269, S. 337.]

So urtheilte er auch nicht über seine Freunde und die Personen die er liebte. „Ich denke nicht über sie," sagte er, wenn man ihm von ihren Eigenheiten und Sonderbarkeiten etwas vorreden wollte. Und so wird man es begreiflich finden, wenn er auch von Andern Nichts auf sie kommen ließ. Es war daher ein falsches Bemühen seine Nächsten, Verwandte oder Untergebene bei ihm zu verdächtigen oder gar zu verklagen; er ließ sie nicht fallen, wenn er auch im Innern anders schon überzeugt seyn oder erst werden mochte, und rectificirte sie im Stillen. So schützte er sie vor öffentlicher Beschämung, erhielt sie bei nöthigem Ansehen und gewann ihre Dankbarkeit und Folgsamkeit. Der Beschwerdeführende wurde, nach Umständen, auf andere Weise zufrieden gestellt,

(*) Sogar sein Widersacher ist derselben Meinung, wenn er zwei Reisebeschreiber, Archenholz und Küttner, gegen den Verdacht der Uebertreibung in dem Lobe Englands vertheidigend, hinzusetzt: „Kein Mensch hat je mit der Feder auf seine Leser wirken können, der den Gegenstand, wovon er handelt, nicht mit einer gewissen Parteilichkeit betrachtet." — Die Gründe dafür klingen freilich sehr Böttigerisch, nämlich: „sonst ermüdet man selbst davor, macht dem Leser schreckliche Langeweile und bestiehlt den Herrn Verleger um die schweren Verlagskosten." S. London und Paris Bd. VIII, St. 5; S. 4.

und lernte wenigstens seine Desideranda auf eine andere Weise in Vortrag bringen.

Wie die Klugen Vieles miteinander gemein haben, nach Aeschylus [XLIX, 56]: so hatte Goethe auch die Billigkeit und Läßlichkeit im Urtheilen mit Leibnitz gemein. Höchst liebenswürdig gesteht dieser(*): „Einen schlechtern Critiker, als ich bin, giebt es wohl nicht. Ich billige das Meiste was ich lese. Denn da ich aus Erfahrung weiß, wie leicht ein Autor mißverstanden werden kann, so fallen mir, während dem Lesen, auch bei dem was ich nicht billige, mancherlei Ausflüchte bei, welche den Verfasser entschuldigen oder vertheidigen können. Und so gefällt mir fast alles, nur das eine mehr, das andre weniger. — Ich habe aus Erfahrung gelernt, daß man weit sicherer geht die Meinungen Anderer auf eine günstige Weise zu deuten, als sie zu widerlegen, und man weit mehr darauf denken müsse die Gränzen der Wissenschaft (— auch der Kunst darf man hinzusetzen —) auszudehnen, als die schon dasind zu zerstören."

Hält man damit Aeußerungen G's., wie die ebengedachte an Zelter [Nr. 269], desgleichen die noch näher treffenden [Nr. 542; Bd. XXXII, 175] zusammen; so freut man sich daß alles Gescheidte schon gedacht worden, und weil es immer wieder Verständige giebt, auch abermals wieder gedacht werden, und so die vernünftige Welt, als ein großes unsterbliches Individuum, unaufhaltsam das Nothwendige bewirken und sich dadurch über das Zufällige zum Herrn machen werde. [Bd. XLIX, 21.]

(*) Opera Tom. V, 16. 569.

c. Parteilichkeit für.

So hatte G. wohl am Selbstproduciren seine Freude, aber er nahm auch Theil an dem was Andre hervorbrachten, und bezeugte ein aufrichtiges neidloses Wohlgefallen an dem mehr oder weniger Gelungenen.

Lenz, Wagner, Klinger u. A. sind Beispiele und Belege aus seiner ersten schriftstellerischen Epoche. Gleich nach seiner Anstellung in Weimar sind es Wieland und Herder, deren Leistungen er seine Bewunderung, seinen Beifall nicht vorenthält. Wieland, der ihm seinen Oberon zuerst im Manuscript vorliest, erhält eine Belobung, die in gleichlautender Weise schriftlich in den Briefen an Lavater und Merck wie in G's. eigenem Tagebuche niedergelegt ist.

Ebenso verhält er sich gegen Herder, dessen Volkslieder, Uebersetzung der griechischen Epigramme des verdienten Lobes nicht entbehren.

Vor allem aber erfreuen ihn dessen zerstreute Blätter [XXVII, 247; it. XXIX, 109], dessen Ideen [XXIX, 114, 118, 120, 216] und die kleine Schrift „Gott" [XXIX, 76, 79, 97, 115, 116], die er sämmtlich in Italien mit dem größten Interesse studirt, indem er auch Moritzen dafür begeistert.

Die wärmste, innigste, dauerndste Theilnahme jedoch widmete er den Leistungen seines Freundes Schiller, durch belebenden Beifall, freundliche Anregung und treuste Förderung.

Als um den Anfang des neuen Jahrhunderts eine frische Generation, namentlich die Gebrüder Schlegel und L. Tieck

sich hervorthaten, schenkte er ihrem rüstigen Streben Theilnahme und Beifall; doch keineswegs aus eigennützigen Absichten, weil etwa sie **ihn** präconisirten: denn er wußte recht gut, daß diese Huldigung nicht ohne Absicht war, und daß er gelegentlich nicht ungerupft davon kommen würde. Er nahm ihre Partie nur gegen die retardirenden Philister, (*) und vertheidigte und entschuldigte sie auch gegen **Schiller**, der die Schlegel wenigstens nicht leiden konnte, sie sogar haßte, und mit Recht auf sie erboßt war, aber weil er ihnen bereits im Wege stand, ihnen nicht in den Weg treten konnte." [Z. Nr. 824, S. 320.]

Goethe, der eher Tadel und Entgegensetzung vertragen mochte, wollte ihnen doch lieber verzeihen, wenn sie ihm etwas **versetzen** sollten, als die **infame Manier**(**) der Meister in der Journalistik, „das heißt der **Böttiger** und ihres Gleichen." [Schill. Nr. 626.] Als sie nun, wie G. voraussah, auch von ihm sich lossagten „und ihn nur nothdürftig stehen ließen," zum Verdrusse **Hardenberg's** (Novalis) — ihres schwindsüchtigen Heiligen — der auch **Goethen** gern **delirt**(***) (ausgelöscht) haben wollte, und ihre eigenen Wege gingen, da überließ er sie sich selbst; aber nicht dieserhalb, sondern weil er ihre Wege einzuschlagen weder Lust noch Befähigung hatte.

(*) S. A. in Q. Bd. I, Abth. I, S. 134 f. „Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln u. s. w.

(**) *Ἡ ὕβρις κακοῦργος οὖσα, δικαιοτέρα ἐστὶ τῆς διαβολῆς;* **Plutarch.**

(***) Anspielender Ausdruck auf das **Borussis deletis**, in der Umschrift einer Medaille, die in Mailand auf die Schlacht von Jena geprägt worden, den G. wegen seiner malerisch drastischen Energie bei andern Gelegenheiten, übrigens unverfänglich, nachbrauchte. [Z. Nr. 824, S. 320.]

„Wollen wir an Einen Ort,
Nun wir gehn zusammen." [V, 100.]

Aber:

„Was nicht zusammen geht, das soll sich meiden!
Ich hind're Euch nicht, wo's Euch beliebt zu weiden:
Denn Ihr seyd neu= und ich bin alt=geboren,
Macht was Ihr wollt, nur laßt mich ungeschoren!"
[II, 292.]

„Er hatte mit sich selbst zu thun, was kümmerten ihn Andre!" [Z. Nr. 824, S. 320.]

Ihre wirklichen Verdienste wußte er immer zu schätzen und öffentlich anzuerkennen, trotz dem, daß er um ihretwillen, durch die Aufführung des Ion und des Alarcos auf dem Weimarischen Theater, Kotzebuen und seine Meute sich auf den Hals gezogen hatte. So war er auch der erste, der Calderon und Shakspeare nach A. W. Schlegel's Uebersetzung auf die Bühne brachte, und zwar zu einer Zeit, wo, Schiller's Vorgang ungeachtet, Verse auf dem Theater zu sprechen als unnatürlich und gegen den Conversationston galt: ein Wahnglaube, der nach mehr als 30 Jahren noch immer seine Anhänger unter Schauspielern und Dramaturgen zählt.

Und endlich als beide Dioskuren schon nicht mehr allein in der Literatur schalteten, als bereits eine Menge Schüler, Bekenner und Anhänger mit ihnen rivalisirten, sie überboten, ihre kritischen Aussprüche schon nicht mehr als Orakel galten, sondern bezweifelt und bestritten wurden, als die dramatische Productivität sich in Werner, Müllner nun andre neue Ausbrüche verschafft hatte, hielt G. noch immer etwas auf sie und äußerte seine abweichende Meinung, ohne

directen Tadel ihrer Ansichten. Ihre **Paradoxien** und **falschen Lehren** in der bildenden Kunst bestritt er nur in den Reflexen derselben (*) wie diese sich noch bis auf den heutigen Tag in den Werken der deutschen Maler bedauerlich zeigen, sodaß man mit ihm es „gräßlich finden muß, eine ganze nicht zu verachtende Generation unwiederbringlich im Verderben zu sehen.“ [Z. Nr. 414, S. 331.]

Ihre geringe und noch dazu forcirte Productivität war nur zu bald erschöpft, zumal bei Fr. **Schlegel**, nach dem unnatürlichen Effort an der **Lucinde** (**) und dem poetischen Selbstmord im **Alarcos** — einem romantischen Tragelaphen, gleich dem Centaur des griechischen Dichters Chäremon aus allen möglichen Sylbenmaßen zusammengeschweißt, man könnte fast sagen zusammen**geschwitzt**, da er *stilo multi sudoris* gedichtet ist. Ominoser Weise spricht er sein eigenes Schicksal aus in den Worten:

„So stirbt der Held zu **eigenen Handen**!“

d. i. *ipse suo se gladio jugulavit.*

Sein abgeschiedener Geist sah sich daher nach einem andern Felde um, und fand in der indischen Philologie einen Neubruch, in welchem er sich mit Erfolg und Ehren hervorthun konnte. Das poetische Produciren aufgebend, spielte er für diese Resignation des Dilettanten den desto strengern

---

(*) S. Z. Nr. 824. S. 318; it. 414, S. 330 f. desgl.: K. u. A. II. Hft. „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst.“

(**) Denn er hatte — „ein zweiter Prometheus — entführt dem himmlischen Gefilde die **heil'ge Glut** der leuchtenden **Lucinde**.“ (*) Nach A. W. **Schlegel's** Gedichten S. 204.

(*) Eigentlich eine metaphysische Pornodidaskalie.

Critiker [II, 258], vertiefte sich zugleich in die Weisheit der Indier, sodaß er aus dem orientalischen Catholicismus in den occidentalischen verfiel, und nach politischen und diplomatischen Chancen zuletzt „moralisch am Wiederkauen sittlicher und religiöser Absurditäten," — physisch an dem Nichtverdauen einer Gänseleberpastete — zu Grunde ging, und wie par ricochet, (*) auch Ad. Müller nach sich zog." [Z. Nr. 824, S. 319.]

Sein Bruder A. W. Schlegel, als Dichter mehr künstlich denn genial, erwarb sich als Uebersetzer des Shakspeare und Calderon einen eignen primären Ruhm, der daher wohl am längsten vorhalten dürfte, während die secundären und tertiären Formationen bereits in dem Zustand der Verwitterung sich zu befinden scheinen.

Wie man nun in früherer Zeit G'n. Parteilichkeit für die Schlegel's vorwarf, so in späterer für Andre, z. B. für den Verfasser von Olfried und Lisena [XXXII, 176];

(*) Wie vom Schreck der Schneider in G's. Epigramm. [II, 277.]

Auf ähnliche Weise kam Fr. von Gentz durch den Schreck über die Möglichkeit, daß Goethe habe sterben können, selber zu der Wirklichkeit auch zu sterben, und so Schlegel's berüchtigtes, übrigens antikes, Dictum im Alarcos:

„Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben!"
αὐτῷ τῷ δεῖσαι ἀποθανεῖν ἀπέθανεν; Plutarch.

wahr zu machen. Zugleich erinnert des Mannes Insouciance an die Worte des ägyptischen Priesters:

„Jegliche Menschenseele, dafern sie des Lebens Gemeinloos
Nicht bedenket im Geist, und mit sinnabstumpfendem Unmaß
Kämpft, ist **zuvor schon todt**, auch wenn sie die Sonne noch schauet:
Ungebildeter Geist der Sterblichen gleichet den Todten."
Manetho Apotelesm. IV, 541 ff.

gänzlich uneingedenk dessen was er schon an Schiller schrieb: [Nr. 165.]

„Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht; so bleibt sowenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt, alles Andere ist eitel und vereitelt nur." [Schill. Nr. 165.] Man vergißt, „daß er lieber ein Mittleres wolle gelten lassen als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln" [Z. Nr. 269.]; „daß wie das Lobens-, so das Tadelnswerthe als existirend, als Folge des Vorhergehenden, als unerläßlich im Gegenwärtigen, und, weil es manchem Augenblicke genugthut, noch immer hübsch genug erscheine" [Z. Nr. 542]; ja was noch mehr ist: „daß er jenen Verfasser auf das verweis't, worüber unsre landsmännischen Critiker gar umständlich ihn belehren würden" [XLV, 230], und daß er allerdings das Bedenken aussprach: „der junge Mann möchte sich in solchem Umfang zufrüh ausgegeben haben." [XXXII, 176.]

Also was G. ertheilt, ist kein unbedingtes Lob; er setzt Fehler voraus, aber er relevirt sie nicht, „weil Fehler sich von selbst verstehen": denn „was er nicht loben kann, davon spricht er nicht" [IV, 318], „selbst was er tadelt muß er gelten lassen [III, 261];" ja er findet sich „zu alt um zu tadeln." [IV, 347.]

Ebenso verübelt man ihm die günstige Schilderung Italiens gleich beim Eintritt in dieses damals (1786) noch wenig von Deutschen besuchte und durch den Augenschein ge-

kannte Land, und nennt, was er von Verona sagt [XXVII, 60 — 70] unerhörte Uebertreibung. (*)

Ein Reisebeschreiber muß schon enthusiastischer von den Gegenständen sprechen, weil es unmöglich ist, den Eindruck, den er selbst empfunden, in den Zuhörern hervorzubringen, ohne eine solche Uebertreibung — eigentlich nur Concentration des gesammten Gefühls. —

„Wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet — (und das thut ja jeder Erzählende, der seinem Zuhörer fremde nie gesehene und empfundene Dinge einigermaßen vorstellig machen will) — so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Daher kommt alles Uebertriebene u. s. w." [XXVIII, 243.]

Wie ganz anders würde Einer urtheilen wenn er urplötzlich über Nacht oder schlafend, wie Ulysses nach Ithaka, in ein solches Land gebracht würde! Auf der successiven, langsam approximirenden Hinreise geht freilich die Ueberraschung verloren, die nur einer plötzlichen simultanen Wirkung angehört.

Wer aus einem Clima, wie das Thüringische, das Goethen niemals zusagte, und das auch Merck verwünschte, sich nur an die Schwelle Italiens versetzt fühlt, muß schon wie im Himmel zu seyn glauben, und sein Entzücken ist wenigstens subjectiv und relativ gerechtfertigt. Ob ein Norddeutscher damit übereinstimmen kann oder nicht, darauf

---

(*) Darstellung aus einer Reise durch Deutschland und Italien, im Jahre 1835, v. Fr. Carl v. Strombeck, Braunschweig, Vieweg 1836 I. Theil S. 220.

kommt es nicht an: G. schrieb keine Statistik, und so durfte er sagen wie es ihm ums Herz war.

Aber vernehme man doch auch was G. selbst gesteht, und frage sich: ob es der Mühe werth war diese querelle Allemande nach 50 Jahren anzubringen?

„Es ist ein sonderbares Ding um den ersten Eindruck, er ist immer ein Gemisch von Wahrheit und Lüge." — „Schon jetzt finde ich manches in den geschriebenen Blättern, das ich näher bestimmen, das ich erweitern und verbessern könnte. Es mag stehen als Denkmal des ersten Eindrucks, der wenn auch nicht immer wahr, uns doch köstlich und werth ist." [Mscrpt. d. ital. Reise-Tagebücher.]

„Auch das bedenkt man nicht, daß Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen sind. Die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten." [XXXII, 321.] Diese Veränderungen und neuen Erscheinungen giebt der Tadler ja zu, worüber streitet er denn?

Endlich aber: wenn sich auch G. in einem und dem andern Stücke geirrt und zusehr generalisirt hätte, ist es nicht lächerlich, oder was hier auf Eins hinausläuft: echt Deutsch, ihm das Recht zu irren, das ein Jeder hat, nicht auch zu gönnen [III, 252]; zumal da er des Irrens selbst geständig ist [III, 265.] Aber die Gelehrten sehen einen Irrenden gleich als ihren Todfeind an. [XLIX, 59.]

Wie human, wie artig behandelt dagegen G. seine Vorgänger, einen Riedesel, Borch, Bartels, Münter, Stolberg u. a. m., die er günstig characterisirt [XXXVII, 321]; wie dankbar ist er besonders gegen den ersteren, den er als seinen Mentor verehrt, und dessen Büchlein wie ein Brevier oder Talisman am Busen trägt [XXVII, 167]; wie bescheiden ist die Schlußbemerkung: „ein jeder Mensch sey nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten, und dieses gelte vorzüglich von Reisenden und Reiseberichten. Er sieht mithin sich selbst nur als Supplement an, und will seinem Vorgänger freundlich begegnen [XXVIII, 284], wie er selbst auch nur ein Vorfahr ist von Künftigen und Andern, im Leben wie auf der Reise." [XXVIII, 125.]

Aber so ist es! Kaum daß man anfängt einen Mann für groß, für außerordentlich zu ahnden, gleich soll er auch ein Gott seyn und gar nichts Menschliches an sich haben; und wird man hinterher mit Bedauern den Schaden Joseph's gewahr, den Augenblick ist es aus mit dem Respect und er gilt jetzt dieser fehlgeschlagenen Erwartung wegen noch weniger als vorher.

Verehrung und Liebe wollen durchaus absolut seyn.

In dieser Preisbestimmung und Würderung des Menschen ist keine Nation so heikel als die deutsche, und die empfindlichste Goldwage des jüdischesten Wardeins muß gegen ihre Talent- und Seelenwage zurückstehen. Letztere zumal scheinen sie ganz in der Art zu handhaben, wie die Mönche des Mittelalters die Sündenwage der Laien, die an die Stelle der ägyptischen Psychostasie trat und — durch ein eignes Manöver — sehr lucrativ für die Handhaber ausfiel.

Auch nach dem Tode hat ein solcher Geist nicht Ruhe, man nimmt ihn noch wegen Ansichten die er vor 50 Jahren geäußert, in Anspruch, als wäre es ein Verbrechen, anderer Meinung zu seyn, als ein Herr von Strombeck, als ein Niebuhr und Andere nicht einmal genannte, die Goethen blos darum gelegentlich anführen um ihm noch etwas anhängen zu können. Nicht wie die religiösen Heiden zu einem Grabhügel für den Todten, sondern nach dem Geist, nach der Seele des Verstorbenen werfen die Deutschen — Steine!

Ein Mann wie Niebuhr, und Critiker „ganz eigner Art, der den ganz besondern Sinn hat das Falsche zu entdecken, wenn ihm das Wahre selbst noch nicht bekannt ist" [Z. Nr. 769], hätte zu keiner Zeit, er mochte Goethen persönlich kennen oder nicht, nur eingedenk seiner eigenen, oben bereits in der Einleitung angeführten Sentenz, ihm alle Kunstkenntniß und Kunstbeurtheilung absprechen, nicht seinen Character verdächtigen, ihn nicht der Kälte zeihen, noch diese dem Einflusse des daran ganz unschuldigen Weimarischen Hoflebens zuschreiben sollen, nach einem wahrhaft democratischen Räsonnement bei übrigens höchst aristocratischer Gesinnung. (*) Und warum überhaupt? aus welchen Gründen? Weil Goethe nicht dieselben Natur- und Kunstgegenstände sah und lobte wie Niebuhr, der von Nazarenischem Einfluß seines Umgangs nicht frei seyn mochte; dagegen Anderes rühmte was dieser nicht will gelten lassen, nach deutscher Art und Sitte:

(*) „Aristocratisch gesinnt ist mancher Gelehrte: denn gleich ist's
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht."
Xenien.

„Was der Eine will bereiten
Einem Andern will's nicht gelten.“ [III, 277.]

So verübelt er ihm auch die Verehrung des Palladio, dem doch G. den „Weg in alle Kunst und Leben“ verdankte.

Wenn nun dergleichen am grünen Holz geschieht, was soll man erst vom dürren erwarten? Und so ist die Inschutznahme jenes Hofes, bei dem Anzeiger dieser Schrift im Morgenblatt, nur ein freundliches Aushänge-Schild um desto perfider dem Character Goethe's die vermeinte Kälte aufzubürden. Was für frostige Leute die nur seyn müssen, die nur immer über G's. Kälte klagen, als hätte er mit aller Welt Brüderschaft trinkend sie ans Herz drücken und ausrufen sollen: „Seyd umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt.“ Aber solcher über „deutsche Reflexion abgezogener Enthusiasmus“ ist recht für die jungen Deutschen, zumal wenn französischer Champagner draufgesetzt wird. Das ist aber ganz in der Art dieses Zoilo-Thersites, für den sich leider kein Ulysses finden will, noch ein Publikum das eine gleich verdiente Abfertigung des schmähsüchtigen Schwätzers für ebenso recht und wohlangebracht erklärte als jene ein griechisches.

Wie schlecht nimmt sich jenes präfracte Endurtheil Niebuhr's gegen das besonnene, aufrichtiger Verehrung und Liebe reichlichvolle Encomium aus, das Goethe ihm in den Briefen an Zelter [Nr. 769, S. 115 — 118; it. 770, S. 120] für alle Zeiten ausstellt, das neben der reinsten Würdigung seiner Verdienste auch das schönste Zeugniß von G's. Character und Herzen ablegt!

So hätte denn G. doch recht, wenn es ihm vorkam, als wenn selbst gute und vorzügliche Menschen, an gewissen Tagen, unter gewissen Umständen, **Nichts zu taugen** verdammt wären! [Z. Nr. 571.]

Wie viele von G's. sogenannten und dafür geltenden Freunden haben sich auf ewig unabbittbar durch solche Urtheile an ihm versündigt. Was soll man von denen sagen, die, ohne ihn weder persönlich noch aus dem Studium seiner Schriften zu kennen, ihm gleich mit dem blindesten Haß im Leben begegnen, wie ein **Börne**, mit der niederträchtigsten Verläumdung (*) nach dem Tode verfolgen, wie ein **Menzel**, ein **Gutzkow** und Compagnie!

Nichts als:

„Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich **Lumpe** wären."

d. Parteilichkeit wider.

Der Mensch kann nicht leicht unparteiisch seyn; denn indem die Natur jedem, außer den allgemeinen Gaben, auch noch besondere verschiedene Triebe und Neigungen zugetheilt hat, so wird er, wenn er sich diesen gemäß für etwas bestimmt, sich dafür interessirt, gegen ein anderes antheillos,

(*) Oder ist es etwa nicht niederträchtige Verläumdung, wenn Menzel ihn als einen **Heliogabal** schildert, und Gutzkow ihm nachsagt: G. habe **gegen das Licht** geschrieben und niemals die **Sonne** sich **aufs Herz** scheinen lassen? — Das hört und lies't die edle deutsche Nation ohne die geringste Entrüstung über eine solche Frechheit, offenbare Lügen ihr aufheften zu wollen. Sollte sie denn es nicht wissen, daß es nur Lügen seyn können? Es ist seltsam, sich auf der einen Seite soviel **mit ihm**, und auf der andern sowenig **von ihm** zu wissen!

ja entgegengesetzt, also für oder wider parteiisch erweisen.

Es ist sonderbar, daß die Menschen einander das vorwerfen, was ein jeder doch nicht umhin kann respective selbst zu seyn, und so einander quaestionem status machen, ja die Existenz aufheben.

Unter allen Menschen ist jedoch der Dichter am wenigsten parteiisch [VI, 102]: denn indem er die Verschiedenheit der Charactere als gegeben anerkennt, und jeden in seiner eignen Art und Weise redend und handelnd einführt, läßt er schon eo ipso andere Arten zu seyn, zu empfinden, zu denken gelten, ohne sich für oder gegen eine derselben zu erklären, im Gegentheil sie wo möglich zu vermitteln suchend. [XXX, 275 f.] Diese beinahe platt erscheinende Bemerkung ist jedoch nicht überflüssig, da noch viele Critiker fortfahren, den Dichter wegen der von ihm dargestellten Charactere verantwortlich zu machen, und deren Handlungsweise, da er sie doch nur theoretisch kennt, als seine eigene Praktik zu verdächtigen.

Und so ließ G. nicht nur als Dichter und Schriftsteller, auch als Mensch im Leben überhaupt vieles gelten, wogegen sich Andere mit entschiedener Abneigung, ja mit bitterem Tadel erwiesen.

Man hat ihm dies oft als Schwäche, als Absichtlichkeit, als Interesse und Selbstsucht anrechnen wollen; es folgt aber einmal aus seiner poetischen Natur, sodann aus seinem menschenfreundlichen Character, aus der allgemeinen Menschenliebe, wovon die poetische nur die praktisch-productive ist.

Indeß mußte es ihm im Conflikt des wirklichen Lebens nothwendig begegnen, daß leidenschaftliche Uebereilung ihn

einseitig für oder gegen etwas bestimmte, das er in ruhigen Augenblicken unbetheiligter anzusehen vermochte. (*) Nähere Kenntniß der Sache, oder der Person, auch die Länge der Zeit brachten ihn auf andere Gedanken, und ein präfractes, einfürallemal abgemachtes Urtheil war niemals sein Fehler. Selbst bei erklärtem und ausgesprochenem Haß gegen Personen und Handlungen wußte er immer noch das Gute, Läßliche, Nothwendige daran zu erkennen und unbefangen hervorzukehren.

So behandelte er seine literarischen Gegner und Widersacher im Leben immer noch mit der Achtung die ihnen als Menschen von Talent und Kenntnissen gebührten, und befehdete nur ihren schlechten und thörigten Gebrauch den sie davon machten, und zwar meistens mit so ironischer Persifflage, daß sie mehr lächerlich als hassenswerth erschienen.

Die allerneckischsten Gleichnisse kamen dabei zum Vorschein, aber überaus treffend und so, daß sie, skizzirt, die lustigsten Spottbilder hätten abgeben können, ohne deswegen Carricaturen zu seyn.

Den gründlichsten und daher auch ausgesprochensten Haß hatte G. nur gegen zwei: Kotzebue und Böttiger. (**) Die Ursachen gegen den ersteren liegen der Welt documentirt vor Augen.

Wer sich öffentlich so feindselig gegen G. betrug, wie Kotzebue und sein Spießgesell Merckel, sowohl im Betreff

(*) „Leichtsinnige leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte." [XLIX, 67.]

(**) „Die gründlichsten Schufte die Gott erschuf." X. in C. I, I, S. 135.

der Leistungen G's. als seines Characters, kann auf keine Freundschaft und Zuneigung des Beschadeten rechnen. Indeß wußte G., dem das Unversöhnliche absurd vorkam [Z. Nr. 826; II, 255; IV, 346; V, 119], immer noch das Talent von dem Betragen zu unterscheiden, und indem er jenes schätzte und öffentlich anerkannte, das andere in heitern Parabeln und Allegorien für sich und seine Freunde zu kurzweiliger Unterhaltung hinzustellen. [A. in Q. I, I, S. 136. II, II, S. 652.]

Anfangs stand Kotzebue in gutem Vernehmen mit G. Zu der Zeit wo dieser seine Schwester liebte, war er noch Knabe, der in G's. Garten spielte, Sprenkel stellte und noch mancher anderen Knabenlust sich erfreute, welche ein Mann wie G., der an den unschuldigen Vergnügungen der Jugend väterlichen Antheil nahm und ihnen Vorschub gewährte, ebenso mannigfaltig wie sinnig darbieten konnte. Pflegte er doch bereits im höheren Alter seinen Enkeln und ihren Spielgesellen im Frühjahr den Spaß des Haseneiersuchens in seinem Garten zu gewähren, wie er ihn schon in den ersten Jahren seines Hierseyns andern Kindern gewährt hatte.

Den ersten Anlaß zur Störung dieses freundlichen Verhältnisses kann nur Kotzebue gegeben haben, durch seine eitle, neidische und schadenfrohe Natur, in der es lag alles Höhere anzufeinden und durch Witz und Satyre dem großen Haufen zum Gelächter zu geben. Wie er es mit Kant, Gall und anderen gemacht hatte, wissenschaftliche Probleme dem bloßen Menschenverstande eines großen Publikums preiszugeben, so war er auch den neuesten Bestrebungen in Poesie und Kunst, welche durch die Schlegel, Tieck und Andere eingeleitet wurden, feindlich entgegengetreten, und hatte sich nament-

lich an den beiden Brüdern mehr als satyrisch ergangen. Diese schenkten ihm Nichts, und so war, da es auf beiden Seiten nicht an Parteigängern fehlte, ein Literaturkampf eingeleitet, der, da er sich auf das Theater zu ziehen drohte, auch G. nicht unberührt lassen konnte, und einen nothwendigen und entschiedenen Bruch mit Kotzebue zur Folge hatte.

Wie alles dieß zugegangen, und wie G. als Theatervorstand sich dabei benommen, erzählt er selbst mit soviel Aufrichtigkeit als Anmuth in den Tags- und Jahresheften unter dem Jahr 1802 [Bd. XXXI, S. 122 — 129; it. A. in Q. II, II, 652.]

In G's. Verhältniß zu Kotzebue verschlingt sich auch das gegen Böttiger, als jenes Anhänger und Parteinehmer; doch hat es noch eigene und frühere Anläße, die in dem zweideutigen zwischenträgerischen Character dieses Mannes liegen.

Auch gegen ihn war G., seiner menschenliebenden Natur nach, anfangs freundlich, sogar wohlgesinnt und zuvorkommend, wie Böttiger's eigner Sohn (*) gesteht. Er machte ihm ein Münzwerk, das jener nur zu sehen wünschte, gleich zum Geschenk. Böttiger besorgte manches Buchhändlerische Geschäft für ihn, wogegen ihm G. seinen Hermann und Dorothea zuerst vorlas. Auf G's. Aufforderung schrieb Böttiger die Entwickelung des Ifflandischen Spiels 1796, obschon mit schlechtverhehltem bösen Willen gegen Schiller, wie er denn auch als Mitarbeiter an den Horen

(*) S. Carl August Böttiger, eine biographische Skizze, von dessen Sohn: S. 29 f.

Aufsätze liefern sollte, und überhaupt von G. und Schillern in vielen Fällen zu Rathe gezogen wurde. [Schill. Nr. 236, 237, 361; it. 414, 417.]

Ganz falsch aber ist die Ansicht, als hätte G. deswegen Abneigung und Haß auf Böttiger geworfen, weil dieser kein unbedingter Lobredner und Anbeter G's. zu werden vermocht hätte; weil er sich an Herder angeschlossen; weil er nicht einer Partei allein huldigen wollen; weil er sogar mit Kotzebue in persönlichem Verkehr und Briefwechsel gestanden. Hier sind ganz verschiedene Dinge in Eins geworfen und sollen per saturam durchgefochten werden. G. verlangte gar keine Lobredner, noch weniger Anbeter; er verlangte nur aufrichtige, nicht heuchlerische, vielmehr belehrende Theilnahme [V, 72.] Er konnte viel Wahrheit ertragen [Schill. an Humboldt Nr. XIV, 163] und lernte von seinen Feinden. [II, 262.] Er war nicht gegen Herder, sondern Herder gegen ihn, der mit Goethe Nichts zu thun haben wollte [Knebel's liter. Nachl. II, S. 328]; wehrte aber deswegen nicht seinem Hausfreunde Meyer mit Herder umzugehen; wie er auch Zeltern es nicht verargte, daß er Link gewogen war, obschon dieser sich gegen G. in der Art deutscher Gelehrten benommen hatte. [Z. Nr. 571, S. 428 f.]

Nicht einer Partei allein huldigen wollen, heißt neutral seyn; aber Böttiger war nicht neutral, sondern trug beiden Parteien zu und ab. Der Verkehr und Briefwechsel mit Kotzebue hätte ihm nicht geschadet: denn sogut wie G. Meyern nicht entgegen war, daß er bis an das Ende seines Lebens mit Böttiger in literarischem Briefwechsel stand, so hätte er Nichts gegen Böttiger's Correspondenz mit

Kotzebue gehabt, wenn sie sich nicht weiter als auf das ertendirt hätte, was eben nur zur Sache gehörte. Wie redlich nimmt sich in gleichem Falle Forster, der Freund Jacobi's, zu der Zeit wie dieser mit G. gespannt war. Böttiger hingegen will es mit keinem von Beiden verderben, und verdirbt es gerade dadurch auf das entschiedenste mit Beiden.

Niemand kann zweien Herren dienen. Wer es wahrhaft gut und redlich mit G. meinte, konnte nicht derselbe aufrichtige Freund des ganz entgegengesetzten Kotzebue seyn, und umgekehrt. Böttiger, als großer Alterthumskenner, konnte wissen, daß man auch einem bisherigen Freunde die Freundschaft aufsage, wenn er sich feindselig gegen uns benimmt, und unserm Interesse entschieden zuwiderhandelt.

Aber Böttiger's Characterlosigkeit geht so weit, daß er auch keine Ahndung von der Unredlichkeit seiner Handlungsweise hat, die man bald näher kennen lernen wird, sondern alles Unheil, was daraus resultirt, nicht sich, sondern seinen vermeinten Gegnern beimißt.

Wißbegierde und Wissen, wenn sie sich mit Eitelkeit und Gefallsucht paaren, haben schon Viele verdorben. Sie können dann nicht absichtlos, nicht wahrhaft gründlich, nicht innerlich bildend seyn, weil sie sich um äußere Zwecke bewegen. Dieß war bei Böttiger der Fall. Allerdings forderte die Zeit, die auf Universalität der Bildung ausging, auch ein universelles Wissen: — um Etwas zu wissen, müßte man eigentlich Alles wissen; — aber es ist ein Anderes ob es als Grundlage theoretischer wie praktischer Vorschritte, oder blos zur Ostentation dienen soll, in welchem Falle der Schein statt des Wesens genügend, dem Inhaber nur mit

dem Wahne schmeichelt, er habe auch ein sachverständiges Urtheil, weil er ein historisches habe.

Böttiger's allgemein bekannte und anerkannte Polyhistorie wurde jedoch erstens weniger aus einer stetigen Lectüre und ernstem Studium von ganzen Büchern und Werken, als zunächst aus der Besichtigung reichhaltiger Indices und Register geschöpft, sodaß F. A. Wolf von ihm zu sagen pflegte: „er schlage alle Bücher nur auf den Schwanz, und lerne einen Autor blos von hinten kennen.“ Sein eigner Sohn bestätigt diese Bemerkung durch das Geständniß: „Böttiger habe nach einigen glücklichen Griffen in ein Buch bald das Wichtigste herausgefunden;“ also wie ein literarischer Visitator mit seinem Fachstabe den Inhalt des neuen Meßgutes ermessen! Sodann erwuchs sie aus einer weitläuftigen literarischen und amicalen Correspondenz, die ihm außer wissenschaftlichen und politischen Neuigkeiten, auch gesellschaftlichen Klatsch genug zuführte, den er gehörig so schriftlich als mündlich zu verschleißen und umzutauschen wußte. Dieses setzte ihn in den Stand einer nicht nur literarischen Allwissenheit, sondern auch einer geselligen Allgegenwart in allen gelehrten und ungelehrten Zeitschriften, Cotterien, Kaffee- und Theezirkeln, und in beiden Beziehungen verdient er den Namen Ubique, (*) den ihm auch seine philologischen Glaubensgenossen früher ertheilt hatten, indem sie ihn den Cuculus Vinariensis nannten, (**) da er sich wie der Kukuk überall mit seinem Namen vernehmen ließ.

(*) S. Schill. Brfw. Nr. 482, S. 255; u. Nr. 559, S. 15; u. Nr. 561, S. 20.

(**) G. Schneider, Vorrede zum Theophrast.

Um immer etwas Neues zu wissen und seinen Lesern in zwei, ja drei Journalen: Merkur, Modejournal und London und Paris, außerdem in Privatbriefen aufzutischen, mochte er in der Wahl der Mittel nicht allzudelicat und gewissenhaft verfahren; wie er denn seine Zudringlichkeit wohl erkennend, sie nicht anders als mit seiner „Philomathie und Wißbegierde" zu entschuldigen vermag: einer Leidenschaft, die ihn auch wohl zu manchem kühneren Schritt eines Bibliomanen hätte verleiten können, ja wirklich verleitete.

Soviel ist ausgemacht, daß er Geheimniß nicht schonte. Er verrieth G's. Aufsatz über den Laokoon an Hirt [Schill. Nr. 407, 411], wie er früher bereits — was aber jetzt erst an den Tag kommt — G's. Vertrauen, der ihm die letzte Revision seines Hermann und Dorothea im Druck übertragen hatte, heimlich mißbrauchte, indem er die Aushängebogen, wie sie ihm zukamen, an Johannes von Müller „zu etwaigem (!) Vergnügen" mittheilte; (*) ungeachtet ihm sein eigenes Gefühl hätte sagen können, wie verdrießlich schon die zufällige Vereitelung einer Ueberraschung überhaupt, diese muthwillig-unredliche aber G'n. bei seiner Liebe zum Geheimniß vollends verhaßt seyn müsse.

Er suchte ferner auch nicht auf offenem geraden Wege zu Ansicht und Gebrauch von Kunstwerken oder handschriftlichen Neuigkeiten zu gelangen. Denn als G. die Mittheilung einer (ihm von der Fürstin Gallitzin im ehrenvollsten Vertrauen zur Aufbewahrung übergebenen) kostbaren Gem-

(*) Siehe in den Briefen an Johann von Müller 1. Band, Böttiger's Briefe Nr. 10, S. 266; it. Nr. 13, S. 269; it. Nr. 7, S. 254.

mensammlung, so aus natürlicher wie pflichtmäßiger Discretion ablehnte, gedachte B. durch versuchte Bestechung des Dieners seinen Zweck zu erreichen. Sie scheiterte jedoch an der Gewissenhaftigkeit und Treue des redlichen Mannes. G. überging zwar den Vorfall, der ihm nicht verborgen bleiben konnte, mit Stillschweigen; die Zeit aber, diese wahrhafte Nemesis, sollte nach mehr als dreißig Jahren die Sache ans Licht bringen, in dem Augenblick wo die verläumderischen Nachreden Böttiger's der Welt zur schadenfrohen Ergötzung dienten.

Ein Aufsatz (*) „von einem Freunde der Wahrheit" verräth, nach Beseitigung anderer ehrenrühriger Lügen, die obenerwähnte Machination B's. auf eine Weise, die mit dem was ich darüber aus Goethe's Munde vernommen habe, völlig übereinstimmt.

Desto besser gelang ihm ein ähnliches Manöver mit Wallenstein's Lager. Noch vor dem Druck dieses Stücks, kaum nach dreimaliger Vorstellung desselben auf dem Weimarischen Theater, war es bereits in Copenhagen in einem Privathause zur Feier eines Familienfestes aufgeführt worden. (**) Schiller, durch die Nachricht nicht wenig überrascht, vermuthete doch gleich, daß Böttiger seine Hände dabei im Spiele gehabt haben könne, und G's. Untersuchung mochte die Sache für Beide zur stillen Ueberzeugung bringen. [Schill. Nr. 559, 561, 562.]

(*) S. Weißenseer allgemeines Unterhaltungsblatt von 1838 Nr. 27. Der Verf. ist eben jener treue Diener.

(**) Vrgl. Morgenblatt von 1822 Nr. 224, S. 895.

Nun aber, nach vierzig Jahren, kommt jener literarischen Mitschuldigen lächerliche Erklärung: man habe aus einzelnen Stellen, welche durch verschiedene Correspondenten nach Copenhagen gelangt, das Ganze wieder zusammengesetzt, mit der elenden Ausflucht, es auch nicht öffentlich, sondern in einem Privathause aufgeführt zu haben, vollständig ans Tageslicht, durch Bekanntwerdung eines integrirenden Briefes von Goethe an den Hofkammerrath Kirms(*), aus welchem hervorgeht, daß außer B. auch wohl eine berühmte reisende Dichterin bei dem Handel betheiligt gewesen.

So ist denn auch hierdurch der Schalksknecht entlarvt, und G's. unversöhnlicher Haß gegen ihn hinlänglich, vor ehrlichen Leuten wenigstens, gerechtfertigt. „Man kann alles versöhnen, sagt Jesus Sirach — ausgenommen die Schmach, Verachtung, Offenbarung der Heimlichkeit und böse Tücke, solche Stücke verjagen den Freund."

Wie er es also mit G. und Schiller verdarb, so zuletzt doch auch mit Herder und Wieland, deren Galopin und mithin Schützling er so lange gewesen war.

Doch nicht allein diese Untreue und Klatschhaftigkeit machten ihn G'n. verhaßt, auch die mehr als katzenartige Eigenheit, im Schmeicheln mit der Sammtpfote, zugleich die Krallen fühlen zu lassen.

Er konnte weder Personen noch Sachen loben, ohne beiden zugleich etwas zu versetzen und anzuhängen, indem er nach deutscher Art und Sitte neben dem Guten auch

---

(*) S. G's. Briefe in den Jahren 1768 bis 1832, herausg. von H. Döring. Leipzig 1839, Nr. 394, S. 163 a.

etwas seiner Meinung nach Schlimmes zu erwähnen, oder, wie G. es ausdrückt, zu sagen:

„Der Nachbar sey brav in vielen Stücken,
Doch könne man ihm auch am Zeuge flicken."
[A. in Q. I, I, S. 135.]

für gerecht und unparteiisch hielt. Daher G. mit derbem aber passendem Witz bemerkte: „B. könne dem Publikum Nichts auftischen, ohne es, gleich den Harpyen, mit dem eigenen Unrath zu beschmutzen."

Dieses eigene bénéfice de ventre rührte theils von einer Unsicherheit seines Urtheils her, theils von dem Mangel an Character. Er hatte in vielen, zumal ästhetischen, Dingen, sowenig eigenes Urtheil als Gefühl; und um dessen nicht zu ermangeln, lauschte, ja fragte er es Andern geradezu ab: um sich aber nicht zu compromittiren, wenn jenes nicht allgemeine Sanction erhielt, ließ er sich eine Hinterthür offen, und konnte, zur Rede gestellt, sagen: er habe ja auch das Gegentheil nicht verschwiegen.

Aus Unselbstständigkeit und Gefallsucht schmeichelte er einem Jeden ins Gesicht, um hinter dem Rücken ihm eine Fratze zu schneiden.

G. begünstigte die Schlegel als junge, frisch aufstrebende, Fortschreitendes verheißende Talente, wie er dieß früher und später auch bei Andern that, und nahm sie selbst gegen Schiller's Klagen in einigen Schutz. [Schill. Nr. 482, 484.] Er wußte, daß sie ihn auch nicht schonen würden; wie denn auch 30 Jahre nachher noch A.-W. Schlegel's Dankbarkeit dem kranken Löwen eins zu versetzen suchte.

Nach seiner Characterstärke aber und dem Fonds, den er in sich fühlen mußte, machte er sich Nichts daraus und wollte ihnen lieber verzeihen, als die infame Manier der Meister in der Journalistik. [Schill. Nr. 626.] Zu gleicher Zeit hatten diese sich an Kotzebue mit „der Ehrenpforte" und der mit ihnen verbündete Tieck auch an Böttigern mit „dem gestiefelten Kater" und sonst noch im Athenäum muthwillig ergangen. [S. Schill. Nr. 625, Nr. 626.]

Dieser Umstand machte Böttigern freilich, der kein G. und auch kein Wieland war, der „Helden, Götter und Wieland" übertragen und verzeihen konnte, böses Blut und er suchte nun auf seine Weise ihnen und der neuen Schule zu schaden und sich an ihnen zu rächen. [Schill. Nr. 482, S. 255.]

Eine Gelegenheit konnte er nicht ungenutzt vorbeigehen lassen. G. und Schiller, welche dem deutschen Theater einen neuen und höheren Schwung zu geben beabsichtigten, und deshalb die theatralischen Erzeugnisse aller gebildeten Nationen zur Anschauung zu bringen suchten, um sowohl dem Geschmack als dem Urtheil des Publikums mannigfaltige Berührungspunkte darzubieten, hatten alles Mögliche gethan den Jon in Scene zu setzen, und zu einer würdigen Erscheinung zu bringen. [G's. W. Bd. XLV, 8 — 10.]

Böttiger ergriff diese Gelegenheit, nach der Aufführung desselben einen Aufsatz in das Modejournal einzurücken, der, wenn er sich in den Gränzen einer simpeln Anzeige des Inhalts und der eingeständlich gelungenen Darstellung gehalten hätte, keine Beschlagnahme durch G. würde erfahren haben. So aber enthielt er nicht nur eine Sottise gegen den

Autor, dem man statt mit freundlichem Dank mit höhnender Critik entgegenkam — obwohl dieses der ziemlich allgemein deutsche Recensententon ist, an welchem jetziger Zeit niemand etwas Arges finden wird — sondern auch gegen die Theaterdirection, die alle erdenkbare Mühe, Sorgfalt und Studium, nach dem Urtheile des Verneiners selber, angewendet hatte, um das Stück würdig erscheinen zu lassen, also einen indirecten Vorwurf ihres Mangels an Kunstgeschmack und Rücksicht auf das Publikum, aus bloßer parteiischer Gunst und Liebedienerei gegen den Autor; endlich auch einen Tadel gegen die gebildeten Zuschauer, die daran Vergnügen gefunden, ja gegen den Hof selbst, der nicht nur Erlaubniß zur Aufführung gegeben, sondern auch die nicht unbedeutenden Kosten der Ausstattung getragen, und sich beifällig (*) über das Stück geäußert hatte.

Wie läßt sich denken, daß G. eine solche Avanie hätte können vorgehen lassen, auch wenn er nicht Schauspieldirector, nicht Hofmann, nicht Freund des Autors und Selbstdichter gewesen wäre, sondern nur Goethe, der Mensch, der feinfühlende, wohlwollende, der Niemand absichtlich zu kränken im Stande war.

Wenn er also einen starken Trumpf, der Sage nach, einsetzte, um den Abdruck des Bogens zu hintertreiben, so erweist dieß weit weniger die Theaterdespotie G's., worüber eine geistliche Megäre (**) auf dem Weimarischen Topfmarkt Zeter schrie, als vielmehr die empfindungslose Wider-

(*) Z. B. die Herzogin Louise gegen Knebel's Gattin. S. dessen liter. Nachlaß Bd. II, S. 359.

(**) S. Knebel's liter. Nachlaß Bd. II, S. 328.

spenstigkeit der Herren Confratres, Autor und Verleger, die einer solchen Maßregel nicht von selbst zuvorkamen oder sie überhaupt ungedenkbar machten.

Ein so zweideutiger achseltragender tückischer Character konnte sich neben Männern, wie die vier genannten, nicht lange halten; sie durchschauten ihn bald, sie mußten bald hinter seine Schliche kommen, und nun war er beseitigt. Verrätherei liebt man wohl allenfalls, wenn sie nützen kann, aber nicht den Verräther.

Und so war es ein Glück für Böttigern, daß, nachdem er, in seinem Absehn auf Dresden und gleichzeitigem Schielen nach Berlin, „auf dem Glatteise des Lebens hatte balanciren müssen, welches Schiller den Doppelsinn des Lebens nenne," — wie er dieß ins Geheim seinem Freund und Gönner Johannes von Müller (*) beichtet, und dabei noch so unverschämt-naiv ist, sich auf dessen Vorgang und Beispiel zu berufen und darin seine Rechtfertigung zu finden — es war ein Glück für ihn, daß er Weimar 1804 „in Frieden, ja mit Ehren" verließ. Er konnte nun seinen zur anderen Natur gewordenen Tik gegen G. und Schiller gelegentlich auslassen, ohne daß man genöthigt gewesen wäre, persönlich mit ihm zusammenzutreffen, und unmittelbar von ihm zu leiden.

Seit der Zeit erscheint er in G's. und Schiller's Gespräch nur wie ein Theophrastischer oder Bryère'scher Character, als eine deutsche literärische Maske; wie er denn auch mit parasitischen Pausbacken und kleinen Schmunzel-

---

(*) S. Brief Nr. 46, S. 383 unter den Briefen an Johann von Müller (Supplement zu dessen sämmtl. Werken) Erster Band.

Augen einem Quaquero des römischen Carnevals ähnelte: und wenn das Volk sich auf einen Eulenspiegel, einen Reineke Fuchs, als ein Exempelbuch von Arglist und Tücke berufen mag, so fehlt es nun auch der gelehrten Welt nicht an einer allegorisch-symbolischen Figur, mit deren Namen sie alle verdächtige journalistisch-literarische Manipulation bezeichnen kann und hoffentlich noch lange können wird, da solche Naturen immer wieder geboren und erzogen werden.

G. wenigstens ließ sich nur in heiteren Vergleichungen und Parabeln über ihn aus [XIII, 113 u. f.]; und versparte die Bekanntmachung derberer Abfertigungen bis nach seinem Ableben. [A. in O. I, 135.]

Das Alles hat nun freilich Nichts zu sagen noch zu bedeuten. Wie es Böttigern an seiner amtlichen und bürgerlichen Renomée keinen Eintrag that, und sogar die Impietät(*) seines literarischen Nachlasses weder Rüge noch Ahndung, vielmehr Anerkennung und Belohnung fand; so wird es auch in der Folge seyn:

„Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben" rc.

Reineke Fuchs.

Nec magis id nunc est neque erit mox quam fuit ante;

Lucret.

Sey in Deutschland Einer nur gelehrt; von Character und Betragen mag er übrigens seyn wie er wolle, er findet

(*) „Ueber den Ort, wo man gewöhnlich sich aufhält, wird Niemand wagen etwas zu schreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede seyn; ebenso geht es mit allem was uns noch einigermaßen nah ist, man fühlt erst, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes mäßigstes Urtheil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte." G. an Schiller Nr. 346, S. 188 f.

seine Anhänger und Belober, denen „vor Allem seine **treffliche Persönlichkeit** und dann die Lebhaftigkeit und Elasticität des Geistes, wodurch er zur richtigen Auffassung und ansprechendsten Behandlung der verschiedenartigsten Gegenstände geschickt gewesen, unbestritten bleibt.“ (*)

Was wollen wir weiter Zeugniß?

So ist der Mann denn auch ein Probierstein in seiner Art, und wer ihn zu seinem Socius macht, den erkennt man daraus wieder.

e. Neidsucht.

Auch den gewöhnlichen, von Hesiodus Zeiten an zum Sprüchwort gewordenen, Künstlerneid hat man G'n. vorgeworfen, und hört ihn wohl noch nachsagen; aber:

„Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich Niemand betroffen;“
[II, 256.]

konnte G. mit vollem Rechte von sich rühmen: denn sein Leben wie seine Schriften beweisen es gegen alle Zweifel und Einwendungen.

Wie er in früher Jugend seine Lebensgenossen, Lenz, Klinger und Andere nicht beneidete, sondern ihr Talent anerkennend es förderte; wie er Schiller's wachsenden, ihn überstrahlenden Ruhm nicht mit mißgünstigen Augen ansah, sondern ihm freiwillig Stoffe abtrat oder verschaffte; wie er

(*) S. Briefe an Johann von Müller (Supplement zu dessen sämmtlichen Werken) Erster Band. Schaffhausen 1839. Vorwort des Herausgebers S. XXII.

den Schlegel's und Tiecken Verdienste zuerkannte, letztern noch spät als Freund und Secundanten begrüßte [A. in Q. I, 138b], Wernern, Oehlenschlägern, Kleist, Arnim, Brentano ihre Talente nicht ableugnete, wenn sie auch auf falschen Wegen suchten, was auf diesen nicht zu erreichen ist [Z. Nr. 128]; wie er den neueren und neuesten Dichtern nicht nur Gerechtigkeit widerfahren ließ sondern Lob und Preis die Fülle, wovon sein Urtheil über Platen, über Rückert das schönste Zeugniß giebt: so verblieb er in dieser Anerkennung fremden Verdienstes, großen wie kleinen, bis an das Ende seines Lebens, obschon man ihm diese Theilnahme verargte und als Schwäche und Protection des Mittelmäßigen auslegte.

Welchen schönen Gegensatz bildete er schon durch diesen Characterzug mit Herdern, der durch diese Neid-Schwäche [Schill. Nr. 165, S. 46; it. Nr. 347, S. 195] und an dieser vielleicht mit zu Grunde ging. [Z. Nr. 269, S. 237.]

Ich habe G. in so vielen Fällen beobachten können, worin Andere sich dieser Untugend nicht würden enthalten haben, wo Er hingegen mit zuvorkommender unbefangener Anerkennung das fremde Verdienst aufnahm und ihm alle die Achtung bezeigte, die ihm gebührte.

Aus seinen Schriften, Wahrheit und Dichtung, aus seinen Lebensbekenntnissen, Briefen, überall entnimmt man diese Gesinnung. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen — wie Italien ihm darbot — Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden ist das seligste aller Gefühle.“ [XXVII, 70.] Sie spricht sich aus in den Briefen an Schiller: „Wie sehr freut man sich,

wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann, und wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach ebenden Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserm Maße und in unserm Kreise selbst verfahren." [Schill. Nr. 132.]

Desgleichen wenn er sagt:

„Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst erkennen."
[II, 262; u. Morphol. I. Bd. 4 Hft. S. 360.]

Nicht ganz so neidlos möchte ihn Schiller angesehen haben, wie schon aus dessen einziger Bemerkung erhellt, „daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe." [Schill. Nr. 178, S. 78.]

Eine solche Reflexion macht man nicht, ohne von jener Empfindung etwas gespürt zu haben, mit dem gleichzeitigen oder nachherigen Versuch sich durch einen Salto mortale ins gerade Gegentheil zu retten.

Uebrigens, da der Gedanke schon in Don Carlo's [Bd. V, S. 13] Worten ausgedrückt erscheint, wenn dieser „von dem Schmerz sich durch Posa's Geist erdrückt zu sehen, sich endlich kühn entschließt ihn gränzenlos zu lieben;" so gehört er umsomehr einer Herzenserfahrung des Dichters an, und bestätigt nur was vorhin angedeutet worden.

Doch scheint er von dieser Freiheit oder dieser Liebe nicht allen Gebrauch gemacht zu haben, indem er sich noch etwas als sein vorbehält — so „ein deutsches Peculium oder für sich" [Z. Nr. 624; coll. XLIX, 61] — „das Goethe nie erreichen könne." [Schill. an W. v. Humboldt Nr. 50, S. 629 ff.]

Wie anders klingt es dagegen bei Goethe:

„Seh' ich an Andern große Eigenschaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen;
Geht's nicht, so thu' ich was anders dagegen."
[II, 256.]

Das heißt „Ich neide Nichts, ich laß es gehn und kann mich immer Manchem gleich erhalten" [IV, 316]: denn das Größte will man nicht erreichen. [II, 308.]

So läßt er gelten was er nicht erreichen kann, freut sich dessen was er zu thun nicht im Stande wäre: wie denn doch am Ende jeder tüchtige Mensch verfahren müsse, um selbst etwas zu seyn, um nach seiner Weise zu wirken, was auch Dilettanterei und damit nothwendig verknüpftes Nivelliren im Laufe des Tages verderben oder hindern möge. Am Ende stelle sich alles her, wenn derjenige, welcher weiß was er will und kann, in seinem Thun und Wirken unablässig beharre. [Z. Nr. 485, S. 133.]

Daher mag er auch kein Anderer seyn, wenn er auch das nicht wäre, was er ist [XLVII, 254]: denn Jeder sey doch auch ein Mensch, der wenn er sich gewahre, finden müsse, daß die Natur Nichts an ihm gespart habe, daß er manche Lust und Pein als Er und Eigen trage [II, 302]; und Er habe bedacht was Natur, für ihn beflissen, zu seinem Eigen machte. [V, 105.]

f. Bequemlichkeit.

Unter andern über G. im Schwange gehenden Traditionen ist auch eine, die von der Stadt worin er, nach der

Versicherung eines seiner angeblichen Freunde und Verehrer, bereits mythisch zu werden anfangen soll, ausgehen mag — wie denn immer Klatsch und Verläumdung aus eines Propheten Vaterlande oder Aufenthalte zunächst entspringt [Z. Nr. 682, S. 296] — daß er „**ungeheuer** bequem" gewesen. Dieser Behauptung, etwas studentenhaft ausgedrückt, kann aber nichts weiter zu Grunde liegen, als der Ausdruck bequem selber, dessen sich G., nicht immer in einerlei Sinne, häufiger bedient als andere ihm zuzugeben geneigt sind.

Hat irgend ein Mensch sich Leben und Studien sauer und unbequem-gemacht, so ist es G. Oder wäre das etwa bequem, überall selbst sich hinzubegeben und mit eigenen Augen und Händen sich von den Gegenständen seiner Wiß- und Lernbegierde zu unterrichten, anstatt sich davon referiren zu lassen, oder aus Beschreibungen, mündlichen und gedruckten, aus zugeschickten oder zugebrachten Natur- und Kunstexemplaren sich seine Weisheit zusammenzulesen, nicht aber sie sich zusammenzuforschen, zusammenzudenken? Was kösteten Goethen nur seine mineralogischen Studien für Schweiß und Mühe, wenn er selbst die Steine zusammenschleppte; seine osteologischen, wenn er selbst hinaus auf den Anger geht und die Schädel und Knochen sich aussucht, die ihm belehrend scheinen! Was kosteten ihm die Reise und der Aufenthalt in Italien, ohne Bedienten, für Zeit, Anstrengung und Entbehrung! und doch einzig allein aus Liebe zur Kunst und dem dringend gefühlten Bedürfniß einer weitern Ausbildung durch Welt und Menschen. Was für Anstrengung, reger Umblick gehörte dazu, um alle die Beobachtungen an Natur, Kunst und Volk zu machen, die er

wirklich gemacht und niedergeschrieben, wennauch nicht alle veröffentlicht hat! Sind die Reisen ins Feld, zur Armee, zur Belagerung etwa Vergnügungsreisen, angenehme Landpartien in lustiger joyeuser Gesellschaft?

Ferner, im eigenen Hause: eine mäßige Wohnung, mit ungleichen Zimmern und ordinären Meubeln, einfacher Schreibtisch, mit ebensolchen Repositorien, schlichte Kleidung und gewöhnliche Hausmannskost, sind das alles Zeichen einer ungeheuern Bequemlichkeit und englischen Comforts?

Da leben unsere großen Sosier, als literarische Banquiers, auf einen andern Fuß als ihre Autoren. Sie speisen die leckersten Bissen, nicht der Autor. Wie die italiänischen Köche ihre köstlichen Fritten aus dem Gehirn von allerlei Thieren zu bereiten wissen und als Entremets auftischen: so verstehen jene das kostbarste aller Gehirne, das Autorgehirn, in verschiedenen Ausgaben zugerichtet, dem Publikum zu serviren und mit dem ansehnlichen Conto ihre Beutel zu spicken [Z. Nr. 509], während der ausgenommene Schädel des todesverblichenen Autors in Gypsabgüssen oder Marmormasken über dem elegantesten Bücherschrank, der seine Intestina verschließt, nur mit hohlen oder starren Augen herabschaut, nicht einmal wie Niobe zu weinen vermögend über das Schicksal, das ihn im Leben darben [Z. Nr. 65; it. W. Bd. V, 97; XIII, 165] und nach dem Tode zu einem bloßen Monument versteinert werden ließ. [II, 243.]

Und endlich, wie stimmt mit jener ungeheuren Bequemlichkeit die öffentliche neueste wiederholte Klage und Rüge eines gänzlichen Mangels an einem Sopha? Ein Faulbett, ein Lotterbett, muß doch jeder deutsche Schrift-

steller in seinen vier Pfählen haben; ohne ein solches, wie kämen auch nur die Lotterbuben,(*) die jetzt in der Literatur das große Wort führen, zu der Bequemlichkeit sich, wie man mit modischer Phrase spricht, „rein auf's Papier zu schreiben," das heißt sich leer und das Papier voll?

Zu ihrer Beruhigung — obschon G. ihnen zu Liebe Nichts in seinem Hause geändert hätte [IV, 333; V, 127] — und zur Steuer der Wahrheit sey es indeß gesagt, daß, außer den Sopha's und Kanapee's in andern Zimmern, G. auch ein ziemlich bequemes in seinem Arbeitszimmer hatte, worauf er aber nur sitzend ausruhte, wenn er sich von dem Auf- und Abgehen beim Dictiren ermüdet fühlte; und daß es erst in spätern Jahren den für seine mannigfache Thätigkeit nöthigern Pulten und Schubfächern weichen mußte, da für alles zusammen das Zimmer zu klein war. Ein eigens geformter hölzerner Armstuhl, mit rautenförmigem Sitzpolster von seiner Erfindung, vertrat nun die Stelle eines Ruhsessels, dessen Lehne in den allerletzten Jahren ganz einfach und ohne Umstände durch ein angefügtes Brettchen erhöht wurde, um einem zwischen Haupt und Lehne einzuschiebendem Schlummerkissen zum Rückhalt zu dienen.

Von Frauen ihm verehrte gestickte Arm- oder Flachkissen, auf die er, am Tisch sitzend, beim Lesen oder Zuhören die Arme legte, — wobei der schöne Greis wie weiland Hans Sachs in der anmuthigen Dichtung von Adam

(*) So übersetzt Luther (Apostelgeschichte Cap. 17, Vers 18) das ausdrucksvolle σπερμολόγος, das ganz unsere Tageblättler, Tabletten-krämer und literarischen Klaubaufe characterisirt.

Puschmann sich ausnahm — waren das einzige, was nach einiger Bequemlichkeit aussah; doch erzeigte er durch den Gebrauch derselben mehr den Geberinnen eine Ehre und Freude, als daß er dergleichen als eines besondern Comforts bedurft hätte.

Uebrigens würde G., hätte er auch in einem Pallast wohnen können, und einen Marmorsaal oder ein Purpurzimmer zur Disposition gehabt, sich in irgend ein Eckchen zurückgezogen haben, nicht anders als wie sein Fürst, der von dem ganzen großen Gebäude, das er von Grund aus hergestellt und mit Eleganz und Pracht ausgeschmückt hatte, nur ein kleines schlichtes Cabinet sich auswählte, und in diesem wieder nur eine Fenstertiefe mit zwischengefugter einfacher Tischplatte zu seinem Schreibpult absonderte.

Jene armseligen Vorwürfe, die nur den Erfinder und Verbreiter characterisiren, sollte und würde man kaum rügen, wenn sie sich nicht von Mund zu Munde, von Schrift zu Schrift fortpflanzten, und endlich zum unausrottbaren Credo würden, da es der Menschen Art ist, eher das Schlimmste als das Beste zu glauben; wenn es nicht ihre Schadenfreude kitzelte, vorzügliche Menschen mit Sonderbarkeiten behaftet zu denken, die sie ihnen näher rückten, ja immer mehr zu ihres Gleichen heruntersetzten.

Konnte die Autorität der vier Evangelisten nicht verhindern, daß nicht noch allerlei apocryphische Traditionen neben und hinter ihren authentischen Nachrichten herlaufen, und sich im Stillen mehr Glauben und Zustimmung zu verschaffen wissen, so ist vollends bei einem rein menschlichen Leben zu fürchten, daß neben den Zeugnissen, welche die nächsten Umgeber gewissenhaft ablegen, solche plebeje Tradi-

tionen fortwuchern, und wie Schling- und Klebekraut den einfachen Stamm der Goethischen Linde umrankend und umstrickend, die wahre, reine und schöne Gestalt derselben für alle Zeiten verhüllen und entstellen.

Sollte man vielleicht die Bequemlichkeit als unerweisbar aufgebend, eine Bequemheit wenigstens darin finden, daß G. sich des Selbstschreibens gern überhob, und sich eines Gehülfen, manchmal des ersten besten, bediente, dem er in die Feder dictiren konnte?

Was das vermeinte wenige Selbstschreiben betrifft, so hat es damit eine ganz andere als die ausgeschrieene Bewandtniß, und so auch mit dem Dictiren.

Wieviel schrieb er nicht in seiner Jugend eigenhändig, sowohl seine Gedichte, als seine Briefe, seine Tagebücher, seine Reisen; in spätern Jahren doch immer die Briefe, welche Anstand, Höflichkeit, Discretion und Privatgeheimniß durchgängig von seiner Hand ausgefertigt erheischten.

Er entschuldigt sich in jener ersten Zeit sogar gegen nahe Freunde wie Knebel, daß er einen Brief dictirt habe: „Ich verlerne das Schreiben." [d. 24. April 1784.] Nämlich unter den damaligen Beschäftigungen anderer Art.

Wieviele kleine Gedichte schrieb er nicht alle zuvor selbst — sämmtliche zahme Xenien zumal, meist auf die leere Seite von Visiten-Karten — und ließ sie nur ins Reine abschreiben. Freilich wissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen, Romane, amtliche Berichte, wenn sie keine Staatsgeheimnisse enthielten, und dergleichen pflegte er zu dictiren; doch war ein Concept oder Schema dazu meist von seiner Hand aufgesetzt, dessen Abtheilungen er nach geschehenem Dictat mit Bleistift durchstrich und hernach cassirte.

Diese Bequemlichkeit, seine Gedanken so schnell als möglich in reinlicher leserlicher Schrift fixirt zu sehen, um sie hernach als etwas Fremdes mit weniger Vorliebe zu betrachten, welches aber seine eigenen Nachtheile ebensogut wie seine Vortheile hat, wird man ihm allein doch nicht verargen wollen, wenn bereits mehr als ein Gelehrter sie angenommen hat. Schiller erkannte wohl die Vortheile, als ihm sein Wallenstein in einer fremden Handschrift entgegenkam. [Nr. 400.]

In seinem Tagebuche von 1780 giebt G. den Grund an: „Im Gehen viel gedacht. Was ich Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, kommt mir meist im Gehen, sitzend bin ich zu Nichts aufgelegt; darum, das Dictiren weiter zu treiben."(*) Ueber die Vortheile und Nachtheile dieser Gewohnheit jedoch habe ich nirgends eine Bemerkung, die mir genügte, angetroffen, und es dürfte daher nicht überflüssig seyn, soviel darüber zu sagen, als ich in meiner langen Erfahrung beobachten konnte.

Denn Oehlenschläger's Einwand gegen das Dictiren, ist von Einzel-Fällen hergenommen, in die auch G. nicht kam, weil er, was poetischer Erguß der Empfindung, der Leidenschaft und dergleichen war, schon im Stillen für sich allein concipirt und mit halben Worten zu Papier gebracht hatte, von woaus er es in nochmaligem Ueberdenken einem Vertrauten — keinem „Aufpasser und Mäkler"

(*) Ich erinnere mich, daß ich über diese seine Bemerkung mit ihm sprechend aus meiner eigenen Erfahrung hinzusetzte: gute Gedanken und Einfälle kämen mir gerade beim An- und Auskleiden, d. h. also doch bei einiger körperlicher Bewegung.

— in die Feder sagte, um es dann mit Einem Mal reinlich und in Einem Gusse vor sich zu sehen. (*)

Daß man einen Gegenstand gehörig durchgedacht und bis aufs Wort an den Fingern haben müsse, wenn man in einem gewissen Flusse und also mit Vortheil dictiren wolle, sodaß es wie eine Art von Improvisation oder Stegreifsrede sich ausnehme, fällt in die Augen. Auch dieß, daß der Styl deutlicher werden müsse, weil er fürs Gehör eingerichtet ist und die Rückblicke auf den Zusammenhang oder die Construction durchs Auge wegfallen. Insofern muß ein solcher dictando entstandener Aufsatz etwas von dem Style und Character der Alten haben, etwas das nur dem mündlichen Vortrag zugeständlich wie aus demselben erklärbar ist: also auch Anacoluthien, Inversionen und dergl. Deswegen ist der Perioden- und Satzbau der Alten so eingerichtet, daß er, auch ohne Interpunction, sich von selbst gliedert, während bei deutschen Schriftstellern oft die Interpunction erst die Art der Sätze und ihrer Verbindung kenntlich machen muß.

Dieß wäre ein Vortheil. Ein Nachtheil ist indeß auch nicht zu verkennen, sobald das Dictirte nicht wie nur erste Grundlage angesehen wird, die weiter berichtigt, ausgebaut und ausgeschmückt werden soll. Unterbleibt eine solche Revision, oder findet der Autor beim Ueberlesen sich für das einmal Dastehende gewissermaßen eingenommen — wie es Componisten manchmal bei ihren ersten hingeworfenen Gedanken ergehen soll — findet er die einstweilige Einkleidung

---

(*) So z. B. im Faust die erste Scene nach dem Walpurgisnachttraum „Trüber Tag. Feld.“ die ich eines Morgens, fast unmittelbar nach der Conception, auf sein Dictat niederschrieb.

des Gedankens hinreichend, und zu Aenderung und Auslassung sich ungeneigt: so wird ein nachheriger Leser Anstoß an manchem nehmen, manches vermissen oder anders wünschen, was er als Hörer ohne weiteres hinzunehmen geneigt gewesen wäre, weil er es nicht controliren konnte. An einer solchen, wennauch öfters nur flüchtigen, Revision ließ es G. zwar niemals ermangeln, und auffallende Hörfehler und Irrungen wurden augenblicklich verbessert und abgeändert, entweder durch ihn selbst, oder durch den der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Indeß konnte es doch auch nicht ausbleiben, daß, um nur einen Gedanken geschwind aufs Papier zu fixiren, während andere bereits herandrängten, manches nicht genügend, ja, um einstweilen darüber hinauszukommen, mit halben Worten ausgedrückt wird; daß z. B. einer Prämisse die gehörige Folge, einem Vordersatze der entsprechende Nachsatz, überhaupt die rechte Pointe fehlt. Wird nun ein solches Manuscript nicht wieder in derselben Stimmung durchgegangen und das Verfehlte oder Nichtgekommene nachgeschafft, weil entweder die Sache Eile hat, oder das Interesse daran vorüber ist; so bleiben Ungleichheiten zurück, welche der Wirkung des Ganzen schaden, und die Critik zu dem Urtheil veranlassen: der Autor habe nicht das oder nicht völlig gesagt was er gewollt oder gesollt hätte.

An Rügen dieser Art hat es nicht gefehlt und dürfte auch in der Folge, bei genauerem Durchgehen und Durchdenken der Goethischen Schriften, nicht daran fehlen. Man wird nach deutscher Art viel zu berichtigen finden, möchte man doch auch zurecht zu legen wissen, was ein Anderer sagt, aber nicht gerade trifft wie er es hätte sagen sollen. [XLIX, 56.] Warum wollte man G's. Styl und Schreib-

gewohnheit nicht halb soviel Aufmerksamkeit widmen, wie man an die eines Thucydides, Demosthenes, Sallust, Tacitus, ja an die des Apostel Paulus gewendet hat und noch wendet, um das von gemeiner Correctheit Abweichende durch alle Wort- und Satzfiguren der Grammatik und Rhetorik nicht nur als ein Natürliches, sondern auch Poetisches zu rechtfertigen, da man es mit einem Poeten zu thun hat, der auch in der Prosa noch Poet ist.

Dabei aber kommt noch ein Moment in Betrachtung, das bereits ein scharfsinniger Kunstrichter angegeben hat, und zwar ein ethisches.

Man hat G. als Geheimnißlust vorgeworfen, daß er, wenn nicht furchtsam doch behutsam durch Erfahrung gemacht, einem Gedanken, sobald er ihm mehr zu sagen oder zu verrathen schien, als ihm jetzt eben gut zu seyn dünkte, eine mildere wenigersagende Wendung zu geben suchte, oder ihn stumpf ablaufen ließ. Nicht nur in Versen war dieß der Fall, (*) auch in Prosa; oft gerade da, wo auf den Schlußsatz oder das Schlußwort alles ankam, wollte ihm das letzte eigentliche Wort nicht aus der Feder.

Dies erklärt sich nur aus der mit dem Alter zunehmenden Milde und Humanität seines Characters: er wollte Niemandem absichtlich und eigentlich weh thun, noch „um der Welt Spaß zu machen sich mit ihr überwerfen." [Z. Nr. 225, S. 181.]

(*) Z. B. in dem Gedicht „die Weisen und die Leute" [III, 116], wo in der Rede des Periander jetzt ein qui pro quo steht, das die ursprüngliche Schalkheit nicht einmal ahnden läßt. Es hat den Stachel verloren. [Z. Nr. 358, S. 164.]

Obige Bemerkung über unzulängliche Durchsicht gilt jedoch mehr von seinen späteren prosaischen Schriften als von seinen früheren, und am wenigsten von seinen poetischen. Daß diese mehrmaliges Umschreiben und mannigfaltige Ueberarbeitung, ja strenge aber glückliche Feile erfahren haben, würde sich auch für den der sie nicht so ahnden kann, wie Fr. Jacobs es bei der Iphigenie konnte, deutlich herausstellen, wenn man die ersten Concepte und deren Reinschriften mit dem letzten Druck vergleichen könnte. Bei den römischen Elegien wäre der Fall noch so möglich wie bei der Iphigenie; bei anderen aber müssen die variantenlustigen Critiker sich wohl die Hoffnung vergehen lassen, indem G. in mehrmaligen Autodafé's — seiner eigenen Aussage nach und meinem Erlebniß zufolge — die Manuscripte verbrannt, und zwar zu seinem eigenen Nutzen — „um nicht irre zu werden" (*) — aber auch zum Vortheil des Publikums, um nicht den Genuß der Speise durch Vorführung der Procedur bei ihrer Bereitung zu verleiden.

Man hat ihm also mit der Bekanntmachung der ersten Iphigenie keinen Gefallen gethan, und es ist eine schlechte Ausrede, wenn man sagt: es sey zum Besten der Jugend geschehen, damit sie daran lerne wie man etwas nach und nach besser mache. Unsere Jugend? die schon von Hause aus alles besser weiß, und der man noch obendrein das für vollendet gehaltene so heruntersetzt, daß jene erste Recension für gar nichts gelten kann! Welch' eine Verkehrtheit!

(*) „Daß es uns nicht irre macht, wollen wir's verbrennen." [IV, 318.]

Aber die Deutschen — ich könnte auch Menschen sagen, es liefe auf eins hinaus; doch, da jene dieses κατ᾽ ἐξοχὴν in Tugenden und Fehlern sind, so sage ich par excellence: die Deutschen können sich nicht mit dem Fertigen begnügen, sie möchten immer noch machen was schon gemacht ist. (*) Daher würde ihnen ein letztes eigenhändig von Homer geschriebenes und von einem Notarius publicus als seine Handschrift beglaubigtes mundum seiner Werke kein Vergnügen und keine Zufriedenheit gewähren. Sie hätten dann nicht die Wahl aus unzähligen Varianten sich einen Homer, jeder in seiner Art und nach seinem Sinne, zusammenzulesen; sondern müßten mit dem einmaligen positiven und absoluten vorlieb nehmen, der dann bald nach einmaliger Lectüre zurückgelegt seyn würde. Und so ist ihnen ein lebender Autor, an dem sie Nichts mehr ändern können noch dürfen, vollends ein leidiges lästiges Ding, das man wohlthut veralten zu lassen, um vielleicht nach hundert und mehr Jahren Verbesserungen ex ingenio daran vorzunehmen, die man einer strengeren Logik, einer feinern Aesthetik wegen wenigstens plausibel finden muß, da der Verstand Nichts über sich noch unter sich, sondern nur geradeaus vor sich hin erkennt und gelten läßt. Aber „allzuklug ist — dumm!"

(*) „Sie kennen die Art der Menschennatur, daß, wo einer etwas Tüchtiges gemacht, die Andern herbeirennen und dabei auch etwas von dem ihrigen wollen gethan haben." Hegel an Goethe den 20. Febr. 1821. S. zur Naturw. u. Morphol. Bd. I, Heft 4, S. 293.

XII. Häuslicher Zustand.

Es ist eine eigene schwierige Sache, wenn man ein Zeitalter, seine Ansichten, seine Gefühle und Gesinnungen rechtfertigen oder auch nur entschuldigen soll gegen die eines früheren oder nachfolgenden.

Jede Zeit hat ihr eigenes Recht und sollte daher von den urtheilsfähigen Ihrigen gerichtet werden, die sie verstehn, nicht aber von der folgenden, die Nichts von ihr weiß, ihr fremd ist und sich nicht in ihren Standpunkt versetzen kann noch mag. Weiß doch keine von beiden selbst niemals, wie sie gerade zu dieser Gesinnung und solchen Gefühlen gekommen ist; sie hat sie nicht selbst hervorgerufen, sondern sie sind ihr geworden aus einer der vorhandenen frühern, ohne daß sie sagen kann wie es zugegangen: denn Aeußeres und Inneres zusammen haben gewirkt und dieses Resultat zu Wege gebracht, woran sich der gegenwärtige Augenblick gefällt, der nächstkünftige aber es schon schmäht und verdammt, während er selbst einem gleichen Schicksale entgegen zu sehen hat.

So ist es in Religion, Sitte, Kunst, Wissenschaft, häuslichem und öffentlichem Leben.

Keine Zeit begreift die frühere, noch will sie als eine andere verschiedene sie gelten lassen; (*) und doch besteht in dieser verschiedenen Möglichkeit oder Möglichkeit des Verschiedenen alles Leben und Daseyn, die Welt selbst.

Diese allgemeine Betrachtung möge zur Einleitung dienen, wenn ein Verhältniß berührt werden muß, das schon zu G's. Lebzeiten ungleich beurtheilt, nach seinem Tode noch einseitigerer Critik unterworfen worden.

Es ist sein häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich bürgerlichen Weise geführt, auch nach seiner endlichen Conformation mit Sitte und Convenienz einer levis notae macula nicht hat entgehen können, selbst jetzt wo der St. Simonismus, eine Emancipation in der Liebe durchzusetzen bemüht, gelinder über etwas urtheilen sollte, das keineswegs aus so gefährlichen revolutionären Grundsätzen und Raisonnements hervorgegangen war; sondern nur dem damaligen Zeitsinne folgte, der zwischen klösterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Cölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen Ehe einen mittleren Zustand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei sittlichen Wesen von selbst in diejenige feste Treue und dauernde Freundschaft übergeht, welche die gesetzlich vollzogene Verbindung zwar präsumirt, aber nicht zu garantiren vermag.

G. hatte die Liebe als Jüngling von ihrer ersten aufbrechenden Knospe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; — begünstigt von Natur und Schicksal, wie es

(*) Bono seculi sui quisque citra obtrectationem alterius utatur; Tacit. dialog. c. 41.

scheint um sie — auch als Entwickelungskrankheit — in allen ihren Phasen dem Menschengeschlechte schildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, erlaubten oder begünstigten wenigstens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menschen sie gleich beim Antritt eines Amts in Aussicht stellen. Jedoch fehlte es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt sich nicht aufhalten, und G. hätte mehr als sein halbes Daseyn ohne das Glück eines häuslich-geselligen Zustandes hingebracht, dessen Innigkeit er schon früh empfand [Br. an Lavater Nr. 3], wenn er sich nicht nach einem theilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Wesen umsah, und es in einer Person fand, die ganz geeignet war sowohl für seinen Haushalt zu sorgen, als durch anspruchslose und naive Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mismuth zu verscheuchen, und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunst, Wissenschaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein solches weibliches Wesen bedurfte er zu freier und möglichst ungehinderter Entwicklung seiner selbst, und keine, auf Rang und Titel Anspruch machende, in gelehrten Zirkeln, wohl gar selbst als Schriftstellerin, glänzenwollende Dame hätte sie fördern, oder nur sein häusliches Behagen und eheliches Glück machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen früher und später belehren sollten.

G's. Bekanntwerden und nachheriges Zusammenleben mit diesem Frauenzimmer schildert einer der neuesten Be-

richterstatter, wahrscheinlich aus weiblicher Nachrede, gehässig und falsch. Nicht sogleich als G. aus Italien gekommen war, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß seine Freunde sie ihm zugeführt hätten; sondern auf einem Spaziergang im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater. Auch nahm er sie nicht sogleich zu sich ins Haus, sondern viel später; sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Das Gedicht: „die Metamorphose der Pflanzen" schildert das schöne Verhältniß beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören. (*)

Sie hatte auch mit der Wirthschaft anfangs Nichts zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eigenem Antrieb und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darein aufgenommen, und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er selbst kleidet dieß ganze Verhältniß, seine Entstehung, Begründung und Folge, in eine der schönsten Parabeln [I, 27; it. III, 54], die er noch spät, 1813, verfertigte und die nun auf einmal, durch Obiges, ihre Deutung und volles Verständniß erhält.

Damals, in erster Jugendblüthe, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen seyn. Ihre spätere Erscheinung, ich

(*) S. zur Naturw. u. Morph. Bd. 1, Heft 1, S. 75; it. W. Bd. XXX, 193 u. XXXI, 14.

meine ihr körperliches Aussehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden.

Wer sie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Wesen, mit vollem runden Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde G's. Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand, indem diese wahrhaft geniale und dabei doch protestantisch-fromme Frau das Verhältniß nicht mißbilligte, und wegen seiner glücklichen Beschaffenheit jeder conventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, sogar vorziehen mochte.

Nach der ersten persönlichen Vorstellung im Jahr 1797 an seine Mutter erfolgte deren vollkommenste Zufriedenheit und Belobung seiner Wahl, wie die Briefe der alten Räthin unwiderleglich gegen den Böttigerischen hinter der Kirche ausgebrüteten Klatsch beweisen. Denn wie Herder damals gegen G. und S. gesinnt war, ergiebt sich aus seinem Brief an Knebel Nr. 21, S. 270, womit man vergleiche, was Beide gleichzeitig über ihn bemerken. [Schill. Nr. 345, S. 184; Nr. 347, S. 195.]

In jener jugendlichen allgemein ansprechenden Gestalt bewahrt sie noch ein Familien-Bild, ein Aquarell-Gemälde von G's. Hausfreunde, Heinrich Meyer, ausgeführt in einer der **Madonna della sedia** verständig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgebornen im Arm. Eine weit spätere Büste enthält zwar die Grundzüge der ersten jugendlichen Bildung, wirkt aber durch das Uebergewicht

der Fleischpartien, bei nicht gehöriger Beleuchtung, ungünstiger als es im Leben der Fall war.

Möge man nun von diesem Verhältniß denken was man will, möge es nach einer strengen theoretischen Moral, oder nach einer practisch modifizirten, d. h. mit theologischen oder cavalieren Augen betrachten, ohne jedoch mit der Zeitung für die elegante Welt eine **grobe** bürgerliche Schwäche, oder mit einem neusten Cato eine Undeutschheit darin finden zu wollen; soviel bleibt ausgemacht gewiß, daß — alle übrigen Vortheile nicht in Betrachtung gezogen — in diesem häuslichen und wirthschaftlichen Zusammenleben nicht die gewöhnlichen Ehestandsscenen und Gardinenpredigten vorfielen, die selbst in dem legitimsten Ehestande seiner nächsten Freunde nicht selten waren, noch weniger eine so unwürdige Zumuthung wie die, mit der Köchin Abrechnung zu halten oder das Herausgeben des täglichen Bedarfs zu besorgen, wovon wir auch Beispiele zu geben wüßten.

Von einer weitergehenden Herrschaft der geliebten Freundin, als über das Gesinde; von Einmischung in Amts- und Autorgeschäfte, von Eifersucht und Schmollen konnte nie unter Personen die Rede seyn, wovon wenigstens der eine Part eine mehr als nöthige Fülle von Vernunft, Verstand und Menschenkenntniß, Anstand und Sitte besaß; der andere aber, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergessen mochte, daß sie diese ihr und ihren Verwandten convenirende Existenz und Wirksamkeit in einer ihr angemessenen Sphäre, nur ihm zu verdanken hatte.

G. schätzte und liebte wirklich seine Frau — denn nicht die Atriden allein lieben ihre Frauen, sondern

„Ein Jeder, dem gut und bieder das Herz ist,
Liebet sein Weib, und pflegt sie mit Zärtlichkeit.“ (*)

Und so bewies er denn auch die zärtlichste, ja ängstlichste Theilnahme bei ihrer letzten tödtlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht, und in seinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt, oder sogar Sonette und sonstige Trauergedichte auf sie verfertigte, liegt in der Zartheit seines Gefühls und seiner Gesinnung. Der Schmerz den er um ihren Verlust empfand, war ein viel zu gründlicher, in seine Existenz wesentlich eingreifender und bis an sein Ende dauernder, da er sie, nach dem Ableben seines einzigen Sohnes, der ihm bisher so treu und sorgsam beigestanden, in allen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten von neuem vermissen sollte, als daß er ihn mit Worten aussprechen und entweihen mochte. So hielt er es immer mit allem was tief in sein Inneres schnitt; er sprach nicht davon, (**) aus Scheu den Schmerz mit Worten zu berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwischen. (***) — Und wissen wir denn, ob er nicht dennoch seine Stimmung versteckterweise ausgesprochen? Vier Zeilen, von wenig Worten, deuten den Verlust und seine Trauer auf eine Weise an, die alle langen Epicedien übertrifft:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!

(*) Homer's Ilias IX. Gesang, v. 340.

(**) Quae ipse pateretur incredibili dissimolatione transmittens; Sueton. Caligula c. 10.

(***) Est enim quaedam etiam dolendi voluptas; Plinius Ep. VIII, 16.

Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, Ihren Verlust zu beweinen!"

Er schrieb sie an ihrem Todestage den 6ten Juni 1816. [IV, S. 160, Nr. 78.]

Und wenn nun gar Geständnisse wie folgende:

„Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß." [IV, 328.]

sich auf sie beziehen sollten, wer könnte daran zweifeln, daß sie in vielen seiner Lieder unsichtbar erhalten sey?

Ueber die später vollzogene gesetzliche Trauung mit dieser bisherigen Haus- und Lebensgenossin, oder „kleinen Freundin" wie sie G. zu nennen liebte, zumal in Briefen an Bekannte, nicht aber Wirthschafterin wie die Geringschätzung das ganze Verhältniß entstellend und heruntersetzend sich ausdrückt, sodaß ein Franzose geradezu servante dafür braucht, — sind im Publikum entweder ganz falsche oder nur theilweis und in einzelnen Umständen wahre Gerüchte im Umlauf, die ich zur Ehre der Wahrheit und G's. zu berichtigen als nächster Aug- und Ohrenzeuge so berufen als verpflichtet bin.

Das unglückliche Buch von Falk hat auch hier zu jenem Credo durch seine banale Phraseologie von „unter dem Donner der Kanonen" eine ganze falsche Intonation angegeben, in welche, wie gewöhnlich, lieblose Schmähsucht oder leichtgläubige Unkritik einstimmend, zu seiner Verbreitung und Wiederholung beigetragen haben.

Es ist nöthig, daß ich von den öffentlichen Vorfällen jener Tage, welche im Allgemeinen bekannt sind, einiges Detail, das sich auf G's. Haus bezieht, ausführlicher darlege.

Dienstag den 14ten October 1806 des Morgens um 7 Uhr hörte man in Weimar ganz deutlich die Canonade der Schlacht bei Jena. In G's. Hausgarten vernahmen wir diesen Donner pelotonweise, weil die Morgenluft den Schall in gerader Richtung dahinbrachte, der, wie der Tag zunahm, sich verminderte und endlich ganz aufzuhören schien. Wir setzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tische, wie gewöhnlich um 3 Uhr etwa, aber wir hatten kaum angefangen von den Speisen zu genießen, als wir Canonenschüsse erst einzeln, darnach mehrere hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunigst abgeräumt; G. entfernte sich durch die vordern Zimmer, ich eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf- und abgehend. Während dessen pfiffen Canonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeschlagen.

Ich eilte durch den Hof ins Haus zurück, mich in den untern Räumen aufzuhalten. Während dessen ging die preußische Retirade hinter dem Garten dicht an der Ackerwand weg, in der gräßlichsten Verwirrung.

Ich sah sie nicht, sondern hörte nur das Geschrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwankend.

Unter Angst und Erwartung der Dinge die da kommen sollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effecten der bisherigen Preußischen Einquartierung, war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine furchtbare Stille die Straßen und den Platz vor G's. Hause erfüllte.

Da kamen einzelne französische Husaren ans nahe Frauenthor gesprengt, spähend ob Feinde in der Stadt wären. Einer wagte sich etwas weiter herein; wir eilten, G's. Sohn und ich, mit Bouteillen Weins und Biers auf sie zu und reichten ihnen diese Erfrischungen, die sie aber nicht eher annahmen, als bis wir ihnen versicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erste und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis etwa an die Wohnung des Kaufmann Martini, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markt führt, absehen kann, und als er alles leer sah, gallopirte er und mehrere ihm nach in die Stadt hinein.

Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß G. zu Fuße an der Seite eines Husarenoffiziers nach dem Markte zu, also vermuthlich auf das Schloß ging. Erst lange nachher erfuhr ich, dieser Offizier, der mir als ein Bekannter G's. bezeichnet wurde, habe sich sehr geheimnißvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron von Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lili als G's. frühere Geliebte berühmt gewordenen Fr. v. Türkheim geb. Schönmann.

G. ließ uns vom Schloß ins Haus sagen, wir würden zur Einquartierung den Marschall Ney bekommen und außerdem noch einige Cavalleristen, sollten aber sonst Niemand hereinlassen.

Es lagerten sich auch bald sechszehn derselben, meist Elsasser, in das Bedientenzimmer, waren aber so ermüdet von dem sechszehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie sie sagten, daß sie nach Nichts als Streu verlangten und das angebotene Essen und Trinken beinahe ablehnten, und sich rasch nur an einigen Bouteillen Weins und Biers erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen; es brannten mehrere Häuser in der Nähe des Schlosses, höchst wahrscheinlich, ja gewiß durch die Franzosen selbst angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzugs in Weimar gaben, und daher auch zur Löschung selbst wieder beitrugen.

Während dessen herrschte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinströmen immer neuer zahlreicher Truppen, die auf den Plätzen der Stadt bivouakirten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuser drangen um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

G. war indeß zurückgekommen, allein der Marschall erschien immer noch nicht, ohngeachtet die Tafel für ihn und seine Begleiter schon lange bereit war. Die Elsasser schliefen indessen fest. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf der Hausflur hin und wiedergehend auf, um gleich zur Hand zu seyn wenn der Marschall komme, indessen aber andres Volk das sich eindrängen wolle abzuhalten, und im Nothfall die Hülfe der schlafenden Reiter anzurufen.

Während ich so allein auf der Diele des Hauses auf- und abgehend verweilte, ohne Licht und nur von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuser die nöthige Hellung empfangend, waren in einem der Zimmer des Hinterhauses eine Menge Personen aus der

Stadt zusammengedrängt, die geflüchtet vor der Wuth und den Mishandlungen der Plünderer hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derselben waren der Wirthin in Bereitung der Speisen und der Heraufschaffung des nöthigen Kellervorrathes für den erwarteten Marschall und sein Gefolge behülflich; Andere jammerten über das wie ein Blitz hereingebrochene noch nie erfahrene Unglück und Elend, und vermehrten so die Bestürzung und Unruhe der Hausgenossen, die den Kopf zusammenzunehmen hatten, um das Nöthigste und Geeignetste in dieser Bedrängniß nicht zu verfehlen.

Es war schon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Posten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenstöße an die Hausthür donnerten und auf mein endliches Wer da! rufen, Einlaß verlangt wurde. Ich schlug ihn ab, mit der Bedeutung das Quartier sey schon für den Marschall in Beschlag genommen, dessen Ankunft man jeden Augenblick entgegensehe, und außerdem mit 16 Reitern belegt. Mein Einwenden wollte Nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elsasser, ebenden, der gleich bei seinem Eintritt ins Haus soviel Gutmüthigkeit hatte blicken lassen, daß ich mit Vertrauen, er werde über diese Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, seine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für sie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen sey. Er stand auch auf, ohne ungehalten zu seyn, öffnete das Fenster, schalt sie aus und verwies sie wieder an ihr Bivouak zurück, wo sie eben herkommen mochten, um sich eine bessere Lagerstatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und

brummend gingen sie fort, und ich glaubte mich und das Haus schon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, so pochte es wieder an die Thür, dießmal höflicher, und verlangte mit sanfter Bitte Einlaß. Es waren die Vorigen. Sie wollten sich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen, und was sie sonst noch mitleiderweckendes vorbringen mochten. Ich wies sie dennoch ab, zwar mit Bedauern, aber doch mit der geschärften Bemerkung, der Marschall sey bereits da, und es fände sich nirgends Platz für sie mehr. Nun wurden sie heftiger, drohten die Thür einzuschlagen; und da sie vollends die niedrigen Fenster nebenan gewahrten und durch diese bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, so machten sie Anstalten, das Fenster einzuschlagen und sich mit Gewalt in das verweigerte Asyl zu setzen. Nun hielt ich es nicht für gerathen den Widerstand weiter zu treiben; ich schob daher den Riegel zurück und ließ sie ein. Es waren zwei kleine Kerls, von der damals spottweis sogenannten Löffelgarde, eigentlich Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als sie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorstellung, und öffnete zum Beweis die Thüre des Zimmers wo die Reiter schliefen. Sie überzeugten sich durch Einblick und schienen gelassener, indem sie Nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speise, und setzte es auf einem bereitstehenden Tisch ihnen vor. Schemmel waren auch zur Hand, und so nahmen sie bald Besitz von dem allen und sprachen der Flasche weidlich zu. Der Wein schien ihnen zu munden, sie wurden heiter und gesprächig, fragten nach diesem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entschul-

digte seine Abwesenheit, und mochte ihnen scheinen die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender ihn zu sehen; ich mußte befürchten, sie möchten sich selber den Weg zu seinem Zimmer suchen, und es ihm dann empfindlicher entgelten lassen. Ich eilte also zu G. hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, sich den Leuten zu zeigen und sie mit mehr Gewicht abzuweisen als ich haben könne.

Er that es auch, ohne betroffen zu seyn oder zu scheinen. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutschen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutschen komme, und wie er sich in Alles zu finden und zu fügen wußte, so auch in dieses. (*) Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock — der sonst scherzhaft Prophetenmantel von ihm genannt wurde — schritt er die Treppe herab auf sie zu, fragte was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten was sie billiger Weise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respect einzuflößen, sie waren auf einmal wieder die höflichen Franzosen, schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn mit ihnen anzustoßen. Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Umständen gemäß

(*) „Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen." [Bd. XXVI, 140.]

und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechselten Reden entfernte er sich wieder; sie schienen zufrieden und beruhigt, und sprachen den Flaschen von Neuem zu; bald aber schienen sie schläfrig sich nach einer Ruhestatt umzusehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten sie die nahe Treppe auf der sie den Hausherrn hatten kommen und gehen sehen. Ich eilte ihnen nach, sie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marschalls standen, und drangen hinein. Widerrede half Nichts, Widerstand war so unmöglich wie thöricht, ich mußte es geschehen lassen, in der einzigen Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigstens und mit erfolgreichern Mitteln sie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war; mein erstes Wort bei seinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß sein Zimmer und Bett bereits von zwei Maraudeurs eingenommen worden sey, die sich auf keine Weise davon hätten abhalten lassen. Wüthend stürzte er die Treppe hinauf, und in das Zimmer dringend fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlassen konnten. Ich sehe sie noch vorübereilen, und war damals nicht ohne Besorgniß, sie möchten noch etwas von Silbergeschirr und dergleichen haben mitgehen heißen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marschall, der die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung stellten sich ein, und ich erfuhr in der ersten Unterredung mit den übrigen Hausgenossen: daß, während ich die beiden

Maraudeurs in den Betten glaubte, sie dem Hausherren auf das Zimmer gerückt wären und sein Leben bedroht hätten. Da habe seine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieser habe G. von den Wüthenden befreit, sie hinausgejagt, die Thüren seines Zimmers und Vorgemachs verschlossen und verriegelt.

G. selbst ließ sich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig bestürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wissen und Gedenken geschwebt hatte.

Indeß bewahrte G. von diesem Tage an eine treue Dankbarkeit sowohl gegen seinen Retter, als gegen die Frau, die überhaupt in diesen Schreckenstagen sich mit großer Standhaftigkeit und Gewandheit, ohnerachtet sie nicht französisch sprach, zu nehmen wußte, und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den sowohl die Soldaten als der Marschall und seine verschwenderischen Köche verursachten, ihr Hauswesen doch so beisammenhielt, daß sie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Dieses Dankgefühl, dieses Anerkennen, daß er ihr in diesem Augenblick das Leben schuldig geworden, war das Hauptmotiv, eine Handlung zu beschleunigen, die er bereits länger im Sinne habend, nur an den zur Ausführung schicklichen Moment knüpfte, wo sie als natürlich, sich von selbst verstehend, weniger befremdend, und ohne Aufsehen zu erregen sich vornehmen ließ.

In mehreren Fällen seines Lebens hat er den prägnanten schicklichen Moment zu erfassen gewußt, und Andern unerwartet, trat auf einmal als plötzlicher Einfall heraus, was in langer stiller Vorbereitung nur des zündenden Strahls

harrte, den allein ein bedeutendes Ereigniß zu gewähren vermochte. Diese Bemerkung gilt nicht nur für seine moralischen Handlungen, sondern auch für seine dichterischen. (*) Und es ist natürlich, daß Mensch und Dichter auch hierin sich in Uebereinstimmung erwiesen, da sie auf einerlei Basis ruhn.

Weimars fernere Existenz stand auf dem Spiele; G's. Schicksal wäre, wenn der Kaiser seine Drohung, die unter den kriegerischen Scenen des Brandes und der Plünderung eine sehr ernste Gestalt annahm, — die man hinterher freilich leicht als bloße Maske gut zu verrufen hatte — wirklich ausgeführt hätte, woran ihn damals keine weltliche Macht hindern konnte, — Goethe's Schicksal wäre, wenn auch kein Lebensverlust stattfand, ungleich schlimmer gewesen als das seines abwesenden Herrn.

Andere Fürsten hätten sich dessen angenommen und zu seinem Rechte früher oder später verholfen: aber G. um Alles, Besitz, Vermögen und literarische Schätze — den mühsamen Erwerb vieljähriger Studien — gekommen, wohin hätte er sich wenden sollen, um Schutz, Erhaltung und angemessene Thätigkeit zu finden?

Wohl hatte G. Recht, in prophetischer Voraussicht zu sagen „von diesem Tage, dem 14ten October an, beginne eine neue Epoche der Weltgeschichte.“ Eine Weissagung die nur

(*) Er nennt dergleichen in Bezug auf letztere ein Compelle [Schill. Nr. 165, S. 46; coll. 167, S. 49]; eine Reizung, wie eine große Stadt sie geben kann [Schill. Nr. 540, S. 388], oder auch ein lebendiges theilnehmendes Publicum wie das italiänische, das Bravo ruft, klatscht und lacht. [XXVII, 84 f.]

Vergl. auch XXIX, 214.

allzuwahr in Erfüllung gegangen ist. In gutem Humor nannten wir bald nachher alles vor dieser Epoche liegende antediluvianisch: ein Ausdruck der jetzt mit einer gewissen Prätension von denen nachgebraucht wird, die erst auf dem noch nicht völlig abgetrockneten Erdreich zur Welt gekommen sind.

Diejenigen welche ihr Daseyn erst nach dieser Zeit datiren, haben keinen Begriff von dem Zustande, in welchem sich das nördliche Deutschland zumal bis dahin befunden hatte, und welchen Eindruck, welche Veränderung dieser hereinbrechende jüngste Tag auf dasselbe haben mußte und hatte.

Sie selbst, erst in Folge veränderter Lagen und Ansichten der Dinge entstanden, und ihr Leben in der Sclaverei empfangend und beginnend, wissen nicht, daß ihre Väter und Großväter, seit der letzten Crisis Deutschlands, dem siebenjährigen Kriege, in einem Wissenschaft und Kunst erweckenden und befördernden Frieden gelebt hatten, der durch den Feldzug nach der Champagne wenig wesentliche Veränderung erfuhr. Die Süddeutschen nur waren durch die Siege der Republikaner mit den Leiden und Freuden der neuen Ordnung der Dinge bekannt geworden; aber die Norddeutschen lebten als ferne Zuschauer der sich abspielenden Begebenheiten, in Mitleid und Furcht, ohne durch diese Catharsis darinn gereinigt zu werden, und auf die furchtbare Catastrophe aufmerksam. Aus Büchern und Erzählungen ist jener Zustand nur historisch, nicht lebendig aufzufassen; man muß selbst aus dieser Zeit herstammen, seine Characterbildung und Lebensrichtung darinn gewonnen, das Pro und Contra damaliger Verhandlungen mit durchgesprochen haben, um sich der totalen Veränderung, welche durch jene Epoche von 1806

nicht langsam eingeleitet wurde, sondern mit Blitzesmacht hereinbrach, zu erkennen und sich ihrer nach allen Seiten hin treffenden Wirkungen vollständig bewußt zu werden.

Alle die Nachgebornen wissen und fühlen nicht was damals zu Grunde ging, ohne daß sich, wie den Assecurirten in einer Lebens- oder Feuerversicherung, sogleich eine ausreichende oder nur vorläufige Hülfe zeigte.

Der Schutt mußte erst weggeräumt, nothdürftig ein Unterkommen gesucht werden, ehe an einen zweck- und regelrechten Aufbau des Eingerissenen oder Wankenden zu denken war.

Unerwartet furchtbar stürzte diese lange drohende Wetterwolke herein — eine ganze Monarchie brach wie ein morsches Gebäude zusammen, und alles Benachbarte wurde von seinem Falle mehr oder weniger getroffen und verletzt. So war auf einmal aller Schutz und Schirm, den man gehofft und dem man vertraut hatte, hinweggerissen, und jeder hatte zu sehen wo und wie er selbst sich retten und helfen möchte. Der Augenblick galt nunmehr, denn auf die Zukunft war kein Verlaß, da ein altes herkömmliches Vertrauen so bitter getäuscht worden. Die Benutzung des Tags zur Fristung und möglichem Genuß des Lebens, veränderte Gesinnungen, ganz neue Bestrebungen und Anstrengungen wurden nöthig. Andere Zeiten, andere Sorgen! Sinnesänderung und neues Vornehmen waren das tägliche Laien-Brevier, das man in- und auswendig zu lernen hatte.

Die philisterhafte Gemächlichkeit, in der man bisher die Weltbegebenheiten „als die Völker noch draußen im Banat aufeinanderschlugen" besprochen und bekannegießert hatte, hörte auf. Nun hatte man das Feuer und den Rauch im

eigenen Hause, mußte löschen und dämpfen. Die Schreibseligkeit, diese irdische Seligkeit der Deutschen, hörte auf; dagegen las man zur Andacht und Stärkung im Glauben die frommen Bücher des Mittelalters; kräftigere Seelen erbauten sich an den Werken der Alten und ihresgleichen.

In dieser traurigen Aussicht ein ferneres Leben, wenn es noch gestattet seyn sollte, als Bettler in der Fremde kümmerlich zu fristen, war ein innigeres Anschließen an eine erprobte treue Seele so natürlich, daß es keines andern Beweggrundes bedurfte, und im Fall einer günstigen Wendung des Geschicks, nicht mehr als eine gerechte Entschädigung für bisher empfundene Nachtheile und Entbehrungen, die aus der öffentlichen Meinung erwachsen mögen. Nun war seine Vaterliebe nicht allein ihr sondern auch ihrem Sohne, bei dessen Heranwachsen und bevorstehender Lebensbestimmung, eine öffentliche Anerkennung schuldig.

Diese doppelten Beweggründe waren es, die Goethen gleich in den ersten Tagen der sich verlaufenden Kriegsfluth und des erscheinenden Friedensbogens vermochten, das stille Gelübde seines Herzens durch eine förmliche, öffentliche Trauung zu sanctioniren.

Alle Freunde und Verehrer G's. billigten und belobten diesen längst erwarteten Schritt, und so war es denn der 19te October, der erste Sonntag nach der Schlacht vom 14ten, wo G. mit seiner Gattin, seinem Sohne und mir, als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakristei den Act der Trauung vollziehen ließ. Der Ober-Consistorialrath Günther verrichtete die Ceremonie in angemessener Weise.

So demnach, und **nicht** „unter dem Donner der Canonen der Schlacht bei Jena", wie der erklärte Schwätzer (bavard) ausposaunt, **nicht** auf Anrathen französischer Einquartierung, gleichviel ob Marschall oder Commissair, **nicht** auf die von Andern gemuthmaßten Motive und Veranlassungen, übt G. den Act der Gerechtigkeit und der Versöhnung mit den recipirten Sitten und Gebräuchen seiner Zeit aus, und beruhigt dadurch auch die minder selbständigen Seelen, die Frömmler und Scheinheiligen, denen das frühere Verhältniß immer etwas apprehensiv, mehr aus deutscher Verlegenheit (en peine) wegen des zu gebenden Titels, als an sich selbst seyn mochte, obschon sie in der Gegenwart weniger scrupulös sich auch darüber zu fassen wußten. Denn ich habe nicht gesehen, daß diejenigen, welche in Briefen (*) und Conventikeln darüber glossiren mochten, sich's im Benehmen gegen die Dame hätten merken lassen; noch daß Speisen und Getränke, die sie ihnen vorsetzte, darum weniger schmackhaft und annehmenswerth geschienen hätten, als wenn sie von der legitimsten adeligsten Hausfrau wären bereitet gewesen. Ueberhaupt nimmt es die Welt in diesem Puncte nicht so genau, sobald Dejeuné's, Diné's, Soupé's und musikalische Soirée's der Sache eine Wendung geben, die sich hören läßt.

Uebrigens ist es merkwürdig, wie gerade in der Christwelt Nichts die Frommen sosehr unterhält und mit heimlicher Schadenfreude kitzelt, als ein nicht auf die gewöhnliche Weise eingeleitetes Liebes- und Eheverhältniß. Ist es doch als spräche sich auch darin nur der Neid aus, daß Einer sich

(*) Z. B. Herder an Knebel Br. Nr. 21.

herausnehme zu thun, was die Andern nur gar zu gern auch thun möchten,(*) wenn nur das qu'en dira-t-on nicht wäre: denn mit Gesetz und Strafe ließe sich schon allenfalls ein Abkommen treffen.

G., der nicht in diesem „Wachspuppen-Zustand" lebte, sondern ein „eigenes Herz" hatte, gab Nichts auf dergleichen Gerede [XXVI, 349 f.; u. XXXIII, 120 f.], und that was er vor Gott und seinem Gewissen verantworten zu können glaubte.

Von alle dem würde jetzt nicht mehr die Rede seyn, wenn nicht die Deutschen, nach G's. Bemerkung, zu den Wiederkäuern gehörten: denn alles was sie ihm jemals vorwarfen zusammengenommen, ist noch viel weniger als das, was Er dem Teufel am jüngsten Tage auf sein Sündenregister Napoleon's zum Bescheid werden läßt. [XLVII, S. 226.] Und so dürften sie mit ihren Ausstellungen erst gar nicht zu Worte kommen, sondern mit dem Spruche aus dem Evangelium Johannis Cap. 8, V. 7 zum Schweigen verwiesen werden.

a. Besitz.

Die Lust zum Besitz war G'n. angeboren, wie jedem Menschenkinde, und sowie er alle Kenntnisse, alle Erfahrungen sich anzueignen wußte und strebte, so suchte er auch Kunstgenüsse sich zu verschaffen, nicht allein um sinnliche Freude daran zu haben; ja er konnte ohne dergleichen Kunst-

(*) „Cato wollte wohl Andre strafen;
Selbander mocht' er gerne schlafen." [IV, 332.]

anschauung nicht leben und dichten; sondern auch daran zu lernen und seine Einsichten zu erweitern.

Aus Wort und Schrift, wie wir erfahren haben, konnte er wenig entnehmen, er mußte Alles selbst mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören, um einen Begriff von der Sache zu haben; die Gegenstände mußten, wie die Lichtkügelchen der Newtonianer, mit demjenigen Pole ihrer Achse an ihn anlanden, wobei er sie packen mochte; und so ist es begreiflich, daß Schilderungen von Kunstwerken ihn, wenn nicht nach ihrem Besitz, doch nach ihrem Anblick begierig machen konnten. Er suchte sie also sich durch Kosten zu verschaffen, und da sein Vermögen und sein Gehalt viel beträchtlicher hätte seyn müssen, um dieser Liebhaberei zu genügen; so hatte er freilich beim Feilschen darum etwas öconomisch zu Werke zu gehen, und zu sehen ob er die Waare vielleicht zu anderer Zeit um ein Billigeres bekommen könnte. Soviel ist gewiß, in seinen Kunst- und Naturaliensammlungen steckt keine kleine Summe, die er sich doch abgespart, wennauch in späterer Zeit ihm Manches verehrt wurde; und er versicherte öfters, daß er für dieses oder jenes Stück einen Preis bezahlt habe, den er sich fast zu bekennen schäme. [Schill. Nr. 163.]

Er kaufte daher auch in der letzten Zeit Kupferstiche und Handzeichnungen von Meistern, die aus der Mode gekommen waren, um vieles billiger; indem es ihm nur um den Gedanken des Künstlers, um den Geist der Erfindung zu thun war. [Z. Nr. 743, S. 41; u. 778, S. 145.] Sehr voreilig geurtheilt würde es seyn, ihn deshalb eines gewissen Geizes, einer Knauserei zu beschuldigen. Diese Oeconomie, an sich schon vernünftig und von Tausenden mit Ehre und

Belobung ausgeübt, von ihm in jüngern Jahren bereits als nothwendig mehr doch eingesehn denn gleichförmig befolgt, ward wie gesagt, gefordert: einmal durch seine immer noch sehr mäßigen Einnahmen, da sein Gehalt verhältnißmäßig gering, sein schriftstellerischer Verdienst seinem Werth, auch für jene Zeit, nicht angemessen war; sodann durch den Aufwand den er sonst zu machen, nach seiner Stellung wie nach seinen liberalen und gastfreien Gesinnungen, sich genöthigt sah. Er sparte also nur an einer Seite, um auf der andern desto splendider erscheinen zu können.

Er, der gastfreiste Mann Weimars, ohne der reichste des Orts zu seyn, sah wöchentlich nicht nur sondern fast täglich Gäste bei sich, einheimische oder fremde. Diese Rolle zu spielen wäre ihm als einzelnem Manne unmöglich gewesen, hätte nicht die Wirthschaftlichkeit jener „kleinen Freundin", mit der gelebt zu haben ihm fast zum Verbrechen gemacht mehr wird als ward, ihm zur Seite gestanden und das Mäßige zu Rathe gehalten, in sich vermehrt und gesteigert, um allen jenen Anforderungen zu genügen. Doch nicht nur seinen öconomischen Zuständen war sie förderlich; seinem geistigen Geschäft, seinem Amts- und Dienstberuf konnte er nun desto sorgloser nachgehen, als er „in ihren sicher bewahrenden Händen" die leiblichen Bedürfnisse geborgen wußte.

Wenn Einer nicht alle den Aufwand macht, den man ihm zumuthet oder als möglich zutraut; so ist er deswegen noch nicht geizig oder ein Knicker. Er muß selbst am besten wissen, was seine Casse verträgt, wie jeder selbst am besten weiß, wo ihn der Schuh drückt. Wenn G. alle die Ansprüche und Speculationen die man auf seinen Beutel machte, von dem studentischen Anliegen eines Viaticums bis zu

dem glücksritterlichen Ansuchen einer Subscription von mehreren Tausend Gulden, hätte honoriren wollen — ein vielvermögenderer Mann hätte er seyn müssen, als er jemals war, da er erst allmählich, nach Verwindung mancher Verluste und Einbußen, zu einiger aber doch immer nicht bedeutenden, und im Verhältniß zu seiner Berühmtheit und seiner Thätigkeit gegen Autoren anderer Nationen sehr zurückstehenden Vermögenschaft gelangte.

Nicht genug, daß ihm seine Autorschaft Anfangs sogar noch Kosten verursachte, anstatt ihm etwas einzutragen; so waren auch seine mittleren gefeiertesten Schriften keine Goldgrube für ihn, und das erste bedeutende, für jene Zeit wenigstens ihm zu Theil gewordene — überdieß noch mit mißgünstigen Augen von seinen Gegnern und falschen Freunden angesehene und in Briefen besprochene Honorar — war das für Herrmann und Dorothea. Auch haben ihm seine um soviel zahlreichern Schriften als die Schillerschen nicht um soviel mehr eingetragen. (*) —

Und die Nation, die ihm verübelte daß er merken ließ: die Subscription auf die Ausgabe letzter Hand würde den Seinigen zu Gute kommen, hat doch Nichts gethan, weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode, was einen solchen Wunsch oder Hoffnung überflüssig machte. Denn mit einem manchmaligen schwachen und flachen Applaus auf der einen Seite, der durch viel stärkeres Pochen und Trampeln

(*) Erst mit und durch Schiller steigerten sich die Honorare für dramatische Werke. Das Weimarische Theater honorirte ihn gut [Schill. Nr. 606. 631], das Magdeburger lumpig [Nr. 650. 654. 656], das Frankfurter — gar nicht. [Z. Nr. 65, S. 173.]

von der andern Seite bald übertäubt wurde, wird ein gerechturtheilendes Publikum, wie das deutsche doch seyn will, weder den Dichter belohnt, noch sich besonders dankbar abgefunden zu haben glauben.

Oder sollte wirklich G's. Wort: „Das Beste in der Welt sey ohne Dank" und „ein deutscher Autor müsse alles um Gotteswillen thun" sich wie soviele andere bewahrheiten?

Der vermeinte Egoist dachte bei jener Admonition nicht an sich, — da er sich mit der Freude an seinem Talente begnügte — sondern an seine Nachkommen, denen sein „realer (in Schrift und Buch gebundener) Witz, als irdischer Besitz sich erneuern sollte, und den er obendrein zu versteuern hatte." [XLVII, 252.]

Bedenkt man überdieß, daß in der ersten Zeit seines Lebens in Weimar gar viele hungrige Schriftsteller in Versen und Prosa an ihm nagten; daß er viele arme Künstler unterstützte, und zu Unterstützungen verhalf; daß er ungemeine Gastfreiheit ausübte; daß er seine reichen Sammlungen von Kunst- und Naturgegenständen nicht ganz umsonst und geschenkt hatte, sondern nach Zeit und Gelegenheit bedeutende Summen darauf verwendete; daß Anfangs seine Einnahme als Staatsdiener zwar den örtlichen Verhältnissen angemessen, doch für seine Bedürfnisse und seine Depensen keineswegs hinreichend, nur erst seit dem Frieden sich auf eine bedeutendere Weise vermehrte [Z. 246] — überschlägt man dieses alles: so wird man begreifen, daß er auf die öffentlichen und heimlichen Zumuthungen seiner Tadler und Mißgönner erwiedern konnte:

„Ihr nennt mich einen kargen Mann! —
Gebt mir was ich verprassen kann!"

Es scheint einmal das Loos der Poeten zu seyn, daß sie mit ihren Geistesgaben nur Andere leiblich nähren und ernähren sollen. Der Bettler Homer hat soviel Grammatiker und Commentatoren gespeist, wie ein ägyptischer König dem Tadler desselben, als er ihn um eine Pension ansprach, zu Gemüthe führte, und fährt noch immer fort, Philologen und Bibliopolen zu unterhalten. Auch moderne Dichter sind in gleichem Falle. Smollet, Goldsmith, (*) Walter Scott u. a. blieben oder würden arm, während ihre Verleger, Uebersetzer und Nachahmer sich eines reichlichen Ein- und Auskommens erfreuen. So muß denn auch hier wieder der Geist den Knecht des Leibes machen.

b. Oeconomisches.

Es lag also in G's. Character, da er ein vollständiger Mensch nach allen Seiten war, auch etwas von dem öconomischen Etat der Natur, wie sie ihn zuerst und als Vorbild zeigt, indem sie, was auf der einen Seite von ihr verwendet wird, an der andern fehlen läßt oder spart.

Gleich einer klugen Hausfrau, welche nicht immer zu Anfang eines Markts ihre Einkäufe macht, sondern öfters am Ende und daher manchen Rathkauf thut; so wußte auch

---

(*) S. Topham Briefe von Edinburg in den Jahren 1774 u. 1775, S. 198.

Er die Zeit abzupassen oder abzuwarten, und gelangte daher zu manchem Kunstbesitz, wozu er außerdem, ohne bedeutend größeres Vermögen, nicht hätte gelangen können.

Er mußte sich also auch nach der Decke strecken und verstand es, indem er Neigung und Begierde entweder besiegte, oder etwas anderes dafür entbehrte, wenn jenes auf keine andere Weise zu erhoffen war.

In diesem Sinne verfuhr er nicht allein bei seinen eigenen Angelegenheiten, sondern auch zum Vortheil seines Herrn, da Niemand so reich ist, daß er um jeden Preis Alles haben könnte.

Wie es daher eine seiner ersten Amtsthätigkeiten war, die Finanzen zu reguliren und einen festen Etat aufzustellen, der nicht überschritten würde, und gerade durch Ordnung und Sparsamkeit die Mittel zu gewinnen, erlaubte schickliche und nothwendige Extra-Ausgaben zu bestreiten; so verfuhr er auch in andern Fällen wo es herrschaftliche oder Landesinteressen erheischten. Ja er vermied sogar Veranlassung zu neuen Liebhabereien zu geben, um nicht den Vorwurf zu hören, daß er nur sein Interesse dabei im Auge habe. [G. an Merck Nr. 154, S. 337.]

Er öconomisirte solange als möglich, hielt an sich die Etats nicht zu erhöhen, indem die Erhöhung des einen Posten gleich die der andern nach sich gezogen haben würde; gewann aber dadurch Ueberschüsse von denen er billige Remunerationen, etwanigen Vorschuß, Darlehen und welches die Erheischungen seyn mochten, bestreiten konnte.

Käufe wurden so billig als möglich geschlossen, Acquisitionen jeder Art auf das räthlichste zu treffen gesucht. So

im Dienst und Auftrag seines Herrn, so in seiner eigenen Wirthschaft.

Wie sehr ein solches Verfahren in seiner Natur lag und keineswegs erst durch Geschäftsführung und Amtspraxis in ihn gebracht wurde, ergiebt sich aufs Deutlichste aus einer seiner Dichtungen, wiewohl Einzelnes in mehreren seiner Werke darauf hinweist.

In den Wahlverwandtschaften ist das Motiviren der Parkanlagen durch Benutzung dieser und jener Hülfsmittel an Geld und Kräften, kleinen Fonds und Moyens bis zu einer Umständlichkeit getrieben, welche selbst bei G's. bekannter Ausführlichkeit des Motivirens fehlerhaft oder befremdend erscheinen könnte, wenn sie nicht mit zum Stoff des Ganzen, zum Gehalt desselben gehören, und ihre Darlegung einen Theil des Sittengemäldes selbst ausmachen sollte. Insofern sie nun ein Ingrediens des Romans ist, liegt zugleich darinn eine feine Ironie nicht nur des ärmlichen Klipperwesens, das in dem armen Deutschland auch von Familien getrieben werden muß, die vermöge ihres Standes und Ranges begüterter seyn sollten, um solche Anlagen großartiger zu unternehmen; sondern auch die moralische Lehre der unendlichen und doch verlornen Mühe, die sich Menschen oftmals geben, um zuletzt nur einen Schauplatz der unglücklichsten Ereignisse bereitet zu haben. Es ist als hätten jene Personen das Holz selbst herbeitragen müssen zu dem Scheitergerüst, das sie alle verzehren sollte. Insofern aber dieses Motiviren mit soviel Detail ausgeführt ist, rührt die Kenntniß alles Einzelnen aus des Dichters Selbsterfahrung und Selbstpraktik her; und darum kann man sagen, daß er auch hier sein Leben symbolisch abgespiegelt oder seine Con=

fessionen hineingelegt oder — wie er in spätern Jahren scherzhaft mit dem ihm eigenen Sprachtone und Miene zu sagen pflegte — hineingeheimnisset habe [Z. Nr. 608]: ein Ausdruck, der doch nur Moritzen's Scherz: „Dichten komme her von dichten" (dichtmachen) parodirend nichts weiter heißen soll, als er habe sie darein versteckt; den aber „die wiederkäuenden Deutschen" ihm aufmutzen, weil er nicht in so handgreiflichen Allegorien schreibt, wie ihr Wissen von heute voraussetzt. Und doch sind geistreiche Männer in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle seiner Gedichte dergestalt eingedrungen, daß es ihn in Verwunderung setzte, wie er dankbar anerkennt. [XLV, 316.]

Dieß ist wenigstens ein Bezug, den dieses Motiv zuläßt, ohne deswegen andere auszuschließen, da in einem Kunstwerk, außer den nothwendigen innern Beziehungen, sich noch andere äußere naturgemäß ergeben müssen, die, wenn auch nicht beabsichtigt, doch willkommen sich anschließen. Denn wie dergleichen Motive in der wirklichen Tageswelt solche Betrachtungen aufregen bei nachdenklichen Menschen, so thun sie es auch in dem vom Dichter aufgefaßten und umrahmten Stück Welt, das die inneren Beziehungen des Ganzen aufeinander durchblicken läßt. Und so ist auch hier, wie oben von seiner Biographie bemerkt worden, jene höhere Ironie zu spüren, die durch alle seine Schriften hindurchzieht.

c. Erwerb.

Obschon von Hause aus nicht ohne Vermögen, war G. doch nicht reich, wenigstens nicht reich genug, um nicht „auch

des leidigen Vortheils willen" manchmal arbeiten zu müssen. [Schill. Nr. 462, S. 196.]

Schiller führt ihm zwar sehr christlich den Spruch zu Gemüthe: „Trachtet nach dem was droben ist, so wird euch das Uebrige Alles zufallen." [S. 198.] Aber es fiel ihm nicht so zu. Schiller hatte gut reden; Goethe mußte sich's sauer genug werden lassen. [Nr. 466, S. 209.] „Es ist Ihnen kein Geheimniß, schreibt er — unter dem 3ten Mai 1799 — an einen Freund, daß ich nicht reich bin, sondern nur durch Ordnung und Thätigkeit meine freilich etwas breite Existenz soutenirenkann." Erst mit dem Jahre 1815 wurde sein Gehalt bedeutender, und doch fiel der meiste Aufwand den er zu machen hatte, gerade in die lange Zwischenzeit von 1786 bis dahin. Auch nach der Zeit hatte er es gerade nicht überflüssig.

Man darf daher mit Grund der Wahrheit sagen, daß G. von seinen vielen Schriften niemals den Vortheil und Gewinn gezogen habe, den man erwarten möchte.

Dieses lag Anfangs in den Buchhändler-Verhältnissen der frühern Zeit [XXVI, 112 ff.]; dann aber auch an dem Autor selber, der mit seinen Erzeugnissen nicht so zu wuchern verstand (*) wie andre Autoren; auch keinen solchen Unterhändler hatte wie Herder an seiner Frau.

In der ersten Zeit nahm G. für seine Poesien kein Honorar, fast für Simonie haltend mit einer Gottesgabe, wie das Talent zur Poesie, Handel zu treiben. [XXVI, 112;

(*) „Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand." [I, 357, Nr. 34b.]

it. XLVIII, 15.] (*) Er ließ seine kleinen Aufsätze auf seine Kosten drucken, verschenkte die Exemplare an seine Freunde und Gönner, und überließ meist dem Commissionär den Verschleiß und etwaigen Gewinn der übrigen.

Er verschenkte auch wohl sein Manuscript zu beliebigem Gebrauch an einen armen Freund und Jugendgenossen, der es dann anzubringen und in ein gutes Honorar zu verwandeln wußte. (**)

Götz von Berlichingen ließ Er und Merck auf gemeinschaftliche Kosten drucken; beide aber hatten noch lange an dem Papier dazu zu bezahlen, als das Stück bereits ein Quadro citato und der Autor ein berühmter Schriftsteller war. (***)

Mit seinem Werther scheint er zuerst ein leibliches Honorar von Weidmann gewonnen zu haben; aber Himburg druckte seine sämmtlichen Schriften nach, ohne dem Verfasser etwas anderes als ein Caffee- oder Theeservice von Berliner Porcellan dafür zu erwiedern [XLVIII, 15, 16]; und ein anderer Berliner Buchhändler, Mylius, bot ihm für die Stella, als das Höchste wozu er sich entschließen könne, zwanzig Thaler im Ganzen an. (†)

(*) Gellert bekam für seine Fabeln ein und dreißig Gulden zum — Trinkgeld. S. Gleim's Briefe an Heinse vom 29. Juni 1774. Lessing für seine Minna — Nichts! S. Ramler's Br. an Knebel Nr. 2.

(**) Briefe an und von Merck Nr. 3, S. 244. mit Wagner's Note.

(***) Es ging also G'n. wie weiland dem Martial [XI, 3] wenn er klagt:

— dicitur et nostros cantare Britannia versus.
Quid prodest? nescit Sacculus ista meus.

(†) Briefe an und von Merck Nr. 21, S. 14.

Die erste Ausgabe seiner Schriften bei Goeschen in 8 Bänden scheint ihm noch am besten honorirt worden zu seyn, wenigstens bezeigt er sich damit zufrieden; (*) welches jedoch, wenn man seine Genügsamkeit und Billigkeit kennt, nicht gerade für die äußerste Generosität beweisen würde. Die folgende Ausgabe wurde in aller Stille, ohne Vorwissen (**) des Autors, veranstaltet.

Das erste bedeutende und als solches auch gehörig beneidete und ausposaunte Honorar ward ihm für die Taschenausgabe seines Herrmann und Dorothea, aber auch nur für diese; alle folgenden, große und kleine, prächtige und ordinäre gingen stillschweigend mit in den Kauf, wenigstens hat G. nie einen Pfennig dafür erhalten. Also auch hier wieder das nescit Sacculus ista meus! Schlimmer noch erging es seinen wissenschaftlichen Arbeiten.

Die Metamorphose der Pflanzen konnte er selbst bei dem bisherigen Verleger seiner Schriften nicht anbringen; so gering auch das Opfer von etwa sechs Bogen möglicher Maculatur gewesen seyn würde. [S. Zur Naturw. und Morphol. Bd. I, Heft I, S. 66.]

Bei der Farbenlehre aber scheint der Verleger sogar sich gegen den Autor verschworen zu haben, indem er gleich einen so hohen Preis stellte, daß schon dieserwegen das Werk kein Publikum finden konnte und demnach das eigentlichste Interesse des Autors: „seine jahrelangen wichtigsten Bemühungen im Publikum verbreitet, anerkannt und beurtheilt zu sehen," unbefriedigt blieb, ja daß man Widerlegungen ankün-

(*) Zur Morphologie, Bd. I. Heft I. S. 65.
(**) Vergl. Schiller's Briefw. Nr. 965.

digte, ehe das Buch selbst nur bekannt war, das die deutschen Physiker noch immer ignoriren, während die Engländer es übersetzen.

Die Subscribenten auf die Octav-Ausgabe von 1806 — 1819 wollten durch soviele Jahre hindurch immer nicht vollzählig werden; daher ward eine Ausgabe letzter Hand nöthig befunden, um die unbegreifliche Stockung zu heben, und eine durch die andere flott zu machen.

Was schwatzt man also von einem berühmten, ja vergötterten Autor, wenn dessen Werke die Wenigsten nur dem Namen nach kennen, geschweige denn sie gelesen haben!

Leicht hätte G. andere Verleger finden können; allein er blieb, theils aus einer Art Pietät und Dankbarkeit, theils aus Unglauben und Zweifel an einem interesselosern uneigennützigern, [Z. Nr. 509, S. 201; coll. Nr. 507, S. 195], bei dem einmal gewählten und gewohnten stehen; der denn auch, troz der herkömmlichen Verlegerklagen, noch so ganz leidlich mit ihm gefahren zu seyn scheint, indem die verschiedenen Ausgaben doch endlich zu entschiedenen Einnahmen führen mußten.

Goethe hatte, bei der allgemeinen Gleichheit, sein Genie zu versteuern [XLVII, 252], wie alle Schriftsteller ihre Geistesthätigkeit, sofern sie durch Schrift und Druck in Oeffentlichkeit übergeht. Sie wird also wie ein Grundstück angesehen, und es scheint demnach ganz einerlei ob man Cartoffeln und Runkelrüben anbaut, oder Vernunft und Verstand; nur mit dem Unterschiede, daß man den Erzeugern jener Absatz für ihre Producte verschafft, dem Schriftsteller aber kein Unterbringen seiner Geisteswaare, ja daß diese für vogelfrei gilt, [XLVIII, 17. 18], und dem Nachdruck, dem

Plagiat wie der Nachahmung und Verfälschung ausgesetzt bleibt.

Denn wenn schon die Dichter in monarchischen Staaten im Etat keine besondere Rubrik haben, und eine allenfalsige Besoldung oder Pension unter einem ganz andern Titel beziehen; so dürfte dieses in rein-constitutionellen noch weniger der Fall seyn, daß ein Poet, wenn er nicht „ein verfassungsmäßiger" ist, je anders honorirt werde, als höchstens durch eine gelegentliche Remuneration, die von einem Almosen nicht wohl zu unterscheiden seyn möchte.

So haben es denn auf jeden Fall die Sänger mit ihrer, einer Generals- oder Ministerbesoldung gleichkommenden Gage besser als die Dichter; ja schon in sprachlicher Hinsicht gilt jenes Wort für vornehmer und edler als dieses, und die bloßen Töne — denn mehr als die bloßen Vocale hört oder versteht man doch selten — wollen mehr besagen, als die gefühlvollsten geistreichsten Worte! Kann man es dem Dichter verübeln, wenn er Nichts von einem Publikum wissen will, sondern wie der Citharoedus Aspendius lieber Alles intus canit, oder nur quasi parlando in zahmen Xenien hinmurmelt? Er giebt deßwegen nicht gleich sein Innerstes auf — wie ein Philologe ihn gröblich mißversteht, nur um auch ihm Eins versetzen zu können — sondern behält es für sich und seine Freunde. [Vgl. XLVI, 11. 12. it. XX, 248; XXVII, 79; Schill. Nr. 349, S. 208.]

XIII. Reisen.

Mit Goethe zu reisen war ein hoher, ja höchster Genuß.

Von ihm gilt, was er über Sterne bemerkt, „daß dessen Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, nicht leicht ihres Gleichen finden." [XLIX, 125.]

Nicht allein daß er dann vom besten Humor, der liebenswürdigsten Offenheit, der genügsamsten Zufriedenheit, der zwanglosesten Aisance war; auch die allseitige Empfänglichkeit für Naturscenen und Naturerscheinungen, wie für die menschlichen Zustände, breitete sich an ihm aus, mit liebevoller Anerkennung, mit mildschonender Gerechtigkeit.

Durch ihn lernte man sehen, hören und fühlen, wäre man sonst auch weniger dazu geeigenschaftet gewesen; sein Allverstehen, seine Alltheilnahme machte, daß man das selbstständig Beobachtete und Bedachte unbefangen äußern und gewiß seyn konnte, Zustimmung zu finden, ja das eigne Product von Gemüth und Phantasie durch ihn bereichert und verschönert zurückzuerhalten. Ein köstlicher Humor, ein muthwilliger und doch harmloser Witz, der die versteckte und unerkannte Seite an einer Sache, einer Person herauszukehren und hinzustellen wußte.

Kein besonderes Accident in der Natur blieb unbeachtet und ohne Erklärungsversuch, keine Seltsamkeit in der Menschenwelt unbemerkt und unerörtert. Alles wurde mit Gunst und Liebe, ohne Sentimentalität, saisirt, mit Billigkeit gerichtet, mit Schonung abgefertigt; das Verkehrte, Absurde, Abgeschmackte nur mit Lachen und dem feinsten Spott beseitigt, ohne strenge Rüge, ohne herben Tadel.

Jena und Carlsbad waren für seine poetischen Productionen sehr günstige und förderliche Orte. Nicht nur die Sonette, die Wahlverwandtschaften, Pandora, sondern auch die kleinen Gemälde, St. Joseph, die neue Melusine u. a. m. wurden dort, wenn nicht alle concipirt, doch größtentheils ausgebildet und zur ersten Erscheinung gebracht.

Mir gewährte es ein unbeschreibliches Vergnügen, bei dem Entstehen, dem ersten Anlegen der Zeichnung, dem Untermalen gegenwärtig zu seyn und, wenn ich so sagen darf, zuzusehen.

Denn wie ich in meinem Knabenalter in der Werkstatt eines Bildhauers, nach wenig Stunden aus einem rohen Lindenklotz zuvörderst eine menschliche Gestalt, sodann schon näher die Figur eines Mannes, zuletzt die unverkennbare Attitüde eines den guten Hirten vorstellenden Lammtragenden Heilands hatte werden sehen — so war ich hier nicht nur Augenzeuge, sondern auch Gehülfe bei Entstehung und Bildung der lieblichsten Novellen, Mährchen und Allegorien, indem ich mit rascher Feder die Dictate des Dichters auffaßte und sie zur äußern Erscheinung, zur nähern Uebersicht, zur ferneren Ueberarbeitung und Ausbildung in Wort und Styl, in reinlicher Hinschrift vor Augen legen konnte.

Das Besprechen des Plans, die Prüfung und Anwendung der einzelnen Motive, füllte die Mußestunden der Spaziergänge, der Tischzeit; wozu sich Bemerkungen und Reflexionen aus dem Leben überhaupt gesellten.

Man lebte und verkehrte selbst unter diesen eingebildeten Personen der Phantasie, als wären es wirkliche: wie sie denn auch zu Vergleichungen mit wirklichen, Anlaß und Parallele boten.

Für Charlotten's Persönlichkeit fand ich bald unter den Badegästinnen eine G'n. nicht unwillkommene Repräsentantin. So fehlte es auch nicht an einem Hauptmann, nicht an einem leibhaften Lord; und für Mitlern wie für den Architect ließ sich sogar eine portraitähnliche Verwandtschaft nachweisen.

Eine zweite Beschäftigung, sowohl in Carlsbad als in Jena, war das Zeichnen. Daß G. von Jugend auf sich in der bildenden Kunst versuchte und namentlich den Sinn für Landschaft durch eigene Proben bethätigte, sagt er selbst an mehrern Orten seiner Lebensbeschreibung; aber auch, daß seine eigentliche Anlage nicht auf die bildende Kunst gegangen, sondern daß er in der Beschäftigung damit nur eine Art Befriedigung seiner Sehnsucht gefunden habe; wie denn kein Mensch einer solchen überhoben seyn könne.

Bei ihm war sie um so begreiflicher als er die Gedanken, den Geist der Natur in ihren Schöpfungen erfassend, auch ihr Körperliches abzuspiegeln wünschen mußte.

Auch in diesen Leistungen zeigte sich der Poet und das Eigenthümliche seiner Darstellungsweise. Bei unvollkommner nicht routinirter Technik war doch alles was er machte, der flüchtigste Croquis sogar, ausgezeichnet durch etwas, was

man Styl nennen könnte, durch großartige Auffassung des Wesentlichen, in einer gewissen Tüchtigkeit; man konnte es mit seinen eignen Worten „den Geist des Wirklichen" nennen. Daher ward auch was sonst unbedeutend erschien, imposant dadurch, daß es seinen Character behielt und von Zufälligkeiten befreit, eine ideale Wirkung hervorbrachte, ohne eigentlich idealisirt zu seyn.

Eine saubere oder gar geleckte Manier in der Zeichnungsweise muß man daher nicht von ihm erwarten, noch dieses Mangels an technischer Fertigkeit und Vollendung wegen, seinen Versuchen überhaupt verdienstliche Bedeutsamkeit absprechen.

Daß es aber ein Bild giebt, daß es gut componirt ist, daß es der Phantasie noch Raum läßt sich das Detail hineinzudichten, — wie die Ferne einer Landschaft unsere Einbildungskraft auffordert nach dem Gemüth sie sich zu detailiren — diese nur der Kunst eigene Wirkung hat auch das Kleinste seiner graphischen Versuche.

Er wußte dem geringsten Gegenstande etwas abzugewinnen und ihm eine Gestalt und Haltung zu geben, die ihn wonicht immer idealisch, doch alterthümlich respectabel oder naiv erscheinen ließ.

So z. B. einen gemeinen Brunnen bei Carlsbad erhob er zu einem Aussehen, daß er zur Staffage für einen Christus im Gespräch mit der Samariterin hätte dienen können.

Manchmal war ich verwundert, einen Gegenstand der mir aufgefallen war und worüber ich mich nach meiner Weise in Worten und Vergleichen ergangen hatte, in der Stille von ihm aufgefaßt, zu Papier gebracht und in ein Genre-Bildchen verwandelt zu sehen.

Ich erzähle das Prägnanteste der Art:

Als wir eines Mittags in Zwote dem Diné entgegenharrten und ich unterdessen am Fenster stehend mich in der Gegend umsah, gewahrte ich unter demselben gegenüber ein großes Crucifix, wie dergleichen in Böhmen und Schlesien an den Landstraßen und Feldern genug zu sehen sind, unter welchem eben einige Gänse weideten, andere ausruhten. Immer den Kopf voll von lateinischen und griechischen Vocabeln, rief ich auf einmal aus Anseres Christicolae! G. kam, sah, lächelte und wiederholte mit seinem gewöhnlichen asserirenden und gutheißenden Tone, wie ein Responsorium: Anseres Christicolae. Ein Geschäft am Wagen etwas zu untersuchen, nöthigte mich hinauszugehen; bei meiner Rückkunft fand ich ein hübsch componirtes Bildchen mit der Feder gezeichnet, eben jene andächtigen Gänschen, das mich nicht wenig überraschte und erfreute. Es wurde hierauf mit etwas Biester und Tusche angewaschen, und ist noch unter seinen Zeichnungen mit obiger Unterschrift Anseres Christicolae anzutreffen.

Mehrmals sah ich so mich überrascht und erfreut durch seine künstlerisch-poetische Auffassung solcher Natur-Accidents, die mir unterwegs lebhaften Ausruf der Freude und der Bewunderung entlockten.

So z. B. ein jetzt nicht mehr vorhandener Hügel vor der Stadt Hof, damals ein Marmorbruch; bereits zu einer überhängenden Bergwand ausgehölt, mit einem darauf nur schwebenden Häuschen, das nächstens seinen Herabsturz fürchten ließ. G. zeichnete es von der pikantesten Seite, sodaß jenes nicht mehr in rerum natura existirende Accident,

gleichfalls durch seine Feder fixirt, noch lange den Besuchern seines Museums vorgezeigt werden kann.

Doch blieb G. nicht bloß bei Portraitirung oder portraitartiger Auffassung wirklicher Vorlagen stehen: er erfand, oder wie die Künstler reden, componirte Landschaften, die immer etwas Ausgezeichnetes haben, eine Idee, eine Stimmung ausdrücken.

Als einen der bedeutendsten Fälle dieser Art führe ich nur folgenden an:

Als eines Abends bei Knebel aus Bruces Reise in Abyssinien vorgelesen wurde, und Goethe, wie er gewohnt war, zur Beschäftigung der Hände indessen zeichnete, würden wir am Schluß der Vorlesung überrascht durch eine landschaftliche Darstellung von Gebirgen, Thälern, Wasserfällen, welche den Inhalt des Vorgelesenen uns zur Anschauung brachte und zur Bewunderung hinriß.

Wer sich auf Conceptionen versteht, Composition und kunstgemäße Verzierungen eines gegebenen Raums, wird in allen Skizzen Goethe's dieses erste Requisit des bildenden Künstlers nicht vermissen; Ausführung und Correctheit der Zeichnung aber nicht verlangen, noch Böttigerisch den Mangel derselben herausstellen. Daß G. es nicht zu einem erheblichen Technischen gebracht habe noch bringen können, gesteht er selber nur allzuaufrichtig ein [XLVII, 105; Z. Nr. 820, S. 305] — wie er aus dem was er vermochte oder nicht vermochte, kein Geheimniß machte — und schildert sein Unvermögen, auf eine rührende herzgewinnende Weise, in den schönen Strophen zu seinen von zwei Künstlern nachgestochenen Handzeichnungen. [Bd. III, 137 ff.]

Genug, ihm war die Beschäftigung mit der bildenden Kunst, Ausdruck oder Beschwichtigung einer Sehnsucht, dergleichen nach seiner Behauptung ein jeder Mensch haben müsse, und half ihm sich destomehr um Erkenntniß zu bemühen, von der er sich gerade soviel erwarb als er fürs Haus brauchte, d. h. „daß sein Enthusiasmus für irgend ein Werk verständig seyn und dauernd werden konnte."

Uebrigens gebrach es seinen Vordergründen nur an Kraft, die er ihnen zu geben sich nicht getraute, und auch nicht konnte, weil es ihm sowohl an den technischen Mitteln, als vorzüglich an deutlichem, bestimmtem Detail fehlte, dessen er in den Mittelgründen und Fernen überhoben war.

Seine Zeichnungen gelten also nur als skizzirte Ideen, als bildlicher symbolischer Ausdruck dessen was seine Phantasie, sein Gemüth beschäftigte, als Topo- und Chorographie der Regionen in denen sein Geist zu schweben liebte. Daß weite Fernen, Bergrücken, Thäler, Felsenklippen, Wasserstürze, Tempel, großartiges Mauerwerk der Inhalt derselben war, möge nur für die bemerkt werden, welche des Anblicks jener Zeichnungen entbehren müssen, zugleich aber auch für aufmerksame Leser seiner Schriften, welche dergleichen landschaftliche Partien auch in seinen schönsten Gedichten und Dichtungen antreffen werden.

Auf solchen Reisen, zumal nach Carlsbad und Teplitz, wurden niemals viele Bücher mitgenommen, theils des Ballastes unnöthiger Ueberfracht erledigt zu seyn, theils und wohl vorzüglich, weil aus langer Erfahrung abzunehmen war, daß man solche mitgebrachte Bücher am wenigsten liest, indem sich meist andre, die man an Ort und Stelle vorfindet oder angeboten erhält, der Aufmerksamkeit und des

Interesse's bemächtigen, und jene zurückdrängen und in Vergessenheit bringen.

Es fehlte uns auch niemals an interessanten Büchern und Brochüren, theils von Fremden dargeliehen, theils aus den Lesebibliotheken und Buchläden an dem Orte selbst entnommen.

So lasen wir, während einer Saison, Plutarch's sämmtliche moralische Schriften in der Kaltwasserschen Uebersetzung, die ein Badegast mitgebracht und dort bei seiner weitern Excursion als überlästig zurückgelassen, damit wir sie ihm nachbrächten.

Diese wie gesundene Lectüre gab uns gegenseitigen Stoff zur Unterhaltung über Tische, oder auf Spaziergängen; und bei einer solchen Gelegenheit mögen auch die räthselhaften „Mütter" im Faust zuerst in G's. Gedächtniß hangen geblieben seyn. Denn als er wohl zwanzig Jahre nachher mich darüber befragte — vielleicht um die Zeit als er am Faust arbeitend davon Gebrauch machen wollte — wußte ich nicht gleich zu sagen wo sie vorkämen; er aber erinnerte sich im Plutarch davon gelesen zu haben. Anfangs konnte ich die Stellen nicht finden, und unterließ oder vergaß das weitere Suchen; nach seinem Tode aber, als ich das Manuscript des Faust durchging, wachte Erinnerung und Forschlust wieder auf; ich fand beide Stellen, unterließ aber sie zu allegiren, weil sie für den Gebrauch den G. von jenen mystischen Dämonen gemacht hat, von keiner Aufklärung sind, da seine Gedankenwesen viel was anderes bedeuten.

Ebenso lasen wir Zinkgräfen's Apophthegmata, und ich erinnere mich, daß unter hunderten von Sprüchen und

Sentenzen keiner einen solchen Eindruck auf mich machte, als der Spruch:

nihil contra Deum nisi Deus ipse.

Mit Einem Male ahndete ich eine gränzenlose Anwendung und der Spruch blieb mir so tief eingeprägt, daß ich ihn nicht nur öfters bei Gelegenheit anführte, sondern ihn auch, als G. wegen eines Motto's für den dritten Theil seiner Biographie in Ungewißheit war, in Vorschlag brachte. Er kam ihm so anwendbar vor, daß er ihn sowohl als Denkspruch dem Buche voransetzte, als auch im Laufe der Erzählung namentlich zu deuten und auszulegen suchte.

Auf ähnliche Weise hatte er, nach meinem Vorschlag, für diese Biographie den Titel „aus meinem Leben" und „Wahrheit und Dichtung" beifällig aufgenommen, mit der kleinen Umstellung von „Dichtung und Wahrheit," aus euphonischen Gründen, weil in jener Verbindung zwei gleiche Buchstaben sich stoßen und zusammenkleben. Diese Stellung aber hat Manche veranlaßt zu glauben: die Hauptsache sey Dichtung und die Wahrheit nur adspergirt, wie die Philologen reden, da doch gerade umgekehrt Wahrheit der Stoff und die Form nur Dichtung ist. Er selbst erklärt sich darüber an mehreren Orten. [Z. Nr. 711.]

Dergleichen gelegentlich überbrachte Mittheilungen beachtete er sehr und wußte sie augenblicklich oder später in seinen Nutzen zu verwenden; wie er mich denn einmal höchlich überraschte durch den zu einer Parabel „Pfaffenspiel" [II, 222.] verarbeiteten Stoff, den ich aus meinen Kinderjahren ihm mitgetheilt hatte, ohne die Accomodation die er davon machen würde im geringsten zu ahnden. Mehrere

dergleichen Fälle könnte ich anführen, lasse es aber bei diesem als einem der prägnantesten bewenden.

Mit diesen poetischen und künstlerischen Bestrebungen und Versuchen, wechselten nächst Lectüre und Umgang mit interessanten Fremden, auch mineralogische Studien, wozu insbesondere die Umgegend von Carlsbad Material und Gelegenheit darbot. Auch in dieser Beschäftigung ging ich G. zur Hand.

Mich interessirten vorzüglich die sogenannten Kreuzcrystalle und Piniten. Ich studirte ihre Formen, zeichnete sie zuförderst trigonometrisch, dann perspectivisch; machte ein mathematisches Netz von Carton, um sie daraus zusammenzuklappen; schnitt sie in venetianischer Seife und formte sie in Thon nach, um mir das Characteristische derselben deutlich und geläufig zu machen.

Noch eine angenehme Unterhaltung bei Regentagen, woran Carlsbad so reich ist, gewährte uns das Erfinden von allerlei wissenschaftlichen Schematismen.

Wie G. bereits einer Temperamentenrose gedenkt, die er mit Schiller zusammen ausgedacht und aufgezeichnet [XXXI, 82]; so wurde diese Idee von neuem ergriffen, erweitert, vermannigfaltigt, auf andere Thema's übergetragen, und so kam unter andern auch eine Windrose des deutschen Geschmacks zu Stande, die sich besonders durch Bezeichnungen wie neualtdeutsch, altneudeutsch gar lustig ausnahm und nicht ohne Belege aus unserer Literatur blieb.

Von ernsterer Art und zu mannigfaltiger Betrachtung und Combination aufregend waren jedoch die aus der Dreieinigkeit eines Triangels ausströmenden wissenschaftlichen Tenden-

zen, deren Strahlenbüschel, einander berührend, ja durchkreuzend, das Gesammtgebiet der Thätigkeit des menschlichen Geistes wie auf einer Charte projectirten. In derselben Art wurden auch Poesie und Kunst behandelt, und dieses halb philosophische halb empirische Grillenspiel gewährte sowohl dem Einzelnen als Beiden zusammen ein geistiges Vergnügen, indem es zugleich mit einer Recapitulation des in jedem Fache Gewußten oder Zuwissenden verbunden war.

Noch wäre manches zu erzählen von Beschäftigungen, Abenteuern, Bekanntschaften, wie sie in Bädern sich auf kurze Zeit anknüpfen, zumal da die Gesellschaft sich von Monat zu Monat anders gestaltet; auch keine Saison der andern darin gleich ist: allein das Interessanteste und Bedeutendste hat G. selbst erzählt, und eine Nachlese würde wenigstens der anmuthigen Darstellung entbehren, die G. auch der geringfügigsten Sache zu geben wußte.

a. Gesellschaft.

War Goethe nun äußerst liebenswürdig auf Reisen und an fremden Orten, so war er es nicht minder zu Hause als Wirth bei sich, als Selbstgast in den Gesellschaften Anderer.

Bei Empfang und Begrüßung der ihn Besuchenden, mochten sie nun einzeln vor ihm erscheinen oder in Mehrzahl und bereits versammelt ihn erwarten, trat er sogleich mit natürlich heiterer Miene ohne erkünstelte Freundlichkeit ihnen entgegen, knüpfte durch Frage und Antwort mit Leichtigkeit das Gespräch an, und wenn er auch anfangs mit Um- und Vorsicht seine Worte stellte — da er doch auch fremde erst

kennen zu lernende Personen vor sich sah, auch wohl Andere wieder mit Andern bekannt zu machen hatte — so war er doch, nach den ersten unvermeidlichen Förmlichkeiten, sobald er wußte wie er mit Jemand dran war, in seinem gewohnten Humor und besonders während der Mahlzeit durchaus Er selbst, d. h. gesetzt-behaglich und Behaglichkeit verbreitend. Darin blieb er sich immer gleich, er mochte nun Gelehrte oder Künstler, mochte Civil- oder Militärpersonen, mochte Frauen oder Mädchen in seinem Besuchzimmer oder an seiner Tafel sehen.

Manchmal aber waren die Fremden selber im Anfang verlegen oder doch befangen, weil sie ihre mitgebrachten Voraussetzungen und Vorurtheile an die Gegenwart aufzugeben hatten, oder ihr eigenes natürliches Wesen vor falschem Respect nicht aufkommen konnte, ungeachtet sie hätten denken müssen, daß hinter dem großen Manne, wie sie ihn sich dachten, auch wohl der Mensch und zwar der ebenso große zum Vorschein kommen werde, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

Der ganz natürliche Ton, die ungesuchten Worte der Anrede, die obschon ernste und würdige doch nicht stolze noch weniger gespreizte Haltung hätten sie doch gleich überzeugen sollen, daß sie nicht in die Behausung eines Cyclopen oder Oger gekommen, wo sie für ihr Leben zu fürchten hätten, sollten sie auch das freundlich schon an der Schwelle sie empfangende Salve übersehen haben.

Meine unbedeutende Wenigkeit trat doch auch ein erstes Mal in sein Haus, ward doch auch ein erstes Mal ihm vorgestellt; aber ich wüßte nicht, daß mich bei seinem imposanten Anblick eine solche Furcht oder nur Befangenheit

angewandelt hätte. Im Gegentheil ward mir auf einmal erst recht wohl zu Muthe; ich fühlte mich innigst erfreut und befriedigt, einen Mann, den ich mir auf Anlaß seiner Schriften, Werther, Stella, Iphigenie, Tasso ganz sentimental gedacht hatte, vielmehr so natürlich und realistisch wie einen anderen Lebemann, so gutmüthig und Vertrauen erweckend wie man sich nur einen Pfarrer oder geistlichen Herrn denken mag, und doch dabei eine solche Weltklugheit und Menschenkenntniß ahnden lassend, wie mir in meiner Erfahrung bisher noch kein Mann vorgekommen war, als eine und dieselbe Persönlichkeit mir gegenüber zu sehen, und so Begriff und Anschauen eines wahren und völligen Menschen zu gewinnen.

In einem einfachen blauen Ueberrock, das kräftig ausdrucksvolle Gesicht von Luft und Sonne zeugend, umwallt von schwarzen Seitenlocken, das Hinterhaar in einen Zopf gebunden, schien er auf den ersten Anblick — einem wohlhabenden, behaglichen Pachter, oder einem vielversuchten Stabsoffizier in Civilkleidung eher zu gleichen, als einem sentimentalen und umbratilen Dichter, mit offenem Hemdkragen und lose um den Hals geschlungenem Seidentuch, wie etwa Schiller in den Portraiten jener Zeit zu sehen war. —

Aenderte sich nun auch in der Folge, durch den Wechsel der Mode und im Laufe der Jahre, sowohl Haartracht als Kleiderschnitt, zumal nach der französischen Invasion, — das Geist- und Gemüthvolle in seiner äußern Erscheinung blieb dennoch unverändert, ja gewann sogar bei größerer Annäherung und Gleichstellung mit der übrigen gesellschaftlichen Modewelt.

Woher also die gorgonenartige Abschilderung von G's. Kälte, Steifheit und abstoßendem Wesen ihren Ursprung genommen habe, weiß ich nicht, wenn es nicht eben jene unnöthige Furcht und ungebührliche, von ihm weder verlangte noch gebilligte Devotion solcher desapointirter Fremden war, die ihnen ein dergleichen Schreckphantom vorspiegelte, welches sie dann der leichtgläubigen Menge als ein gefährliches Abenteuer abzuschildern bemüht waren.

Ein solches Gerücht läßt denn auch acht Jahre nach seinem Tode, einen Herrn v. St. der ihn im Leben niemals gesehen, immer noch von G's. Kälte und Steifheit sprechen, obschon überhaupt es eine lächerliche Prätension ist, gerade von einem Manne wie Goethe eine solche Alles gleich umarmende Herzlichkeit, die noch dazu nicht einmal grunddeutsch ist, zu verlangen, während man sie hundert Andern, Dichtern und Staatsmännern, nicht zumuthet. Noch anmaßender aber ist es, von einer lächerlichen Anmaßung Goethe's in den Naturwissenschaften, worin er doch nur ein Dilettant sey, so cavaliermäßig zu salbadern und sich dabei auf ungenannte Autoritäten zu berufen, die soviel als keine sind. Muß man nicht glauben: der Mann habe Böttiger's Hefte vor Augen gehabt; seine Manier wenigstens hat er ihm abgelernt mit einerlei Zunge zweierlei Reden zu führen, denselben Mann als ersten Dichter über alles zu stellen, und zugleich lächerlicher Anmaßung in Kunst und Wissenschaft zu bezichtigen, ganz wie G. das Verfahren Böttiger's ausdrückt:

> „Der Nachbar sey brav in vielen Stücken,
> Doch könne man ihm auch etwas am Zeuge flicken."

Freilich ein Johann-Falkischer verhängnißvoller (*) Händedruck, oder ein Jean-Paulisches Anbiedern mit Kuß und Umarmung wäre ihm apprehensiv gewesen, da es ihm nicht gegeben war gegen die Menge und mit der Menge herzlich zu seyn. (**)

Auch von dieser Art Enthusiasten kann das Geschrei über G's. Kälte und Starrheit ausgegangen seyn. „Man kann nicht für Jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte;" [XLIX, 66]; und so kann es immerhin seyn, daß G. sich nicht mit Allen und nicht Alle mit ihm sich behagen mochten. Wieviele hätten denn auch ein Recht gehabt, auf Du und Du mit ihm zu seyn?

Werner, Oehlenschläger, von Arnim, Boisserée, Grimm, Förster und Andre könnten bezeugen, wie zwanglos, natürlich, aufrichtig, wohlwollend und theilnehmend, er sich gegen sie erwiesen, wie er ihr Thun und Treiben belobt, und ihre Zwecke, insoweit er sie billigen konnte, gefördert habe.

Indeß haben doch einer und der andre in der Folge G'n. es wenig Dank gewußt, und sich mündlich und schrift-

(*) Johann Falk hatte dem alten Voß durch einen biderben Händedruck ein langwieriges Oberbein zugezogen, das dieser ihm sein Lebenlang nicht verzeihen konnte, und ihm gewiß noch im Hades so nachträgt, wie Ajax dem Ulysses den Betrug mit den Waffen. [Odyss. XI, 544 ff.]

(**) „Frau von der Recke war hier nicht in ihrem Elemente" — schreibt er an Knebel. — „Sie mag gern Alle und Jede genießen (*) und sich überall so gut aufgenommen sehen, wie sie jeden aufnimmt. Man war ihr höflich mehr als herzlich. Mir ist's wenigstens nicht gegeben gegen die Menge und mit der Menge herzlich zu seyn."

(*) Dieses lautet doch etwas glimpflicher als wenn Herder sie geradezu eine geistige Lupa nennt. — [Brief an Knebel Nr. 30. S. 294.]

lich über ihn mit Spott und Satyre ausgelassen; aber er ist so vielfach verunglimpft worden, daß man endlich auch hier sagen mag: **transeat cum ceteris etc.**

Ueber Tische führte G. keineswegs allein das Wort; vielmehr setzte er einen Jeden à son aise, daß er gern und leicht was ihn interessirte an den Tag legte; und da G's. Vielseitigkeit für Alles Sinn bezeigen konnte, an Allem verständigen und wohlwollenden Antheil zu nehmen wußte: so rückte ein Jeder mit dem Eigensten hervor, überzeugt, daß er Theilnahme, Zustimmung, ja wohl Beiträge als Erwiederung zu erwarten habe.

Nun aber zeigte G. auch unaufgefordert sich beisteuernd zur allgemeinen Unterhaltung. Ein heiterer Scherz, ein augenblickliches ungesuchtes Witzwort, ein passendes Brocardicon, eine feine Persiflage menschlicher Schwächen und Thorheiten, eine ermunternde Paradoxie, eine ironische Beschönigung von gewissen Maximen, die er im Ernst weder selbst ausübte noch an Andern gebilligt hätte, ja ein sich selbst zum Besten geben, zufolge seiner eigenen Erklärung:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen,
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten." [II, 298.]

Dieses und noch vieles Andre machte die reiche abwechselnde Unterhaltung bis zu Ende der Tafel.

So scherzte er einmal, als von den Engländern und ihrer undeutlichen sylbenverschluckenden Aussprache die Rede war: sie schienen so hungrig und schwer zu sättigen, daß sie zu den Speisen auch noch Sylben verschlingen müßten, wie

die Vögel noch Sand und Steinchen, um der Verdauung nachzuhelfen.

Als in den letzten Jahren mehrere Dichter, unter ihnen auch Tieck und Matthisson, nach Weimar gekommen waren und ihn besucht hatten, nannte er dieß scherzhaft eine Zusammenkunft der Renomméen. In der neusten Sprachweise würde man Notabilitäten sagen; wie er denn mit dieser Sprachform für die Abstracta spielend auch wohl von einer Geborenheit sprach, welches in Beziehung auf den ehemaligen Sprachgebrauch von Geborenen, (d. h. Adeligen) und Ungeborenen (d. h. Unadeligen) nicht ohne sarkastischen Seitenblick war.

Von Reichard, dem sowohl democratischen als aristocratischen Parasiten, der sich in seinen Briefen oder wo sonst seines guten Magens gerühmt hatte, sagte er: „Darum habe er auch alle Welt beschmausen können." Denn er hatte schon früher seine Freude über das Aperçu, die Aehnlichkeit zwischen Reichard und Napoleon entdeckt zu haben, denselben Rictus und Ton, dieselbe Unbarmherzigkeit u. s. w., darum auch sein odium ex paritate. Dieß brachte ihn auf den Einfall, daß „ein schmarutzender Tyrann" oder „tyrannischer Schmarutzer" ein gutes Stück geben würde. Vielleicht ist die neuste Zeit so glücklich, einen solchen Character aufzustellen, da es ihr nicht an brauchbaren Motiven fehlt.

Zeigte G. so als Wirth ein anmuthig würdiges Wesen, so war er als Gast Anderer fast noch einnehmender, indem er, obschon der Vornehmste in der Gesellschaft, mit den Uebrigen sich auf gleiches Niveau stellend, einem Jeden Ansprache ebenso gefällig bot, als freundlich erwiederte.

Am aufgewecktesten erwies er sich freilich in kleinern Zirkeln, in Jena bei seinem Freunde Knebel, desgleichen bei Frommann, in Weimar aber in den gewählteren kleineren Soiréen der jovialen und geistreichen Hofräthin Schopenhauer; hier war er stets vom besten Humor, so gesprächig und mittheilend wie nur je, scherzte, erzählte, las vor, Eignes oder Fremdes, z. B. Calderon's standhaften Prinzen in mehreren Abenden; hörte aber ebenso gern Andre etwas vortragen, wobei er, um nicht ganz unthätig dazusitzen, am liebsten an einem besondern Tischchen, das für ihn immer bereit stand, zu zeichnen pflegte. Im Selbstvorlesen liebte er öfter abzusetzen und kleine Pausen eintreten zu lassen, theils der gespannten Aufmerksamkeit der Zuhörer einige Ruhepunkte zu gönnen, theils Bemerkungen einzustreuen die zu besserem Verständniß des Vorgelesenen dienen konnten.

Man ließ ihn gerne nach seiner Art gewähren, da er so gemüthlich sein Inneres offenbarte, und dessen was ihn erfreute oder ärgerte kein Hehl hatte. Auch bei dem Vortrag Anderer bat er sich einen Augenblick Innehaltens aus, zu ähnlichem Behuf: welche Unterbrechung denn wohl einem hastigen Vorleser manchmal unangenehm seyn konnte; doch geschah es nur selten, und bei Personen die ihm eine solche Störung nicht übelnehmen konnten. Seine Bemerkungen, meist ästhetischer Art, waren, wenn auch kurz, doch geistreich, in das Wesen der Kunst oder das Talent des Autors eindringend. Was er aber selbst that, gestattete er nun auch Andern, und jeder mochte seine Meinung aufrichtig und unbefangen äußern, wodurch allererst eine gemeinschaftliche Theilnahme sich ermittelte.

Um mehr Abwechselung in die Unterhaltung zu bringen und das Zuhörer-Personal ebenfalls zu beschäftigen, behandelte er einstmals dieses als Chor und ließ es mit dem Refrain einer Romanze, in der Mitte und am Schluß der Strophe, sprechend einfallen, welches eine wunderbare mit dem Inhalt des Gedichts, das von einem für eine Glocke verkauften Mädchen handelte, harmonirende Wirkung that, da es melodische Frauenstimmen waren, die dieses Glockengeläut nachbildeten. Nur die Geistlosigkeit Einiger fand die Sache lächerlich, während sie in einer andern Gesellschaft mit Beifall aufgenommen wurde.

In diesen Zirkeln trug auch Zacharias Werner an mehreren Abenden sowohl seine Sonette und Romanzen, als seine Trauerspiele Wanda, und das Kreuz an der Ostsee actweis vor.

Frommann, immer zuerst mit der neusten ästhetischen Literatur bekannt, und dazu ein überaus guter natürlicher Vorleser, ohne Declamation, brachte außer Shakspearischen Stücken auch die Kleistischen Erzählungen und Dramen, den Dominicaner, Hans Kohlhaas, den zerbrochenen Krug rc. zur abendlichen Unterhaltung. Goethe gab eins und das andre seiner neusten Gedichte oder auch kleine Erzählungen, die er nachher in die Wanderjahre aufgenommen, zum Besten; aber auch Fremdes. Unter anderm las er A. W. Schlegel's Sonette an seine Stieftochter Augusta Böhmer, höchst gefühlvoll, mit sichtbarer Rührung, und nicht endender Belobung. Ebenso „den Bund der Kirche mit den Künsten," das er für eins von Schlegel's besten Gedichten erklärte.

Hätte man eine jede dieser Abendunterhaltungen, sowohl in Jena als in Weimar, protocolliren können, und auch nur das Wesentlichste daraus fixiren, um es der Oeffentlichkeit zu übergeben, Goethe würde von einer Liebenswürdigkeit im geselligen Leben erscheinen, von der die Welt keinen Begriff hat, und selbst die, welche sie persönlich mitempfanden und genossen, würden überrascht seyn, sie im Ganzen in solcher Mannigfaltigkeit und Fülle noch einmal zu übersehen.

Diese Versicherungen dürften freilich wenig oder nichts verfangen bei allen den Fröstlingen, welchen die prätendirte Kälte G's. so in die Glieder gefahren ist, daß sie sich nicht wieder für ihn erwärmen und einem Vorurtheil entsagen können, das nicht einmal auf ihre eigene Selbsterfahrung gegründet ist.

XIV. Fremde.

Bei G's. unendlicher Gastfreundlichkeit, die er zumal in früheren gesunden Jahren ausübte, konnte es nicht fehlen, daß man nicht täglich, wenigstens wöchentlich, Einheimische oder Fremde, einzeln oder in Partien an seinem Tische gesehen hätte.

Da G. auch in dem socialen Sinne die Honneurs von Weimar machte, so wurden die Fremden die ihn zu besuchen kamen, Gelehrte, Künstler, berühmte Reisende, weß Glaubens sie seyn mochten, auch Juden und Judengenossen, gewöhnlich zur Tafel gezogen. Ich bin in den ersten 9 Jahren beständig, und nachher, wenn meine Amtsgeschäfte oder Gesundheitsumstände es verstatteten, Theilnehmer an diesen geselligen Freuden gewesen.

G. zeigte sich hier besonders liebenswürdig; er gab den Gästen, den Fremden, Gelegenheit sich mannigfach zu äußern und das, was ihnen eigentlich am Herzen lag, an den Mann zu bringen, indem er ihnen durch guten entgegenkommenden Humor, durch fein und geschickt adressirte Fragen zu einer leichten Entbindung verhalf.

Nach einer reichen Unterhaltung bei Tische ließ es G. nicht daran fehlen, von seinen Kunstschätzen dasjenige vor-

zulegen oder vorzuzeigen, was dem Geschmack und der Neigung der Beschauer gemäß seyn konnte. Portefeuilles wurden herbeigeholt, Schränke geöffnet, um Zeichnungen, Kupferstiche, Majoliken, Münzen, Medaillen, Mineralien und dergleichen den Gästen vorzuweisen, und auch in gemischter Gesellschaft von Herren und Damen das jedem angemessene zur beliebigen Betrachtung mitgetheilt.

Wunderliche Urtheile der Besichtiger wurden mit gutem Humor ertragen, beschwichtigt oder mit einem Spaß auspariert. Niemals ein Besserwissen, ein Streiten, noch unzeitiges Belehren von seiner Seite.

G. lernte seine Menschen kennen, traf auf schon bekannte Phänomene, oder entdeckte neue Modificationen. Zuweilen wohl, wenn ihn gerade der Schalk drückte und ein guter Einfall sich Luft machen wollte, nahm er einen Vertrauten beim Arm, ihn bei Seite ziehend in ein anderes Zimmer oder an ein entferntes Fenster, und brachte seine Bemerkung mit ernsthafter Miene und der leiser gesprochenen Eingangsformel: lieber N. N. „wissen Sie wohl wie mir das vorkommt?" „haben Sie wohl bemerkt u. s. w. wie eine Carabinade an, und zog sich eben so rasch und unbefangen wieder zurück.

Nach Weggang der Fremden hatte er keineswegs die unlöbliche Art anderer Bewirther, sich über seine Gäste und ihre Eigenheiten aufzuhalten. Vielmehr war das erste, was er gegen mich oder einen andern Vertrauten über den Fremden äußerte, eine freudige Anerkennung dessen was der Mann nach seiner äußern und innern Erscheinung gelten konnte.

Das Eigenthümliche seines Werthes hatte er gleich faisirt, und gewisse Eigenheiten oder auch Seltsamkeiten influirten

nicht auf sein Urtheil, wenn sie auch seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen waren.

Man könnte die unterhaltendsten Tischgespräche liefern, hätte man damals daran gedacht, oder denken können, nur das Merkwürdigste und Bedeutendste davon aufzuzeichnen.

Nur Eines oder das Andere, wie es mir nach Jahren noch im Gedächtniß ist, weil es sich durch Einzigkeit gleich tief und unverlöschlich einprägte oder in mein Tagebuch augenblicklich notirt wurde, will ich im Verlauf beibringen, um die oft seltsamen Personen, die G. besuchten und von ihm aufs Beste bewirthet wurden, zu characterisiren, und G's. Liebenswürdigkeit als Wirth im heitersten Lichte zu zeigen.

a. Martin Friedrich Arendt.

Unter den vielen sich selbst empfehlenden oder von Andern empfohlnen Fremden, die gleich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in G's. Hause sich zeigten, war auch der von G. selbst besprochene und treffend characterisirte Runen-Antiquarius Arendt. [XXXII, 45.]

In einem Aufzuge der schon an den homerischen Irus erinnerte, obgleich Literator und mit Manuscripten aller Art reichlich versehen, trat er doch ohne weiteres als in einem alten langen von oben bis unten zugeknöpften Ueberrock, dessen allseitige tiefe Taschen oder vielmehr Schubsäcke die unschätzbaren Documente verwahrten, als ein omnia sua secum portans auf, machte zuerst G. dann mich mit der isländischen Literatur und den Naturmerkwürdigkeiten jener Gegend bekannter; doch konnte ich keine eigentlichen sprachlichen Aufklärungen, um die es mir zunächst zu thun war, von ihm erhalten.

In einem benachbarten Gasthofe einlogirt speiste er fast jeden Mittag an G's. Tische, unterhielt uns mit seinen Reiseabenteuern, antiquarischen Recherchen u. s. w. ohne in das doppelte Spiel seiner Luft- und Speiseröhre eine Pause zu bringen oder der andern den geringsten Abbruch zu thun. Es schmeckte diesem Ausgehungerten jederzeit so vortrefflich, daß er eines Mals, nachdem er mit Hammelbraten und Gur-

kensalat zuerst den Teller dann den Magen reichlich gefüllt hatte, nun auch die köstliche Brühe von Gurkensaft und Oel und Essig nicht wollte umkommen lassen. Den Teller schon mit beiden Händen zu den Lippen erhoben um ihn auszuschlürfen, fiel es ihm doch noch ein für diese studentikose Manier um Erlaubniß zu bitten. G. mit unnachahmlicher Bonhommie, Ruhe und Treuherzigkeit hieß ihn „sich nur ja nicht zu geniren," indem er, während daß jener schlürfte, das Leckere einer solchen Mischung von Bratenbrühe und Gurkensaft rühmend auseinandersetzte, und so den Genießer ermuthigte, sich ganz zwanglos dem Behagen des erquicklichen Trankes hinzugeben.

Diese ungeschlachte Rohheit die uns Andern, worunter auch einige junge Schauspielerinnen waren, theils ärgerlich, theils lächerlich däuchte, discreditirte ihn jedoch bei G. so wenig, daß dieser die Sache nur lustig nahm und wie eine naturhistorische Merkwürdigkeit aus der Diätetik der Vierfüßer ansah; ja es hielt ihn nicht ab ein andermal, als G. eben den hohen Herrschaften eine der gewöhnlichen Vorträge über Natur- und Kunstgegenstände zu geben hatte, diesen étrangeren Antiquar der Herzogin vorzustellen, und ihm zu einem Vortrage über isländische Natur und Alterthümer Anlaß und Erlaubniß zu verschaffen.

Der antiquarische Irus hatte nun schon zwei Wochen lang fast täglich, oder einen Tag um den andern, die Geheimeraths-Küche kennen und schmecken gelernt, als er zu bemerken glaubte: der Turnus der Speisen kehre zu bald wieder und zeige wenig Abwechselung in Gemüsen und Beiessen. Ohne viele Umstände begab er sich beim Weggehen in die Küche, um die Inhaberin darüber zu constituiren, daß sie so

wenig für Veränderung sorge. Er sey in Schweden und Norwegen, bekanntlich kälteren Ländern als Deutschland, gereist und habe innerhalb vier Wochen wohl an vierzig verschiedene Gemüse zu genießen bekommen. Sie möge daher auf größere Abwechselung und Mannigfaltigkeit bedacht seyn.

Die amazonenhafte resolute und mit gutem und schnellem Mundwerk ausgerüstete Köchin erwiederte ihm hierauf mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit: „Nehmen Sie mir nicht übel, Herr Doctor, oder wie man Sie etwa titulirt, Sie mögen ein gelehrter und weitgereister Mann seyn, aber vierzig Gemüse giebt es überhaupt nicht, das muß ich Ihnen nur sagen, hier zu Lande, am wenigsten in unserm Weimar. Nennen Sie mir doch einige, fuhr sie etwas gelassener fort, die Sie wünschen und die zu haben sind, so will ich sehen ob ich Ihnen dienen kann. Außerdem werden Sie sich schon mit dem begnügen müssen, was der Herr Geheimerath und wir alle nicht besser haben können."

Da seine Rodomontade doch zuletzt als Ignoranz wie zuerst als Impertinenz erschien, mußte mein räthlicher Doctor unverrichteter Sache abziehen und hatte sich nur in übeln Credit und Nachrede bei dieser culinarischen Fama gesetzt. Sie klagte es mir noch am selbigen Abend und erkundigte sich angelegentlich, ob es denn wirklich vierzig Gemüse in Schweden gäbe, woran sie durchaus zweifele, wie sie es denn überhaupt auch für Deutschland in Abrede stelle. Da ich weder Gärtner noch Koch war, so konnte ich ihr keine apodictische Gewißheit darüber geben und tröstete sie nur wegen der gelehrten Insolenz. Diese Geschichte gewährte G. viel Vergnügen und bereicherte sein anthropologisches Cabinet mit einem seltenen Exemplar merkwürdiger Unverschämtheit.

b. Adam Oehlenschläger.

Wie G. sich die Insolenz des wandernden Antiquarius hatte gefallen lassen, so ertrug er auch andere Unarten des freilich schönen und liebenswürdigen Oehlenschläger, der sich überdieß damals als angehender aber vielversprechender Dichter empfahl. Beinah ein halbes Jahr hielt er sich in Weimar und Jena abwechselnd auf, und war häufiger Tischgenosse G's. und in allen Weimarischen und Jenaischen Zirkeln gern gesehen. Jetzt nur von seiner sonderbaren Angewöhnung zu reden, so hatte er — wohl kann man sagen — die Wuth, unversehens ein halbdutzendmal hinter einander mit allen fünf Fingern schlenkernd so zu knacken, daß man darüber erschrack, irgend eine Verletzung fürchtend, ja sie beinah an sich zu empfinden glaubend. G. sagte eine Zeitlang Nichts dazu; als sich aber die Sache zu oft repetirte, bat er ihn, mit freundlicher Verwunderung über die seltsame Gymnastik, in seinem treuherzigen und familiären Tone: „Thut mir das nicht zu Leide," oder: „laßt mir das unterwegs, Ihr wißt, daß es mir fatal ist" und dergleichen. Die Vermahnung hielt freilich nicht lange vor, und zwischendurch entwischte doch wieder ein halber Knick oder Knack, der dann gutmüthig überhört wurde.

G. wußte nun zwar uns Andern dieses gefährlich klingende Manöver physiologisch und osteologisch zu erklären; es hörte aber doch nicht auf uns, wonicht zu erschrecken, doch zu irritiren, bis wir es gewohnt waren. Entwickelte doch im Grunde beinah ein jeder dieser länger oder kürzer verweilenden Gäste eine eigenthümliche Unart, von der sich nicht

immer noch so gut reden läßt wie von dieser, und so konnten wir am Ende damit zufrieden seyn.

Wie gut G. also gegen ihn gesinnt war, hat man soeben gesehen und wie er von seinem anerkannten Talent das Angenehmste erwarte, schreibt er an Zelter. [Nr. 89, S. 229.] Wie er seinen Aladdin wohl aufnahm, wennauch nicht alles, besonders im Verlauf der Fabel, gut hieß; und seinen Hakon Jarl selbst auf die Bühne bringen wollte; das Manuscript nach Carlsbad mitnahm, es mit mir durchging, auch Zeichnungen zu den Decorationen und Costümen erfand und aussuchte, an der Aufführung aber durch die politische Catastrophe von 1806 verhindert ward, [XXXI, 262; 248.] wiederhole ich hiermit aus Selbsterfahrung.

Nach Oehlenschläger's Zurückkunft aus Italien zeigte es sich nicht, wie G. gehofft hatte, daß er in der Kunst zugenommen; er kam zurück, wie die meisten Nordländer, zumal Deutsche, das heißt: „gelehrter wenn nur nicht verkehrter." [III, 147.] — „Er ist einer von den Halben die sich für ganz halten und für etwas drüber. Diese Nordsöhne gehen nach Italien und bringen's doch nicht weiter als ihren Bären auf die Hinterfüße zu stellen, und wenn er einigermaßen tanzen lernt, dann meinen sie es wäre das Rechte." [Z. Nr. 619, S. 127.]

Sein Correggio konnte G. nicht gefallen, schon wegen der Kotzebueschen Tendenz des Stücks, noch mehr wegen des Kunsträsonnements das er einen Michel Angelo, Jul. Romano u. s. w. auskramen läßt, nicht gehauen und nicht gestochen. Den erstern von Farbenschmelz in der Art reden zu hören, muß jeden wundern, der dessen Gemälde, selbst Oelbilder, gesehen hat, und sonst weiß wie Michel Angelo,

dieser umgekehrte Deucalion, der lebende Menschen in Stein verwandelte, über die Malerei selbst eines Raphael's urtheilte.

Nun war aber auch eine gewisse Unpolitik in der Art, wie Oehlenschläger das Stück zur Aufführung in Weimar gebracht haben wollte, zum Vorschein gekommen.

Er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das Stück war von ihm in einer Cotterie vorgelesen worden, die Rollen waren an gewisse Schauspieler vorläufig von der Gesellschaft ausgetheilt, und nun erst verlangte er von G. das Stück dieser Austheilung gemäß auf die Bühne zu bringen. Oehlenschläger wollte es ihm vorlesen; G. lehnte dieß ab, und wünschte es allein für sich durchzugehn. Er hatte seine guten Gründe dazu: denn bei einmaligem Anhören aus des Dichters Munde, wodurch man immer für sein Werk bestochen werden kann, auch die gehörige Erwägung des Einzelnen nicht zu leisten ist, riskirt man einen zu voreiligen Beifall, oder eben so voreilige Verwerfung und hat sich in beiden Fällen compromittirt. Oehlenschlägern schien dieser Ausweg nicht zu gefallen, indeß ließ er das Manuscript durch mich an G. gelangen. Er erhielt es bald genug zurück, insoweit mit ablehnender Bemerkung, daß es G. in dieser Handschrift nicht wohl lesen könne, aber mit dem Wunsche es bald gedruckt zu sehen.

Der höchst reizbare, leidenschaftliche Dichter fühlte sich dadurch nicht wenig verletzt und ließ vor mir seiner Galle freien Lauf. Da wurde Goethen nicht nur sein Genie und Dichtertalent rein abgesprochen, sondern auch sein Character, sein Herz mit den dunkelsten Farben geschildert; da kam einmal über das andere der Minister, der Geheimrath und

seine Kälte zum Vorschein, und was sonst verletzte Eigenliebe uns an dem vermeinten Feinde auf einmal entdecken läßt, wovon wir zuvor Nichts wußten. Mein Zureden oder Ausreden wollte Nichts verfangen, und nach mehrstündigen Expectorationen endigte der Auftritt damit, daß Oehlenschläger an meinem Schreibtisch auf einen Umschlagbogen seinen Grimm in einigen Strophen fixirte, worin Ismene und Hyäne aufeinander reimten, auch den Namen Goethe, mit und ohne Geheimrath, — wie man wohl sonst den Namen einer Geliebten wiederholt sich hinschreibt — mehrmals anbrachte, und hierauf etwas beruhigter, doch mit skoptischen Redensarten, davonging.

Doch kam er noch spät Abends, da er Licht in meinem Mansard-Zimmer gewahrte, wieder zu mir, ziemlich gefaßt und dem Anscheine nach sogar umgelenkt, um, wie er sagte, von G. Abschied zu nehmen. „Ob er wohl noch auffey?" ich möchte hinuntergehen und ihm seinen Wunsch vortragen. G. zwar schon entkleidet, nur in seinem Schlafrock, mochte gleichwohl den so späten Besuch nicht ablehnen. Ich leuchtete also Oehlenschlägern bis ins Vorzimmer und entfernte mich, sie beide allein zu lassen. Aber ich hatte noch nicht meine Thüre wieder erreicht, als Oehlenschläger schon zurückkam und mir, über die schnelle Expedition Verwunderten, die überaus lakonischen und doch anzüglichen Abschiedsworte zu vernehmen gab: „Herr Geheimrath, erlauben Sie, daß ich dem Dichter Goethe auf ewig Lebewohl sage."

Am andern Morgen fragte mich G., was dem Oehlenschläger eingefallen wäre einen so ganz verrückten Abschied zu nehmen? Mit so mildernden Ausdrücken als möglich erzählte ich ihm von Oehlenschläger's Aeußerungen was für

den Augenblick nöthig und räthlich schien; worauf denn G. sowohl über ihn als andere junge Dichter sich ohngefähr so vernehmen ließ, wie er hernach durch mich an Zelter schrieb. (*)

Den ganzen Vorgang erwähne ich nur deswegen, weil Oehlenschläger in seiner Lebensbeschreibung die Sache nicht völlig der Wahrheit getreu berichtet, und es billig ist, daß auch der andere Theil gehört werde.

Dergleichen Scenen, schon früher mit Lenz, Klinger, Bürger und Anderen vorgekommen, mögen in ähnlicher oder noch ärgerer Entstellung ins Publikum verlautbart, zu so nachtheiligen Vorstellungen von G's. ministeriellem Wesen, von seiner Steifheit und Schroffheit das ihrige beigetragen haben. Die Betheiligten wissen sich immer weiß zu brennen, und Schuld und Gerichtskosten muß der übernehmen, der am meisten in bonis hat.

c. Franzosen und Engländer.

Wenngleich Goethe in den früheren Jahren sich gegen die Franzosen und besonders gegen die französische Literatur zu erklären Grund und Veranlassung fand [XXVI, 51 ff.]; so konnte sein immer freier werdender Blick über Welt und Menschen sich einem Vorurtheil gegen sie nicht lange hingeben, das mit dem Fortschritt der Zeit vonselbst verschwinden mußte.

(*) „Dieser gute Oehlenschläger hat mir persönlich viel Noth gemacht; er wollte mir ein und allemal, aus Italien zurückkehrend, diesen Correggio vorlesen; welches ich hartnäckig verweigerte, dagegen mich erbot das Stück für mich im Stillen vorzunehmen, worüber er so außer sich gerieth, daß er sich am Schluß noch ganz verrückt betrug. Wie ich denn überhaupt von diesem Gezücht viel auszustehen hatte.“ [Z. Nr. 619, S. 127.]

Daß er ihren verständigen Character zu schätzen, ja überall zu rühmen weiß; daß er ihrer ältern und neusten Literatur eigene und große Verdienste zugesteht, nicht nur einem Corneille, Molière, Racine, Voltaire, Diderot u. a. m., sondern auch einem Victor Hugo, Béranger, Clara Gazul und andern; daß er sie persönlich, selbst zur Zeit der Invasion, nicht nur zu leiden, sondern auch sie aufzufassen zu begreifen zu erklären verstand, geht aus hundert Stellen seiner Schriften hervor und beweist seine Gabe zu sondern und wieder zu vereinigen. Man vergleiche nur Bd. XXVI, 57 f.; XXXVI, 153; XLVI, 67; XLIX, 131.

Wie er nun sie schätzte und ihnen artig begegnen mochte, selbst wo er sie zu tadeln hatte, so schätzten auch sie hinwieder ihn und benahmen sich in Beurtheilung und Würdigung seiner dichterischen und moralischen Eigenschaften vielmals gerechter und billiger(*) als seine ehrenfesten Landsleute, und vollends umsichtiger und weniger einseitig als ihre Nachbarn, die isolirten Insulaner.

Schon eine sociale Tugend mußte ihm die Nation sehr empfehlen, ich meine die Höflichkeit, die, wennauch oftmals nur im äußern Schein der Humanität und Sittlichkeit bestehend, allererst ein geselliges Leben leicht und erfreulich macht. Sie beruht doch auf einer ideellen Voraussetzung der Gleichheit der Menschen, ihrer gerechten Ansprüche auf Achtung schon als solcher, und indem sie stets zuvorkommend

(*) Man sehe nur die französische Recension von G's. Werken im Globe 1826 Nr. 55. 64. im Auszuge mitgetheilt in G's. W. Bd. XLVI, 102 — 121.

ist, nöthigt sie zur Erwiederung, wodurch eine Gegenseitigkeit des Betragens entsteht, die allein das gesellschaftliche Zusammenleben ermöglicht. Denn, würde man es auf das natürliche Wesen der Menschen ankommen lassen, wie sie sich gegen einander benehmen wollten; so möchte mehr Apprehension und Widerwille, als Zuneigung und Gefälligkeit zum Vorschein kommen.

Die Höflichkeit des Herzens ist so selten wie die Polizei des Gewissens, sodaß man froh seyn muß, für jene eine Stellvertreterin an der Convenienz, für die andere an der staatlichen Gewährleistung zu haben, damit nur ein halbweg menschliches, gesittetes und geruhiges Leben in aller Zucht und Ehrbarkeit zu Stande komme.

Goethe besaß als ein zartfühlender Mensch von Hause aus jenes Beides, die Höflichkeit des Herzens und die Polizei des Gewissens; daher wären ihm die besonderen Formen der conventionellen Höflichkeit zu erlassen gewesen, „wie ihm auch die Polizei keine Vorschriften zu geben brauchte." Allein auch diese currente Höflichkeit beobachtete er allenthalben, und indem er nicht allein die Regeln einer guten Lebensart und was man dahin rechnet selbst befolgte, machte er auch jüngere aufmerksam auf die Verstöße dagegen, so im geselligen Umgang mit Gleichen, wie im Verhalten gegen Höhere. Die Beobachtung eines Schicklichen erstreckte sich bei ihm bis auf das Kleinste.

Auf unbeschnittenes Papier, auch nur ein Concept zu schreiben, erlaubte er sich kaum im äußersten Nothfall der Eile, geschweige denn daß er einen Brief, ein Billet, selbst einem nächsten Freunde, in solcher Gestalt zugesendet hätte,

und ebensowenig mit Streusand befrachtet, — den er überhaupt nicht anwendete noch anwenden ließ — oder schlecht couvertirt und plump gesiegelt; daher verrichtete er letzteres am liebsten selbst. Alles mußte, wenn auch nicht zierlich, doch immer nett und reinlich seyn, was aus seinen Händen hervorging.

Und so fehlte es ihm nie an gerändeltem oder sonst mit einer Filete versehenem Papier, um durch ein Zettelchen oder Billet von wenigen Zeilen, sauber und gefällig eingefaßt, auch dem niedern Empfänger Achtung zu erweisen. Farbige Umschlagsbogen mit dergleichen Bindfaden und Bändchen, nebst feinem Siegellack und nettem Pettschaft, characterisirten gleichfalls den Uebersender und ließen ihn alsbald errathen.

Namensunterschrift, mit irgend einer kurzen oder längern **Courtoisie**, vollzog er jedesmal selber, auch bei dictirten Briefen, wie er sie denn auch nöthigen Falls entschuldigte.

Kurz, die Beobachtung dieser und anderer kleinerer wie größerer Egards, über die mancher deutsche Gelehrte sich hinweggesetzt haben würde, auch wirklich hinwegsetzte, — wie Figura zeigen könnte, wenn man sie nennen dürfte, — war ihm so zur andern Natur geworden, daß sie ihm weder Besinnung noch Mühe kostete. Aber weit wichtigere, doch nicht minder, zumal heutzutage, vernachlässigte, vielleicht ungekannte Rücksichten und Schonungen im geselligen Leben, in der Conversation mit Einem oder Mehreren, als: Ausreden lassen, nicht ins Wort fallen, nicht schon thun als wisse man was der Andre sagen oder erzählen wolle, auch wenn

man es weiß, daher dieselbe Anecdote, ohne Zeichen der Ungeduld, wohl zehnmal erzählen, denselben Witz öfter wiederholen hören u. dergl. — mit einem Worte: alles wovon uns die Aufmerksamkeit auf uns selbst und die Regel „was du nicht willst 2c." abhalten würde zu thun, alle diese Complaisancen fanden bei ihm Beobachtung, Anerkennung und Erwiederung.

Wenn man dergleichen Artigkeiten nur als hofmännische Sitten nicht als Höflichkeit des Herzens ihm auslegen, ja beinahe als Lüge zur Last legen will; (*) dann möchte man wünschen die aufrichtigen Deutschen fingen einmal an so zu lügen, um doch auch höflich zu seyn.

Wie er die Franzosen in jenem geselligen Betracht, in allem dem was Lebensart betrifft, schätzte und auf sie als Muster hinwies: so anderseits die Engländer wegen ihres practischen Verstandes, Naturerfahrungen, auch bei unzulänglicher Theorie, doch sogleich practisch zu nutzen und sie dem Leben, den Künsten, den Handwerken zu Gute kommen zu lassen, wodurch sich jene Insulaner vor ihren deutschen Verwandten auszeichnen, die nur, wie ein geistreicher Franzose (**) sagt:

„la science de tout et l'art de rien"

„von Allem die Wissenschaft aber von Nichts die Kunst besitzen." — Jene nationale Tendenz der Engländer wußte er gehörig anzuerkennen und sie überall zu preisen.

(*) „Im Deutschen lügt man wenn man höflich ist."
Faust 2ter Theil, S. 101.

(**) Chamisso.

Ihre ungefälligen abstoßenden Seiten kannte er demungeachtet auch recht gut, und wenn er sich gelegentlich und nur im Vorbeigehn mit einer witzigen Bemerkung darüber ausläßt, z. B. daß sie auch auf den Aetna ihren Theekessel mitschleppen müßten; oder daß etwas ein Object für sie seyn müsse, wenn sie sich dafür interessiren sollten [Z. Nr. 582, S. 19]: so that ihnen dieß doch keinen Eintrag im Umgang mit ihnen, oder im freundlichen Empfang bei sich zu Hause.

Den plumpen völlig ungerechten Ausfall Cooper's, ebensoviel Unwissenheit als Bosheit beurkundend, und den kein Deutscher auszupariren und zurückzuschleudern nur das National-point-d'honneur gehabt hat, mit der Bevorwortung etwa: „Er dürfe wohl von seinen großen Landsleuten sagen was ihm beliebe, aber kein Ausländer!" — erlebte G. glücklicherweise nicht mehr, würde aber doch keine andre Antwort darauf gegeben haben, als:

„Nicht über Zeit- noch Landgenossen
Mußt du dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andre Possen
Und auch Künftige über dich sagen." [II, 256.]

Dergleichen Ausfälle sind denn auch immer wieder in den verschiedenen englischen Zeitschriften anzutreffen, da unter allen Völkern am wenigsten die Engländer sich in Character und Sitten der andern zu finden wissen, ja nicht einmal davon Notiz zu nehmen Lust haben. So kommen sie auch nach Deutschland, dem Vorgeben nach, um Deutsch zu lernen, sprechen aber kein deutsches Wort, sondern ihr englisches oder französisches Patois, und fliegen über den Rhein zurück wie sie gekommen sind.

Dagegen errichtete G. dem Lord Byron ein Monument, das, so lange sein Faust nicht von der Zeit geholt wird, bestehen dürfte, während die Landsleute des Dichters ihm ein öffentliches, ja man darf sagen nur ein ehrliches Begräbniß verweigerten. Denn nur still auf seinem Landgute beerdigt zu werden, während er Ansprüche hatte in der Westmünsterabtei neben Shakspeare Beisetzung und Epitaphium zu erhalten, wird doch für einen Lord und Peer keine sonderliche Ehre, noch dankbare Anerkennung für den Dichter seyn sollen. (*)

Doch um gerecht zu seyn, nach G's. eigenem schönen Vorgang und Muster, darf nicht verschwiegen werden, daß G. auch Freunde und Verehrer „jenseits des Canals" fand.

Ein Verein von funfzehn Engländern und Schotten, theils Dichter, theils Literaten, aber sämmtlich Kenner und Verehrer der deutschen Literatur und des deutschen Meisters, an ihrer Spitze Thomas Carlyle, Goethe's specieller und correspondirender Freund, übersandten ihm zu seinem Geburtstag, leider dem letzterlebten (1831) als andenkliches Geschenk ein überaus kostbares Pettschaft, die Kunstleistung der berühmtesten Goldschmiede und Schmelzarbeiter Englands. Das eigentliche Siegel, ein grüner Jaspis, zeigt um einen Stern, innerhalb des bekannten Schlangenkreises, den Goethe'schen Spruch: „Ohne Rast, doch ohne

---

(*) S. Diary illustrative of the Times of George the fourth &. &. Edited by John Galt, Esq. London. Vol. IV, pag. 234. „His clay was brought home: the foolish Keepers of Westminster Abbey refused to let it be deposited there, and it was vent off to the country, where it was „quietly inurned."

Haft" [III, 259.] mit altdeutschen Versalien eingegraben; der Griff, bequem in der Hand zu fassen, ist eben jene kostbare und künstliche Verbindung oder Vermischung von Gold und Email, welche das Ganze den Beschreibungen Cellinischer Arbeiten und dem Geschmack des 16ten Jahrhunderts annähert. [Z. Nr. 806, S. 255; Nr. 807, S. 258.]

XV. Juden.

Da es scheint, daß der Name Jude bald nicht mehr gehört werden soll, wenigstens nicht mehr als Nomen gentis, nur etwa als vocabulum artis, also technisch gebraucht, (*) wird gelten dürfen, indem die bisherigen Inhaber allesammt emancipirt und wonicht Christen doch diesen ebenbürtige indigenatrechtsfähige Staatsbürger heißen möchten; so gilt es Eile, wie vor Thorschluß, um kürzlich noch von denen zu reden, die unter der alten Firma in freundschaftlichem geselligem und schriftlichem Verkehr mit G. standen, und von ihm Beweise der Achtung, des Zutrauens und der Gefälligkeit erfuhren.

Nach dem biblischen Ausspruch: „daß in allerlei Volk Wer den Herrn fürchtet und recht thut Ihm angenehm sey," konnte G'ns toleranter Gesinnung kein Glaubensvorurtheil gegen solche Qualificirte im Wege stehn, ja es hatten Einige sogar sich einer besonderen Werthschätzung zu erfreuen; ohne daß er deswegen „mit Israel auf ein und andre Art verwandt" gewesen wäre [Bd. XIII, S. 24], oder

(*) Wie etwa der Volksname Chaldäer in die Bedeutung eines Astrologen überging oder Bohémien in die von Zigeuner.



seine anderweitige Meinung über dasselbe verschwiegen hätte. (*)

Er hatte die Geschichte der Nation, von ihrem ersten Auftreten an, zu einem besondern und genauern Studium gemacht, das Characteristische derselben richtig aufgefaßt, auch die merkwürdigen Eigenschaften welche ihnen Natur, Verfassung und Schicksale verliehen, in das gebührende Licht gestellt. Schon dieß beweist, daß er kein, seiner als Natur- und Geschichtsforscher, unwürdiges Vorurtheil gegen sie haben konnte [XXIV, 236. 237]; wie sie denn durch den reinen Deismus, dessen die Aufgeklärten unter ihnen sich rühmen dürfen, seinen eigenen Glaubenssätzen bereits nahe genug standen, und er der Ethik eines Spinoza soviel zu verdanken hatte. Auch waren die Gebildeten meist zuvorkommender und nachhaltiger in der Verehrung sowohl seiner Person wie seiner Schriften, als viele seiner Glaubensgenossen. Sie zeigen überhaupt in der Regel mehr gefällige Aufmerksamkeit und schmeichelnde Theilnahme als ein National-Deutscher, und ihre schnelle Fassungsgabe, ihr penetranter Verstand, ihr eigenthümlicher Witz machen sie zu einem sensibelern Publikum als leider unter den zuweilen etwas langsam und schwer begreifenden Echt- und Ur-Deutschen angetroffen wird. Frauen besitzen jene Gaben öfter in noch liebenswürdigerer Gestalt und so kam es, daß G. seine neuesten dichterischen Erzeugnisse ihnen, einzeln oder in Gesellschaft, z. B. in Carlsbad (1807, 1808, 1810) gern vortrug, da er immer einigen Anklang zu finden gewiß seyn konnte, wie ich dieses

(*) Vergl. Bd. XXIII, 122 f. 149; XXIV, 236 f.; it. Z. Nr. 179. S. 20, 21; desgl. von Knebel's lit. Nachl. Bd. II. S. 360.



aus eigener Miterfahrung an einer Frau von Eibenberg, von Grotthaus, von Eskeles und Fließ u. a. m. bestätigen kann.

Mit mehreren Männern stand er gleichfalls in gutem Vernehmen und Verkehr, sowohl durch die Poesie als durch die bildende Kunst. Der Dichter des Paria, Michel Beer, erfreute sich seines ungeheuchelten Beifalls, (*) und sein Drama ward in Weimar vortrefflich aufgeführt.

Den Maler Oppenheim förderte er durch belehrenden Rath und kunstgeeignete Aufgaben; vor allem aber wandte er eine väterliche Liebe und Vorsorge dem jungen Felix Mendelssohn zu, worüber die Briefe an Zelter (**) die rührendsten Belege geben.

Um so auffallender ist es, daß nach so vielen Beweisen mehr als wohlwollender Gesinnungen, des jungen Mannes Vater einen Tadel, den G. (1823) über die damalige nazarenische Kunst-Tendenz von dessen nachherigem Schwiegersohne (1829) ergehen läßt, (***) so übel empfand, daß er von dem Herausgeber des Briefwechsels (1834) die Unterdrückung dieser Stelle deswegen verlangte: „weil der Künstler seit jener Zeit sich geändert und von dieser Verirrung zurückgekommen sey;" übrigens aber dem Editor noch allerlei Vorwürfe über gegebenen Anstoß, Aergerniß u. dergl. machte und für die Zukunft mehr Umsicht anempfahl.

Die Stelle hätte, wenn auch der zur gebührenden

(*) S. Kunst und Alterthum Bd. V, St. 1, S. 101.

(**) Vergl. Nr. 686, 732, 744, 764, 783, 828.

(***) S. Z. Nr. 414, S. 330; it. Nr. 418, S. 405; it. Nr. 674, S. 278.



Strafe unfrankirte, zwar anonyme doch kenntliche Brief nicht post festum gekommen wäre, schon deshalb nicht weggelassen werden können, weil sie im genausten Zusammenhang mit dem Folgenden steht, und überdieß nur das schon früher (1817) gedruckte Glaubensbekenntniß G's. über die „neualtdeutsche Kunst“ (*) in der Kürze wiederholt, auch durch spätere Aeußerungen als perennirende Ueberzeugung anzusehen ist.

Möge indessen der gute Schwiegerpapa sich durch das was Börne und Heine über G. vor den Augen des ganzen Deutschlands ausgossen, zu seiner Satisfaction hinreichend mitgerächt oder, wie man auch sagt, mitgerochen haben!

Hätte man dergleichen Reclamationen, Einsprüche, Einwendungen, An- und Zumuthungen von den Betheiligten und ihren Freunden und Gevattern sich als nur möglich vorstellen können, und um sie zu berücksichtigen vorerst bei aller Welt Umfrage, ob sie Nichts dagegen einzuwenden habe, halten sollen: in hundert Jahren wäre man nicht mit der Herausgabe zu Stande gekommen, oder von dem ganzen Briefwechsel würde wenig mehr übrig geblieben seyn, als so unzusammenhängende Brocken und Brosamen, wie sie andere Briefsammlungen darbieten, am absurdesten jedoch die von Hegner.(**)

Demungeachtet sollte ich bei der Redaction des von mir nur abzuschließenden Zelter-Goethe'schen Briefwech-

(*) S. Kunst und Alterthum Bd. I, St. 2.

(**) „Beiträge zur nähern Kenntniß Joh. Casp. Lavater's, aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgange.“ Leipzig 1836, worin nicht einmal das Datum gehörig beobachtet ist, und vieles aus verschiedenen Briefen unter eins zusammengebracht.

sels noch allerlei Zumuthungen von sich einmischenden Freunden und Freundinnen erfahren, wegen Auslassung dieser und jener Bemerkung, sie betreffe Personen oder Sachen.

Eine Dame z. B. wollte gar nicht genannt seyn; ihr schien Lob und Ehre, die ihr in diesen Briefen widerfahren, entweder nicht genug oder überflüssig, indem sie vielleicht schon auf ihre eigene Hand sich berühmt machen zu wollen gedachte, was ihr denn auch in der Art gelungen ist und gegönnt seyn mag. Unterdeß war, wenn nicht ganze Briefe wegbleiben sollten, ihren Wünschen nicht zu entsprechen, und sie muß es nun schon sich gefallen lassen, wider ihren Willen belobt zu erscheinen.

Der Spaniol, obschon echt und von bester Sorte, verschnupfte sehr Viele, und die märkischen Rüben, gleichfalls echt und kostbar, fanden keinen Abgang, ohngeachtet sie das geist- und gewürzreichste Erdproduct der sandigen Mark sind, und in ihrer „wohlschmeckenden Verbindung mit Castanien" [XLIV, 249] sogar für ein Sinnbild des freundschaftlichen Verhältnisses von einem Märker mit einem Frankfurter gelten konnten. An diese patriotisch-anagogische Auslegung aber dachte man nicht, und auch der englische Mixtpickel trug Nichts zur leichteren Verdauung bei. Vielmehr schabte man uns ein Rübchen nach dem andern und erging sich in allerlei Witzboldereien; — wie man denn schon aus dem Schillerschen, von Goethe doch selbst redigirten und gemeinschaftlich mit mir durchgegangenen Briefwechsel eine statistische Tabelle der darin consumirten Lebensmittel gezogen hatte — bis es endlich einem Landsmann, der selbst eine ähnliche, sehr umständliche, noch mehr als Kraut und Rüben besprechende Correspondenz her-

ausgegeben, einfiel, das Patrocinium für die Beibehaltung eines vollkommensten Details in solchen Lebensfragen, mithin auch für jene Landeskinder, zu übernehmen und durch sein Ansehn die Gegner zum Schweigen zu bringen.

Bei der literarischen Geschmacks-Anarchie die in Deutschland herrscht, wo der Eine dieß, der Andere jenes will, da bekanntlich de gustibus nicht zu disputiren ist, kann man sich auch nach keinem richten, und man thut daher nur was alle Andern thun, wenn man seinem eigenen Sinn und Gefühl folgt, und ich hatte vor allem noch G. genugzuthun.

Hier kam es darauf an: einmal die Gesinnungen, Meinungen und Urtheile der beiden Männer unverfälscht, weder durch Auslassen geschwächt, noch geschärft durch Parallelstellen, wie ich gekonnt hätte, zu veröffentlichen, ganz wie sie es gewollt hatten; sodann von ihren characteristischen und individuellen Eigenheiten, die man an den Lebenden gewohnt war und sich hatte gefallen lassen, weil sie zu ihrer Erscheinung ja zu ihrer Totalität [II, 279] gehörten, auch nach dem Tode Nichts abzudingen, oder durch Milderung zu entstellen: denn es waren Menschen, wirkliche, keines Scheinkörpers sondern energischer Leibhaftigkeit, die also auch eines schmackhaften Bissens und guten Trunkes sich gelegentlich erfreuen mochten, wie andere Erdenkinder, und, was noch mehr ist, eines kräftigen Spaßes dazu. Warum sollte, statt ihres Selbstportraits in tüchtigem Marmor-Relief, eine schwache blasse Skizze mit Silberstift auf Pergament gegeben werden? G. hatte bei seinem ersten Erscheinen schon sich von der Meinung des Publikums emancipirt,(*) sein

(*) Vergl. Götz v. Berlichingen Bd. VIII, S. 107; XLII, S. 138. Vergl. XXVI, 141; III, 267.

ganzes Leben hindurch in dieser Unabhängigkeit erhalten, sollte er noch zuletzt vor einem qu'en dira-t-on ein scheues Bedenken tragen? (*) [XLVII, 226.]

Ich wußte und weiß besser, was G. wollte und von mir erwartete, als alle jene die über den schlecht redigirten Briefwechsel weniger aus eigener Einsicht als nur einer dem andern lämmerartig nachklagen, (**) und lasse mir kein graues Haar **mehr** darüber wachsen.

Wie wenig eigenes Urtheil die Menschen haben, sieht man daraus, daß sie die Urtheile anderer wiederholen. Was ein Recensent, ein Journalist sagt, wird von tausend Lesern oder Hörern nachgesprochen. Das heißt dann öffentliche Meinung, Stimme des Volks, vox populi, gilt wohl gar als vox **Dei**, während es oft nur das hunderttausendfache Echo eines Narren- oder Schelmenwortes ist.

Seit **60** Jahren und darüber schreiben Juden und Christen den unvernünftigsten, ehrenrührigsten Klatsch, Lügen und Verläumdung über G., den man trotz alles Geredes „von und über ihn" nicht kennt, und Er sollte nicht einmal soviel Recht haben, seine wahre, vernünftige, durch den Erfolg nur zusehr bestätigte Meinung über Verirrungen in Kunst und Wissenschaft auszusprechen? eine Meinung die man nun schon allgemeiner von Andern ausgesprochen vernimmt, die das Nazarenerwesen in der Kunst mißbilligen.

Was wäre denn die gerühmte mit Gut und Blut er-

(*) „Gegen die Critik kann man sich weder schützen noch wehren, man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen." [Bd. XLIX, S. 64.]

(**) z. B. im Phönix von 1837, Nr. 10. S. 39 f.

rungene Preßfreiheit, wenn sie nur wieder zu einem Privilegium und Monopol für Journalisten und ihre Helfershelfer umschlagen sollte, und kein anderer Mensch seine eigenen Gedanken rein und wahr selbst äußern dürfte, sondern erwarten müßte, ob sie ihm von andern abgehorcht, abvermuthet, entstellt und verbrämt, als Anecdoten, historische Mährchen in der Welt circulirten, und in Feuilletons und Tabletten von Haus zu Haus colportirt die Masse des über ihn Erlogenen und Unwahren nur zu vermehren dienten?

Ist es erhört, ist es erlaubt, daß ein Jude, ein Frankfurter Schutzjude, einem Frankfurter Edlen, dem ersten Dichter der Nation, auf den sie stolz zu seyn Ursache hat, dem sie Monumente errichten will, ins Angesicht, und vor aller seiner Mitbürger Augen und Ohren sagen und es gedruckt der Nachwelt hinterlassen darf:

„Seit ich fühle, habe ich Goethen gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum?"

Doch! Ein Jude kann Alles;(*) ein Narr darf Alles. Es scheint daher unnöthig nach seinem Warum zu fragen; aber es ist in anderer Art nützlich es zu wissen. Ex ungue leonem! Also:

„Weil er anders denkt als ein Börne; weil er kein deutscher Patriot ist, da er in 50 Bändchen nicht eine Zeile für die deutsche Freiheit geschrieben; weil er der größte Egoist des Jahrhunderts ist." —

Wie? was? noch ein größerer als Börne? — Doch wohl! — in wiefern? — „da er sonst nicht das größte künstlerische Genie hätte seyn können." —

(*) Denn „er schämet sich nicht und grämet sich nicht." [Z. Nr. 844, S. 387.]

Ja freilich ist Börne weder künstlerisches Genie, noch Genie überhaupt, wenn man ihn auch „unendlich witzig" findet, aber darum nichts destoweniger der bornirteste Egoist.

Die Nation, der dieser Börne mit Leib und Seele angehört, hat von jeher die anders Denkenden gehaßt. Die Intoleranz ist von ihr geboren worden und in alle Welt ausgegangen. Ihr angeerbtes und anerzogenes odium adversus omnes alios hostile gilt (*) schon über dreitausend Jahre. Ihr theocratischer Egoismus hat es verstanden die übrige Welt nur einzig für sie selbst und ihre Geschichte einzunehmen; die Thaten und Leiden anderer Völker aber, deren Verdienste um Wissenschaft und Kunst in den Hintergrund, ja ganz in Schatten zu stellen; die Religion und Moralität derselben zu verdächtigen und zu verschreien; die bildende Kunst vollends bei ihr selbst und im Keime schon zu ersticken, und deren Geburt bei Andern durch Einschränkung zu verkümmern und zu verbutten; die Vorschritte in allen Naturwissenschaften, zuvörderst der Astronomie und Cosmogonie, aufzuhalten, zu verspäten und den Einfluß ihrer verständigen Forschungen und vernünftigen Resultate in das geistige und sittliche Leben der christlichen Völker, durch die Autorität eines inappellablen Orakels zu hintertreiben; den Aufschwung der nationalen Industrie durch Accapariren des nervus rerum zu hindern, zu lähmen, und sowohl Regenten als Regierte lange Zeit in einer Abhängigkeit von ihr zu erhalten, (**) wodurch sie selbst zwar verhaßt aber

(*) Tacitus Histor. V, c. 5; Iuvenal. Sat. XIV.

(**) Vergl. Mouvement des Idées dans les quatre derniers Siècles &c.

unentbehrlich, zwar verachtet aber geschont blieb, sodaß noch jetzt manche Provinz, manches Reich sogar, an der freien Bewegung seiner Glieder, der leichten Circulation seiner Lebenskräfte gehindert, wie unter schwerem Alpdruck, ein träumerisches Daseyn hindämmert.

Und bei dieser schmarotzerpflanzenähnlichen Existenz, womit sie viele Jahrhunderte hindurch den übrigen Nationen geistig und leiblich aufgesessen hat und noch aufsitzt, verlangt sie, ohne eigenes Vaterland, Patriotismus von ihren Brodherren? für ihre Intoleranz, die Nichts gelten läßt, eine Toleranz, die sich Alles gefallen lasse?

Der erstere wäre freilich schon längst, aber gegen sie, auszuüben gewesen; die andere genießen sie immerfort und bereits im Uebermaß, wie Figura zeigt.

Was will Patriotismus heißen bei Menschen, die kein Vaterland haben? Warum haben sie es verlassen? warum nicht wiedererobert? „Haben's halter so besser:" denn dort im alten Canaan fräßen sie einander auf, hier aber nur Andre.

Der Jude ist jetzt selber ein Proselyte des Thors, ein Inquiline, und was hat es den zu kümmern, wie sein Hausherr sich in seinen vier Wänden arrangirt hat oder ferner arrangiren will? Woher nimmt er das Recht seinem Wirthe den Text und auch den Leviten zu lesen?

Ist dies nicht geradeso, als wenn die Mistel den

---

par le Baron Massias. Strassbourg, 1837 Nr. 129, pag. 42, wo von einer famille de rois, rois du commerce et de l'industrie, ayant leurs Sceptres dans leurs caisses &c. die Rede ist; wobei man an eine europäische Pentarchie, als Pentalpha oder magisches Pentagramm, zu denken unwillkührlich veranlaßt wird.



Eichbaum der sie trägt und mit seinen feinsten Säften nährt, haranguiren wollte, daß er sich keinen freiern Platz im Walde zu seiner Existenz ausgesucht, wo er nicht von seinen Nachbarn incommodirt werde; oder daß er seine Aeste und Zweige besser ausstrecken und sich gegen die Eingriffe der Nächsten mehr sträuben und sperren solle?

Das allerlustigste aber ist der Widerspruch, daß er erst den Patriotismus desiderirt und hernach behauptet: der Deutsche könne, dürfe und müsse keinen haben. Wahrlich die Deutschen lassen sich viel gefallen, aber nie von ihres Gleichen, immer müssen es Ausheimische seyn: Römer, Juden, Engländer u. s. w.

Klingt dieser Widerspruch doch fast wie von der Straße, wenn ein Betteljunge, den andern schimpfend, die gebrauchte Titulatur, als noch zu gut für jenen, wieder revocirt!

Woher und wozu also dieses sich an den Laden legen, wo man Nichts zu sagen hat und Nichts bedeutet?

Es ist dieß auch nur eine der vielen Anmaßungen und Zudringlichkeiten die jenes Geschlecht von jeher sich erlaubt, wenn man ihm nur den kleinen Finger gewährt. Es ist das gleißnerische Heranschleichen an die Gesinnungen, Interessen und Wünsche der Christen, um zuletzt sich darin festzusetzen und jene daraus zu vertreiben.

Wie sie bereits im alten Heidenthum sich zu anscheinend vollständigen Heiden zu raccommodiren wußten, (*) um von deren Fleischtöpfen zu profitiren; so suchten sie in neuerer Zeit sich den Christen gleichzustellen, durch Annahme

(*) S. Martial. VII, ep. XXIX, Persius V, 184, und daselbst die Ausleger.

ihrer Sitten und Lebensweise, und um sich ganz aufgeklärt und vorurtheilsfrei zu erweisen, hatten sie Herz genug auch in Schinken und Wurst einzubeißen, und so den etwaigen Unterschied völlig auszulöschen. Und nun äußerlich so den Christen assimilirt, ja manchmal zum Verwechseln gleich, wie Doppelgänger, — sodaß es gefährlich bleibt gegen einen der wie ein Bruder in Christo aussieht, sich über einen Judaiten auszulassen, da jener selbst einer seyn kann — prätendiren sie auch die völligen Rechte derselben, welche den Christen selber nicht einmal alle zukommen.

Durch die bisher vergönnte Theilnahme an der intellectuellen und ästhetischen Bildung, welche die Christen mit Mühe sich hatten erwerben müssen, und nur durch Mithülfe der griechischen und römischen Heiden im Stande gewesen waren den alten jüdischen Sauerteig in etwas los zu werden, fühlen auch sie sich wohlfeilern Kaufs in den Stand gesetzt mit den geistigen Mitteln ihrer Wirthe ebenso zu operiren, wie schon längst mit den irdischen Moyens, um am Ende auch darin zu Gläubigern derer zu werden, deren Schuldner sie hätten bleiben sollen. Nun wenden sie die geistigen Waffen gegen die Christen, gegen die Erstgeburten des deutschen Genies; und nicht nur den Poeten, auch den Wissenschaftern kann eine ägyptische Catastrophe in figürlichem Sinne drohen: denn die goldenen und silbernen Gefäße der Intelligenz haben sie bereits auch abgeborgt, und wissen sie vortrefflich zu ihrem Vortheil und Genuß zu gebrauchen.(*)

(*) Vergl. G's. Werke Bd. XXIII, S. 122, f. u. 149. desgl. Knebel's lit. Nachlaß Bd. II, S. 360. Z. Nr. 844, S. 387.

In der That, es ist keine üble; keine schlechte Spekulation, von Paris aus den Deutschen den Patriotismus ganz auszureden, sie einzig auf Humanität und Cosmopolitismus zu instradiren: die Deutschen verlören dabei Nichts an ihrer geistigen Tendenz und das Volk Israel gewönne an leiblicher Subsistenz. Es ist wahrlich ein Vorschlag zur Güte, ein Vorschlag, der sich nicht nur so hören **läßt**, der gehört werden **muß** um ihn ganz zu würdigen, weil er zuletzt dahin führen könnte wohin bereits vor 35 Jahren der Plan eines Rabbi, Hof- und Kammeragenten geführt haben würde, wenn Gott nicht durch ein kleineres Uebel, die Schlacht von Jena, ein größeres verhindert hätte, die Begründung einer französischen Universalmonarchie.

Dieser Plan des Herrn Israel Jacobsohn in Braunschweig, wurde, in einer Bittschrift, französisch und deutsch gedruckt, und in vielen tausend Exemplaren gratis vertheilt, dem Kaiser Napoleon zu Genehmigung und Ausführung vorgelegt und war folgenden jüdisch-patriotischen Inhalts:

„Um die deutschen Juden glücklich zu machen, müsse ein souverainer Jüdischer Rath, mit einem Patriarchen an der Spitze, in Frankreich niedergesetzt werden; müsse die ganze jüdische Gemeine Communauté (hier soviel als Nation) in Districte getheilt werden, von denen Jeder seinen eigenen Synod besäße, der unter Aufsicht der französischen Regierung und des souverainen Jüdischen Raths in allen gottesdienstlichen Angelegenheiten — eine sehr elastische Rubrik! — entschiede, und die Rabbiner ernennte; müsse der souveraine Rath (in Frankreich) die Gewalt haben, jedem Juden die nöthige Autorisation (les

dispenses) zu ertheilen, um in allen Ländern die Bürgerpflichten zu erfüllen (folglich die Bürgerrechte zu genießen)." (*)

Also auf einen Staat im Staate, auf einen jüdischen in jedem christlichen, noch mehr, außer dem hierarchischen noch auf einen theocratischen war es abgesehen, und bei dieser exigeanten Einquartierung hätte der Hausherr nur einen Augenblick Ruhe gehabt und wäre nicht bei dem ersten besten Anlaß von einem oder dem andern, wenn nicht gar von beiden zugleich, zur Thüre hinausgeworfen worden? (**)

Sollte ein solcher Gedanke nicht unsterblich seyn? Sollte was einmal gedacht worden, nicht auch wieder gedacht werden können? Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

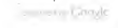
Das Prinzip aus dem die ganze Nation hervorgegangen, aus dem sie gehandelt hat und fortwährend handelt, ist indelebel; also denke man nicht Mohren weiß zu waschen, auch durch die christliche Taufe nicht, wie man etwa im Mittelalter den **foetor judaicus** dadurch zu tilgen glaubte;

(*) S. Freimüthigen von 1805, Nr. 164; it. Darstellungen und Characteristiken aus meinem Leben, von Dr. G. Merkel, 1r Bd. S. 275.

(**) „Es ist gut, daß die Juden nicht ebensoviel Heldengeist als Handelsgeist haben, ich wäre am Ende nicht sicher, daß sie mich in meinem Taxischen Haus blockirten." — Worte des Fürsten Primas zu Bettinen.

„Dem Braunschweigischen Judenheiland ziemt es wohl, sein Volk anzusehen wie es seyn und werden sollte; dem Fürsten Primas ist aber auch nicht zu verdenken, daß er dieß Geschlecht behandelt, wie es ist, und wie es noch eine Weile bleiben wird." — Goethe an Bettinen.

S. G's. Briefw. mit einem Kinde, 1. Theil, S. 205 u. 208.



aber man stalle sich mit ihnen so gut man kann, (*) und stelle ihrem Egoismus, um ihn zu contrebalanciren, wenigstens ebensoviel entgegen, wennnicht mehr noch: denn „auf Einen Schelmen" gehören eigentlich „anderthalbe." [Bd. II, 235].

Wenn die verschiedenen Völker der Welt als eine große Familie in der großen Gottesstadt anzusehen sind, so haben die gebildeteren Mitglieder das Recht und das Interesse an der Bildung der roheren wie an der Besserung der verwahrlosten zu arbeiten, nicht aber sich von ihnen harceliren noch tyrannisiren zu lassen, also weder von Barbaren noch von Juden. An den erstern wird verschiedentlich gearbeitet, an den letztern ist ihr Dünkel und was daraus folgt, zu dämpfen. Das geschieht nicht durch plötzliche und allgemeine Emancipation, sondern durch ein allmähliges Avancement nach Verdienst und Würdigkeit.

Und dieser wahnwitzige Fanatiker — an Lessing's Hussiten-Prediger gemahnend, dem man für den Kelch nur die Freiheitsmütze zu substituiren braucht — ist der bereits canonisirte Heilige und Schutzpatron des Jungen-Deutschlands! dessen Mitglieder, der Sage nach, aus lauter Bekennern der mosaischen Lehre bestehen. (**)

Die gemäßigtern zwar suchen seine beiden Naturen zu trennen und, während sie den Wahn verfliegen lassen, halten sie sich an den zurückbleibenden Witz.

Aber der Witz einer an Dünkel und Neid laborirenden Seele kann kein gesunder Mutterwitz seyn, sondern nur

(*) Vergleiche G's. Werke Bd. XXIII, S. 122 f. it. 149. coll. Zelter's Briefw. Nr. 844, S. 387.

(**) S. Hannoversche Zeitung von 1836, Nr. 5, S. 30.

ein Afterwitz, obschon ihn eine Dame seines Geschlechts und Glaubens so unendlich fand, daß es scheint, ihre vorgegebene Liebe und Verehrung gegen Goethe sey in diesem Abyssus, „in dieser unendlichen Tiefe der Leere," zu Grunde gegangen.

Uebrigens ist es sehr merkwürdig und ein Zeichen der Zeit, daß die Deutschen, denen vor etwas mehr als hundert Jahren aller Witz gänzlich abgesprochen wurde, gegenwärtig dessen so viel und so allgemein haben, daß über dem Witz der Verstand verloren zu gehen scheint.

XVI. Freunde.

Man wirft Goethen vor, er sey seinen ältern Freunden Lavater, Stolberg, Jacobi nicht treu geblieben und das Verhältniß habe sich schnell abgekühlt. Schnell nun wohl nicht, aber allmählig allerdings.

Einmal wäre dieß eine sehr natürliche und daher gewöhnliche Erscheinung, da Entfernung durch Raum und Zeit uns schon aus dem nächsten Rapport mit unsern Freunden setzen, und der Mangel unmittelbarer Ansprache und augenblicklichen Verkehrs uns um die Kenntniß dessen bringt, was eben jetzt dem Freunde am interessantesten wäre zu wissen. [G. an Lavater Nr. 38. S. 141.] G. ermahnt daher Lavatern, der an alle Welt schrieb, ihm doch manchmal zuschreiben, was er mache, damit man sich lebendig bleibe, mit einander fortlebe; und wünscht, daß sie nicht soweit auseinander wären, und er alle Jahre ihn nur auf acht Tage haben könnte. „Denn es bleibt die Entfernung, da wo wir uns ernstlich und herzlich auszudrücken wünschten, ein Hinderniß, die Mittelglieder, die Hilfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so flüchtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen zu können."

Noch mehr aber bringen veränderte Lebens- und Studienrichtung, daraus entspringende andre Ansichten und Maximen, eine Disparate der Meinung hervor, die sich in der Jugend des Verhältnisses, wo jeder noch im Werden war, nicht so hervorthun konnte. Die Männer veruneinigen sich bekanntlich um der Meinung, die Frauen um der Erscheinung willen.

Fühlte doch auch Schiller,(*) daß durch die Entfernung seines Freundes W. von Humboldt, der auf zwei Jahre nach Paris ging, sein Verhältniß schon sich ändern könne und werde, und gab es wohl intimere Freunde als diese?

Goethe erklärt sich über diese nach und nach entstehende, obgleich früh schon vorbereitete Lauigkeit, nicht Kälte, aufrichtig und zugleich mit edler Schonung des Entfremdeten. (**)

Wer hätte auch mit Lavater länger harmoniren können, wenn er den geistlichen christlichen Cophta spielend sich am liebsten für Christus selbst halten mochte? [XXVI, 296.] Sind nicht auch alle seine früheren Verehrer und Schüler von ihm abgefallen? [S. Hegner's Beiträge ꝛc. S. 243—252. it. 320—324.]

Wer mit Jacobi? dem die Natur Gott verbarg [XLV, 292. 293.]; der also weder Gott in der Natur, noch die Natur in Gott zu schauen und zu erkennen vermochte, sodaß sein theures Ich nicht in diesem Du sich spiegeln konnte. (***)

(*) Schill. an G. Nr. 298, S. 87, coll. Nr. 309, S. 111.

(**) S. Bd. XLVIII, 141 ff; XXVI, 296; XXIX, 109 f. — 115 f.

(***) Jacobis auserl. Briefw. Bd. I, Nr. 118. 158. Dennoch spricht

Wer mit Stolberg? der überhaupt zu den Männern gehörte, „die durch das beständige Schleppen mit Weibern abgesponnen werden wie ein Wocken" [XLIX, 82]; aus dessen weicher leicht umzubildender Natur G. schon früh die nachherige Metamorphose in den Catholiken ahndete; (*) der nicht gern mit Naturalisten umging, und deswegen auch zu Morizen, Goethens Freund und Anhänger, kein Verhältniß haben wollte; (**) der den Wilhelm Meister verbrennt, bis auf das sechste Buch; (***) der gegen den Enthusiasmus für die Alten eifert, und mit gemeinem Christenstolz auf die Tugendhaftigkeit der Heiden herabsieht und das Sprichwort auf sie anwendet, daß sie aus Noth Tugend gemacht hätten, worüber ihn selbst sein Busenfreund Jacobi zurechtweist; (†) der endlich dem Plato eine besondere christliche Offenbarung nur deswegen zuschreibt, weil er vernünftige Gedanken hat. Als wäre nicht was vernünftig ist auch christlich, obschon nicht alles Christliche vernünftig! [XLVI, 22 f. Schill. Nr. 126.]

Sollte G. etwa in der schwärmerischen Liebe zur Gräfin Auguste von Stolberg verharren und aus einer anfänglichen Confidente sie gar zu seiner Seelenbraut erkiesen? Sie, eine geborne Reichsgräfin, und Er nur **Dr. Juris**, zwar Poet und Christ, aber nicht Graf?

G. über beide, Jacobi und Lavater, ein letztes aufklärendes, ausgleichendes und versöhnendes Wort in der neuen Quartausgabe Bd. II, Abth. II, S. 651.

(*) [S. Bd. XXX, 121; XXXII, 178; XXXIII, 159.]

(**) Jacobi's auserl. Briefw. Nr. 174. S. 502.

(***) Schill. Nr. 194.

(†) Jacobi's auserl Briefw. Nr. 226. Nr. 227.



„Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen." [IV, 290.]

Und dieses hat gesiegt wie der letzte Brief an Auguste ausweist.

Nachdem ihn in Weimar der Ernst des Lebens nicht nur ergriffen, sondern gepackt, und aus dem poetischen verliebten Müssiggang in die strenge Laufbahn des Geschäftlebens und Hoftreibens gebannt hatte, als es hieß: hic **Rhodus**, hic salta! als er mit dem Genie nicht überall ausreichte, allein nicht mehr auskam, sondern bei dem Philister in die Schule gehen mußte, und auf alle Fälle zu lernen hatte, und zwar nach seiner Weise d. h. practisch durch eine an den Gegenständen in der Natur selbst gewonnene Belehrung; wo er im Lande sogut wie in der Kanzlei Bescheid wissen mußte, und es daher an Reisen, Besichtigungen, Untersuchungen nicht fehlen ließ, um sich von allem anschauliche Kenntnisse zu erwerben; wo ganz andere Interessen, Sorgen, Leiden, Mühen ihn umstellten, und gleich einem edlen Hirsch umgarnten, da blieb nicht viel Zeit und Lust übrig sich mit entfernten Freunden auszuschwätzen und weitläuftige Correspondenzen zu führen, wohl gar vorübergehenden Unmuth über Feld zu senden. [Z. Nr. 550.]

Er hatte sich in zwei Rollen zu theilen, die sich nicht in Einer Person zugleich abspielen ließen, den Minister und den Dichter.

Jener gehörte dem Staat und dem Fürsten, dieser ihm selbst an und seinen Freunden. Pflicht und Neigung im Conflict, suchte er vor allem jener zu genügen und drängte die Neigung ins Herz zurück, auf seine Mußestunden sie vertröstend.

Dieses Verhältniß, das ihm mehr Schweigen als Reden auferlegte, dauerte so lange bis er sein dem Fürsten gegebenes Wort einlösen konnte und das gerechte Verlangen, sein angebornes Talent gründlich auszubilden, billiger Weise nicht mehr abzuweisen war.

Sich selbst zu retten, das edle Pfund und Pfand der Natur das Gott ihm gegeben, nicht nur zu erhalten, sondern auszubilden, zu steigern, zum Besten seiner Zeitgenossen zu verwenden, war nunmehr seine einzige, seine brennende Sehnsucht, ohne deren Befriedigung er zu Grunde gegangen wäre.

Er hatte sich seinen Freunden schon lange mehr oder weniger entzogen; weil er sich in sich selbst fertig zu machen und die Mittel zu seinem Zweck zu gelangen vorzubereiten hatte; nun erst, nach zehn Dienstjahren, entfernt er sich heimlich, ohne Vor- und Mitwissen seiner Freunde, [XXVII, 5; u. 240.] in das gelobte ihm längst verheißene Kunstland Italien, in das er wie Moses in das seinige bisher nur von fern geschaut hatte, um endlich sein tiefstes Menschen- wie Künstlerbedürfniß zu befriedigen und sowohl vollendeter als Künstler, wie als Mensch gebildeter und seinen Freunden in neuer verklärter Gestalt willkommner zurückzukehren. [Br. an und von Merck, Nr. 130.]

Aus den nach seiner Wiederkunft aus Italien bekannt gewordenen Aeußerungen über seine Freunde und zwar seine nächsten, erhellt schon, daß er, auch im schlimmsten Falle, glimpflicher über sie und ihre Sachen urtheilte, als sie über ihn und die seinigen. Wie er im Leben zu sagen pflegte: „er denke nicht über Personen die er liebe,“ so geht auch aus

dem wenigen Urtheil über sie hervor, daß er sie geliebt haben müsse und das hat er auch durch That bewiesen.

Von ihrer Seite scheint dieses nicht ganz der Fall: denn sie urtheilen, mit und ohne Kennermiene und Recensenten-positur, weder über seine Person noch über seine Werke in der gerechten billigen und glimpflichen Art, wie sie es in jedem Betracht verdienen.

Selbst Schiller, der den Namen G's. Freund zu heißen verdienen will [Briefw. Nr. 178, S. 78.] weiß doch manchmal in seiner Critik sich ein gewisses Ascendant über ihn zu geben [Nr. 842, coll. 488, it. 546; desgl. an v. Humboldt, Nr. L, S. 429 ff.] das demjenigen weh thun muß, der da sieht und sonst weiß, wie es auch mit diesem Geiste beschaffen gewesen. Gleichwohl hat man noch in der neuesten Zeit das Verhältniß von G. zu Schiller so vorstellen wollen, als wäre dieser der starke, auf sich ruhende, jener der schwache, kleinmüthige und der Erweckung, Ermunterung und Erkräftigung bedürftige gewesen. Der Briefwechsel weist gerade das Gegentheil aus. Man vergleiche nur wenige Nummern, um zu sehen wer von Beiden der Schwache [Nr. 263.] Keinmüthige, Niedergeschlagene, [Nr. 239.] Zuermunternde [Nr. 230, 382.] zu heißen verdient.

Von Herder ist kaum ohne Aerger und Rüge zu sprechen, selbst wenn man seine Kränklichkeit und den daraus entspringenden üblen Humor in Anschlag bringt: denn eine 60jährige üble Laune ist gleich einer andern Natur; und wenn man so dem Inhaber die Fähigkeit absprechen müßte sie zu beherrschen, so verfiele er in eine üble Nothwendigkeit, die ihn seiner Verdienste und aller Zurechnung berauben würde.

G. zog nicht diese Consequenz, sondern behandelte ihn völlig als einen Kranken, dem er vieles, ja alles nachsah, indem er auch den Einfluß in Anschlag brachte, den dessen nächste leidenschaftsvolle Umgebung auf ihn ausübte; daß er aber dadurch nicht angemuthet wurde, gerade den Krankenwärter zu machen, sondern sich von dem malade imaginaire zurückzog, wird man ihm nicht übelnehmen dürfen. G. war noch die letzte Minute freundlich offen, ja vertraulich gegen ihn, ward aber mit frostiger Hand zurückgestoßen.

Auch Knebel ist, anfangs wenigstens, nicht frei von unbilligen, ja ungerechten Urtheilen über G's. Naturell, Character, Schriften;(*) welches bei seinem von Hause aus unruhigen, durch kein eigentlich entschiedenes Talent, noch durch eine bestimmte Thätigkeit fixirten Wesen, auch bei der stärkern Wahlverwandschaft seiner lyrischen Natur zu Herder und Paul Richter, weniger zu verwundern ist, deren Einfluß er sich nicht ganz zu entziehen wußte. Doch löschte er diese Uebereilungen durch späterhin erneute und verstärkte Anhänglichkeit und Treue wieder aus, und man ist versöhnt, indem diese Lucrezische Natur die Anfälle einer partiellen Tollheit durch längere lucida intervalla in Vergessenheit bringt und die ursprünglich gesunde Constitution des Geistes und Herzens durchblicken läßt.

Nun wird man aber sagen: zwar die öffentlich gewordenen Aeußerungen G's. sind freilich von der Art, daß sie seinen Character in ein vortheilhafteres Licht stellen, als den seiner Freunde; die heimlichen aber, die an verschwiegene

(*) S. dessen Brief an Lavater bei Hegner S. 133 f. u. liter. Nachlaß Bd. II, S. 348; Bd. III, S. 60—66; 375 ff. 478.

Vertraute abgegebenen, werden wohl anders lauten und er wird ihnen Nichts geschenkt haben.

Hier kann ich aber versichern, daß ich binnen beinah 30 Jahren nicht ein einziges Urtheil über sie vernommen, das, wennauch nicht immer lobend und beifällig, ihnen persönlich nicht hätte bekannt werden dürfen.

Ueber Herder verlautete gar nichts was über das bereits Veröffentlichte in G's. Biographie [XXV, 297 ff.] und den Briefen an Zelter [Nr. 269, S. 337.] hinausginge und mehr als ein Bedauern und Mitleid mit dieser krankhaften Natur ausspräche, oder nicht einen großen Theil jener Mißstimmung auf seine körperlichen Uebel oder auf seine Umgebung schöbe.

Selbst gekränkt aufs tiefste, wie in der letzten Unterredung mit ihm, die G. selbst erzählt, [A. in Q. II, II, S. 564 f.] keine Lust es irgend zu erwiedern, nur die schöne Schilderung seiner in dem Maskenzuge. [IV, S. 38—44].

Ueber Schiller kein Tadel, keine Rüge, nur Wahrnahme und schonende Bemerkung der Verschiedenheit beider Naturen [Schill. Nr. 205], gewisser Eigenthümlichkeiten so als Mensch wie Dichter; heitere Erwähnung kleiner Streitigkeiten über dramatische und theatralische Fälle und Erfordernisse. [Bd. XLIX, 96.] Nicht einmal Empfindlichkeit über Schiller's oft unbarmherziges Zuschneiden Goethischer Stücke für den Bühnengebrauch, vielmehr ein völliges Gewährenlassen. [Z. Nr. 446, S. 22 f.]

Daß G. die Räuber, Cabale und Liebe, Don Carlos und anderes nicht durchaus und unbedingt loben und billigen konnte, wird jeder zugeben, der Welt und Menschen einigermaßen kennt, und darüber mit Welt- und Hof-

leben einverstanden ist, daß auch der Dichter gewisse Convenancen nicht aus den Augen setzen darf, die einmal hergebracht und wohlbegründet sind und deren Beobachtung mit zum Costüm jener Sphären gehört, die der Dichter zu schildern vornimmt. Seine Gedanken darüber hat G. öffentlich in seinen Schriften geäußert, [XLIX, 176; XLV, 18 f; it. z. Naturw. I, I, 91.] und was er sonst noch im Gespräch gelegentlich und à propos darüber zu vernehmen gab, war nicht von stärkerer Art, im Gegentheil, durch die persönliche, mündliche, ihm eigene Anmuth womit er es mehr hinwarf oder zu verlieren schien, denn als Machtsprüche der Critik accentuirte, sehr gemildert.

Mögen Andere anders darüber denken, so wird ein eigenes selbstständiges Urtheil doch auch G. freistehen, um so mehr als etwas das seiner sittlichen und ästhetischen Natur zuwider seyn mußte, ihn doch keineswegs zu einem minder liebevollen Betragen umstimmen konnte. Der Schmerz, den er über Schiller's Verlust empfand, ist so aufrichtig und tief, die Lücke die dadurch in seinem Bestreben und Wirken entstand, und die er nicht wieder auszufüllen vermochte, zu offenkundig, als daß nicht G's. Liebe und Verehrung zu Schiller auf das unzweideutigste daraus hervorleuchten sollte. Bis auf seinen eignen letzten Lebensmoment war das Andenken an seinen Freund liebevoll und lebendig.

G. hat das Glück gehabt, indem er seine Freunde überlebte, Herder, Schiller, Wieland, ein Ultimatum über sie abzugeben das alle frühere Differenzen auslöscht.

Wie herrlich spricht er sich nicht über alle drei aus in dem Maskenzuge bei Anwesenheit der russischen Kaiserin Mutter! [Bd. IV, 33 ff; 38 ff; 56 ff.] Ueber Wieland noch insbesondere

durch eine in der Freimaurerloge auf ihn gehaltene Rede die ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit porträtirt. [Bd. XXXII, 233 ff.]

Ueber Schiller sowohl in dem ebengenannten Maskenzuge, als in den schönen Stanzen zur Aufführung der Glocke; in seinen Lebensconfessionen und Briefwechsel mit Zelter; zuletzt noch in Eckermann's Xenophonteïschen Memorabilien.

Dagegen bleibt auf ewig unverändert, was jene über G. geurtheilt haben: Wieland's schwankender Enthusiasmus und launenhaftes Schmollen in den Briefen an Merck und den nachgeschriebenen Heften des Ubique; Herder's und seiner Gattin neidischer Ingrimm, wie er sich in den Briefen an Knebel (*) ausspricht.

Schiller's Quengelei an G's. genialen Naturwerken, weil sie nicht in seine Kantischen Categorien paßten, in jener beispiellosen Correspondenz zwischen ihm und Goethe, wo das Uebergewicht des naiven Dichters über den sentimentalen nur von blindem Parteigeist verkannt und umgekehrt werden konnte. G's. kaum zu merkende Empfindlichkeit über Schiller's endloses Meistern am Meister ist bald verwunden, durch späteres Einlenken [Nr. 206.] wieder begütigt, ja ganz in Vergessenheit gebracht. Nach Schiller's Tode kommt kein Wort über seine Lippen das eine Unzufriedenheit verriethe, noch weniger in die Feder. Der Tod versöhnt nicht nur, er verklärt auch, und der anders Denkende erscheint nun als leitender Genius des Lebens, dem er nur zu verdanken, nicht nachzutragen hat. [XLVII, 168.]

(*) S. v. Knebel's liter. Nachlaß Bd. II, S. 270—273. u. S. 348—350.

Schiller's Verhalten zu G. steht in alle Ewigkeit so für die Nachwelt da, wie es sich sowohl in dem Briefwechsel mit G. als mit W. von Humbold darlegt; und seine Stanzen an G. über Mahomet enthalten, statt gebührenden Lobes, ungerechten Tadel, der um so unbilliger ist, als Schiller doch mit G. über Zweck und Absicht einer solchen Bearbeitung des französischen Trauerspiels einverstanden war und zur Aufführung die Hand bot.

Goethe und Schiller.

Es ist sehr viel über Beide, ihr Verhältniß zu einander, sowohl in freundschaftlicher Beziehung als in Absicht auf ihre dichterische Bedeutung, gesagt worden, daß es überflüssig scheint es noch vermehren zu wollen, sofern man nicht etwas ganz Neues zu sagen weiß. Man ist im allgemeinen bald gegen den einen bald gegen den anderen ungerecht und parteiisch oder „vor dem einen gegen den andern blind;" (*) doch weit mehr gegen G. Schiller hat in neuerer Zeit mehr Gönner gefunden als früher im Leben und gleich nach seinem Tode, wo die Partei seiner Gegner noch triumphirte. Jetzt ist es umgekehrt. Schiller ist länger todt, und dadurch schon canonisirt. G. muß erst durch das Fegefeuer der deutschen Journalisten und kritischen Anstalten hindurch, um zu derjenigen beneidenswerthen Unsterblichkeit zu gelangen, wo man ihn nennen wird, ohne weiter etwas von ihm zu wissen. Es ist natürlich, daß dabei subjective Interessen einwirken.

Ich habe gefunden, daß kräftige gesunde Menschen sich immer eher an G. als an Schiller behagten, und daß kränk-

(*) Wie Gustav Schwab in Schiller's Album bemerkt.

liche, verstimmte, sentimentale sich allemal zu diesem letzteren hinneigten: Schillern glaubten sie durch Mitleid und Theilnahme noch etwas schenken und gewähren zu können; der reiche G. schien ihnen dessen nicht zu bedürfen.

Ergeht es Beiden doch fast wie Achill und Hector, wo sich zehn für den armen Hector erklären werden, gegen Einen, der dem Liebling der Götter die größern ἀριστεία zugesteht. Die Menschen wollen und müssen Mitleid und Protection ausüben, weil ein Jeder derselben bedürftig ist.

Aber man sollte nur ehrlich und offenherzig seyn und sich zu Vor- und Abliebe bekennen und nicht mit Unparteilichkeit prahlen, die dem Menschen nun einmal nicht gegeben ist.

Ich gestehe daher gleich aufrichtig, daß ich auf allen Seiten ein Uebergewicht G's. zu finden glaube.

Vom Dichter will ich jetzt noch nicht reden, nur von der Persönlichkeit, dem Character, ihrer öffentlichen und geselligen Erscheinung und wie sie dabei sich ausnehmen.

G's. Gesundheit des Leibes und der Seele zeigte sich in einer kräftigen, imposanten Gestalt, in einem herrlichen Sprachorgan. Seine muntere, geniale Laune, sein treffender aber nie beleidigender Witz, und seine herrlichen Vergleichungen zogen unwiderstehlich an und vermittelten das Gespräch.

Schiller, weder an Gestalt, noch an Haltung so vortheilhaft erscheinend, obschon groß, auch freundlichen, milden, man könnte sagen, warmen Blicks, doch nicht angenehmen Sprachorgans, mehr docirend als conversirend, oft sarcastisch und mehr satyrisch- als eigentlich humoristisch-witzig, wie

schon aus den Xenien Beider erhellt, die an diesem Merkmal fast allein schon zu unterscheiden sind.

Wenn man in dem Schiller=Goethischen Briefwechsel von vorn herein sich erbaut fühlt durch Schiller's richtige Auffassung G's. nach seiner poetischen Natur, und durch die Verehrung die er ihm bezeigt; so wird man in einem der spätern Briefe [Nr. 370.] überrascht, durch die mit einmal wieder auftauchenden Quengeleien und Nörgeleien über den Meister, — den er nach Zelter's treffendem Ausdruck in Cabinetsstücke zerpellte [Nr. 656.] — die zuletzt doch auch G. ungeduldig machten, wie er [Nr. 205, S. 180.] ahnden läßt, und mir hernach ausdrücklich eingestand. Denn obgleich G. sonst bemerkt: „daß ein ächtes Kunstwerk productiv mache;" so war es doch seltsam, daß Schiller diese in ihm erregte Productivität an dem fremden Kunstwerk selbst zu Veränderungen desselben theoretisch anwendete, statt sie in eigner Schöpfung zu bethätigen. Man wird überrascht durch andere Desiderata und Desideranda in dem sonst belobten Hermann. Endlich aber sieht man ihn sich völlig emancipiren und an der Iphigenia sich ganz wie G's. Jugendfreund Derones, [XXIV, S. 169.] d. h. wie der Fuchs=Recensent gegen den Knaben mit der Taube in G's. Parabel [II, 215.] oder wie der Criticus Schuhu in den Vögeln [XIV, 87.] gebärden. Da rupft er was heraus, da will er Schwungfedern einsetzen, da vermisset er dieß, da jenes, da wird das ganze Ding kahl; es ist am Ende kein Drama, auch kein Epos. [Nr. 396, S. 391.] Wozu denn überhaupt es aufführen? G. hatte es nicht gerade verlangt, vielmehr an der Möglichkeit der Aufführung gezweifelt [Nr. 689. 694. 806.] Wunder, daß Schiller nicht auch noch Musik, entfernt

oder nah, angebracht wünschte, (*) weil er einmal an dieser Idiopathie Behagen zu finden schien, sodaß er wenig Stücke geschrieben hat, worin nicht Musik vorkäme. Don Carlos, Wallenstein, Johanna, Tell liefern Beweise für jene Behauptung.

Uebrigens ist es merkwürdig wie von jeher soviele an diesem Stücke zum Ritter werden wollten, und noch wollen. Schon damals war es J. H. Voß, der die ganze Iphigenie in metrischer Hinsicht umcorrigirte, um den deutschen fünffüßigen Jambus dem griechischen conform zu machen, und sie so metarhythmisirt mit wahrhaft Vossischer Naivetät dem Autor ins Haus brachte!

Schiller's Verfahren muß einen umsomehr unwillig machen, wenn man bedenkt was G. für ihn und an ihm gethan hat; wie er doch selbst von G. gelernt zu haben gesteht [Nr. 372, S. 347.] wie er ohne G. nicht der theatralische Dichter geworden wäre [Nr. 400, S. 8. 9.]; wie schonend G. Schiller's Sachen beurtheilt [XLV, 114.], und wie sehr ihm dieser für die verlangte nähere Kenntniß des Theaters und dessen Forderungen (**) zu danken hätte; wie G. ihm, dem nicht so gelehrten, weniger belesenen, von Natur- und Kunst fast nur durch Hörensagen unterrichteten [Nr.

(*) Etwa bei dem verlangten Erscheinen des scythischen Heeres, da denn transoxanische oder Janitscharen-Musik sich gut ausgenommen haben müßte! S. Nr. 809, S. 82 f.

(**) Nr. 842, S. 148, coll. 488, S. 273; wogegen S. für sich excipirt was er an G. tadelt, Nr. 809. 821. 488, S. 273; wie er denn mitunter sehr obstinat war und von seiner Meinung nicht abzubringen. Man vergleiche nur die Briefe die von Iffland's Vorstellung des Pygmalion handeln, Nr. 451 — 457. und G's. Bemerkung in der Quartausgabe Bd. II, II, 651.

331. 751. 763.], poetische Stoffe, um die er immer verlegen ist [Nr. 391, S. 366.], finden hilft und selbstgefundene freiwillig und großmüthig abtritt oder überläßt [Bd. XXXI, 187.]; wie er ihn zum endlichen Abschluß des Wallenstein treibt [Nr. 384.], durch dessen Aufführung sein Ruhm wächst, aber auch sein Selbstgefühl steigt, daß er als Mitredakteur oder Redigent der Theaterstücke seine Scheere an G's. Stücken walten läßt, obschon er selbst in seinem letzten, dem Tell, nicht zu Rande kommen, und kein Ende finden kann, ja noch seinen Demetrius in zu großer Breite anlegte. [XXXI, 193.]

Das Schönste aber ist doch, daß Schiller zuletzt in einem ungedruckt und also wohl unterdrückt gebliebenen Briefe an Hrn. v. H. unter dem 17. Februar 1803, auf den sich der folgende Nr. LIII. als revocirend bezieht, sich über die Unthätigkeit G's. aufhält, während dieser im Stillen an seiner Eugenie arbeitet und nur — endlich einmal durch Erfahrung gewitzigt! — auch Schillern ein Geheimniß daraus macht. [XXXI, 92.] Hätte er es doch öfter gethan; wir würden mehr von ihm aufzuweisen haben! Aber G. „war ja eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden," wie ihm S. ins Angesicht sagt. [Nr. 846.] Er mußte das freilich wissen.

Und für alles dieß, für alle diese Tugenden der Humanität, der Menschen- und Nächstenliebe, der Freundschaft und Theilnahme, der Geduld und Entsagung 2c., was wird ihm? Angefeindet von allen Seiten, nicht nur im Leben, nochmehr nach dem Tode, und zwar in allen Beziehungen gilt er Nichts, er ist kein Mensch, kein Christ, kein Genie, kaum ein Talent, kein Deutscher, kein Patriot. Ein Unsittlicher

ist er, ein Schwacher, Fauler, der beständigen Aufreizung bedürftig, dem Künstlerneid unterworfen.

Schiller dagegen ist Alles, er ist der Abgott der Jugend, der Liebling der Frauen, das Orakel der Alten, die Begeisterung des Kriegers in Schlachten und Erstürmungen, die Devise und der Wahlspruch der debattirenden Republikaner, der Respect der Franzosen, Engländer und Italiäner. Er ist der wahre Deutsche — Philosoph und Dichter in einer Person und Incarnation — und es wäre zu verwundern, wenn er nicht in der Folge noch größere ins Allgemeine gehende Wirkungen haben sollte, die ihn wie einen zweiten Hermann zum Befreier Deutschlands stempelten.

Er ist die kräftigere Natur, die Goethe's erschlaffter aufhilft, der ihn ermahnt und antreibt, während aus dem Briefwechsel sich das Gegentheil ergiebt, [Nr. 612, S. 119.] und selbst im strengsten Sinne die Einwirkung und der Beistand gegenseitig und zu gleichen Theilen stattfindet. [Nr. 338.] Die Erfolge aber fallen entgegengesetzt aus: denn Schiller philosophirt oder theoretisirt zuerst, und endigt mit Produciren; Goethe, der zuerst producirte, schließt mit Theoretisiren. So kehrt sich also das Verhältniß um, und es entsteht die Frage wer dabei gewonnen!

Ist ja ein Unterschied, so liegt er in den äußern Umständen, die Schillern mehr begünstigten. G. konnte seinen unermeßlichen Reichthum des Selbstgedachten, Erfahrnen, Beobachteten, womit sein früheres Leben, noch mehr die Reise nach Italien, der Feldzug u. s. w. seine vielfachen Studien ihn ausgerüstet hatten, nicht an den Mann bringen, verhindert theils durch die allgemeine Ungunst der Zeit, die bereits angesäuert von dem revolutionären Levain, mit

ganz andern politischen Interessen beschäftigt sich um Kunst und Natur wenig bekümmerte; vielmehr an Unkunst und Unnatur den größten Gefallen fand, sodaß G. mit seinem reinen Streben sich zwischen einen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt sah; [S. zur Naturw. Bd. I, Heft I, S. 90—92.] theils durch die Lebhaftigkeit seines Antheils an allem was sich seiner Betrachtung darbot; mehr aber noch durch die vielen Zerstreuungen und Abhaltungen, die seine Lage und Amtspflicht ihm bereiteten. Er war ein Ball, den eine Stunde der andern zuwarf [Schill. Nr. 271.] und in seinem eigenen Zodiac herumgenöthigt. [Nr. 437.]

Nur abgerissenes Gespräch konnte er mit der Muse pflegen, während Schiller zu Hause, in aller Gemächlichkeit, ohne Störung oder Ausübung anderer Pflichten, seine ästhetischen Crisen abwarten, bald seinem Hange zur Reflexion bald zur Poesie folgen mochte, und bei dem kurzen und schmalern poetischen Hausrath, [Nr. 7, S. 25 f.] mehr Werke zu Stande bringen als er selbst hoffen durfte, hätte nicht G. ihm beim Wallenstein wahre Hebammendienste geleistet, und durch glücklich geförderte Erstgeburt alle nachfolgenden erleichtert.

Ganz falsch ist daher, was von G's. Künstlerneid geklatscht wird (*) und seiner Aeußerung, daß Schiller nie etwas Erträgliches in diesem Fache liefern werde. Vielmehr schreibt er an Meyer: „Von Wallenstein habe ich nun drei Acte gehört, er ist fürtrefflich und in einigen Stellen erstaunend. Ihn aus seiner jetzigen freien Form auf die Beschränktheit des deutschen Theaters zu reduciren, ist eine

(*) Im Morgenblatt von 1838, Nr. 226.

Operation von der ich noch keinen deutlichen Begriff habe,(*) und die sich nur mit einer grausamen Scheere wird machen lassen." (**) Ferner: „Schillern hoffe ich noch das Vorspiel zu entreißen. Sein Zaudern und Schwanken geht über alle Begriffe; dafür hat er aber auch noch ein paar Motive gefunden, die ganz allerliebst sind." Endlich: „Schiller ist auch fleißig aber auf seine Art, wobei ich noch nicht sehe wie Wallenstein fertig werden soll." — Er wird es endlich, durch G's. unablassendes Ermuntern und Treiben, [Nr. 612.]; und nun schreibt G. an Meyer: „Schiller ist kaum von Wallenstein entbunden, so hat er sich schon wieder nach einem neuen tragischen Gegenstande umgesehen, u. s. w."

Schiller glaubte wegen seiner philosophischen Bildung Goethen zu übersehen und ein Ascendant über ihn zu haben; welches doch keineswegs der Fall war.

Schiller fühlt ja selbst den Schaden, den das Studium der Philosophie und sein ewiges Theoretisiren ihm in der Production brachte [Nr. 7, S. 27; Nr. 40, S. 99.], und wie alle seine Figuren nur Gedankenwesen sind, die erst durch glückliche Individualität der Schauspieler Leben Wahrheit und Wirkung bekommen, (***) während für G's. Dichtun-

(*) Schiller selbst nicht, vergl. Nr. 236, S. 252; Nr. 292, S. 68; Nr. 383.

(**) Wie es Schillern mit seinem Don Carlos erging. Vergl. Nr. 821, S. 112 mit G's. Brief an Körner, in Döring's Briefsammlung Nr. 653, S. 266.

(***) Hatte doch schon W. v. Humboldt ihm zu verstehen gegeben, daß er an den weiblichen Characteren im Don Carlos zwar nichts gefunden, was er nicht wahr nennen möchte, aber doch bliebe ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheide." — Also eine Art Appretur, wie bei Seidenstoffen!



gen sich wenig Schauspieler finden lassen, welche uns die stille natürlich-sittliche Schönheit seiner Hauptpersonen zur Anschauung bringen.

Wäre Schiller ein ganzes Genie gewesen, so hätte er der Philosophie, das heißt eines Systems, nicht bedurft. Hatten Homer, Sophokles, Shakspeare ein philosophisches System? spricht nicht die wahre Weltweisheit, Kenntniß des Weltlaufes und des menschlichen Herzens, aus ihnen, wie sie in keinem Compendium steht?

Auch G. hatte keine Philosophie, (*) das heißt keine andere als selbst gefundene, und was er von Kant, Fichte und Schelling angenommen zu haben scheint, sind Grundsätze auf die er von selbst und unabhängig d. h. durch philosophischen Instinkt, gekommen, und nur durch jene von ihrer anderweitigen Begründetheit versichert worden.

Sagt oder gesteht doch Schiller selber: der Dichter sey der wahre Mensch und der beste Philosoph nur eine Caricatur dagegen. [Nr. 40.] Nun, wenn dem so ist, so wäre Schiller als Poet schon mehr als der beste Philosoph gewesen. Vielleicht aber hat ihm gerade diese Verbindung des Poeten mit dem Philosophen ex professo die Hälfte von jenem entzogen und das Compositum um soviel leichter gemacht, wie manche Stoffe durch ihre chemische Verbindung an specifischem Gewicht verlieren.

Dem sey nun wie ihm wolle, mag Schiller als Dichter größer gewesen seyn, weil er die Poesie auch commandiren konnte, d. h. „durch die Gewalt des Nachdenkens (der Re-

(*) Wozu ihm das Organ fehlte, wie er selbst gesteht, [zur Naturw. und Morph. I, II, S. 103 ff.] und deren er auch bei seiner intuitiven Natur nicht bedurfte [Schill. Nr. 4, S. 17; Nr. 185, S. 133; Nr. 817, S. 97.]

flexion) manches zwang was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll," [A. in D. II, II, 654.] G. erscheint als Mensch um soviel liebenswürdiger, weil er ganz neidlos den Freund auf alle Weise fördert, leiblich und geistig, sich mit ihm freut und mit ihm trauert, ihn zugleich wieder tröstet und ermuthigt, ja nach seinem Tode noch des Dankes und der Verehrung kein Ende weiß.

Jemehr der Briefe von G. noch an das Tageslicht kommen, die um oder nach Schiller's Zeit geschrieben worden, oder sonst Nachrichten auftauchen — ich bin gut dafür — sie werden, indem sie Schiller's Ruhm und Ehre gewidmet sind, nicht weniger zu G's. eigenem Ruhm und Ehre gereichen und endlich jenem Gerede ein Ende machen.

Das Rathsamste wäre nun wohl: beide Dichter zusammen für Einen gelten zu lassen. Wie man den **Menschen** auch nicht anders haben kann als in zwei Hälften, Mann und Weib; so werden wir wohl auch den **Dichter** nicht anders haben als in zwei Gestalten, G. und S., die einander ergänzen. [A. in D. II, 2, 650.] Wer nicht damit zufrieden ist, und noch erst den Poeten der Poesie erwartet, der ein geschlechtloser Engel seyn muß, — der möge einstweilen einen um den andern vergessen:

„Das ist die Kunst, das ist die Welt
Daß eins ums andere gefällt." [III, 127.]

XVII. Umgebung.

Man hat in der letzten Zeit mitunter die Klagen vernehmen müssen, G. sey schlecht umgeben gewesen; welches wohl soviel heißen soll: die Personen welche Zutritt zu ihm hatten und seines Umgangs gewürdigt wurden, seyen von keinem Werth und Belang und tief unter ihm gewesen. Nun möchte von einem täglichen und persönlichen Umgang mit völlig ebenbürtigen Geistern, seit Schiller's Hintritt, wohl freilich nicht die Rede seyn können; aber an Personen von Geist, Geschmack, Gelehrsamkeit und Kenntnissen aller Art, von ungewöhnlicher Bildung und feinem Betragen, fehlte es ihm nicht, die abwechselnd, Tag um Tag ihn besuchten — wie ein Canzler von Müller, die Hofräthe Soret, H. Meyer, Vogel u. A. m. — ausgezeichnete Fremde aller Nationen nicht gerechnet, die von Zeit zu Zeit nach Weimar kommend ihm ihre Aufwartung machten, und von denen er denn sowohl zu erfahren, zu lernen, als ihnen Belehrung und Mittheilungen aller Art zu machen wußte. In diesem Wechsel von Geben und Nehmen, in diesem fortdauernden Austausch von Ideen und Thatsachen brachte er seine geschäftfreien Stunden auf das heiterste und offenste zu, und nie erschien er liebenswürdiger als in dieser Conversation mit seinen Hausfreunden; keineswegs allein das Wort

führend, noch in einerlei Gespräch verharrend, sondern mit schicklicher Abwechselung der Materien, indem bald von Kunst und Wissenschaft überhaupt, bald von den neuesten Erzeugnissen in derselben, seiner gegenwärtigen Lectüre und Studien, bald von Leben und Weltwesen und Neuigkeiten des Tags die Rede war, wobei denn auch manche lustige Anecdote aus eigner oder fremder Erfahrung zur Sprache kam.

. Will man eine solche Umgebung schlecht nennen — er selbst urtheilte doch anders, wenn er den ihn zunächst berührenden Personenkreis wie ein Convolut sibyllinischer Blätter ansieht [Z. Nr. 530.] — so bleibt fast Nichts übrig als zu glauben: die Herren Kläger hätten die Anmuthung gehabt, sich selbst als eine bessere Gesellschaft in Vorschlag zu bringen. Die Repräsentanten des Jungen-Deutschlands und ihre Suppleanten wären ohne Zweifel eine geistreichere feinere Companie für ihn gewesen; sie hätten gewiß den alten Aristokraten zum Proselyten, wenn auch nur des Thors, gemacht, im Fall es ihnen auch nicht gelungen wäre, ihn an ihre Spitze zu stellen und zu thätigem Einschritt für die Freiheit Deutschlands zu bearbeiten.

Aber der alte Heide war nicht so sehr Heide, um nicht voll christlicher Gesinnung der Obrigkeit unterthan zu bleiben, die Gottes Ordnung ist. Er ließ immerhin sich einen Fürstenknecht [XLVII, 239.] schelten, statt der Knecht derer zu seyn, die ihn nur zum Rädelsführer ihrer Partei erkiest hätten, um einstweilen unter seiner Firma erfolgreicher zu wirken.

Das verdroß sie, und darum und daher die wiederholten Vorwürfe, von Egoismus, Aristokratismus, von Unpatriotismus, von Nichtsthun für deutsche Freiheit und Unabhän-

gigkeit: — Vorwürfe in die sogar sein Stuhlfolger in der deutschen ästhetischen Hierarchie miteinstimmte; obwohl derselbe sein Leben lang auch Nichts für dieses neue Idol gethan hatte, als Gespenster der mittelaltrigen Kunst heraufzubeschwören, durch deren Prästigien endlich der schwere Sieg über die andern Dämonen mitbewirkt werden mochte. Da er aber in der Folge nur als Doctrinair sich in Novellen und keineswegs im Reellen erging, so haben Andere um Andere die Tribüne eingenommen, doch ohne nahmhaften Erfolg und „was erst eine Flotte schien ist nach und nach zerstoben."

Verehrer.

Ich weiß daher nicht wie man immer von der allgemeinen Anerkennung, Verehrung ja Vergötterung, die G. genossen haben soll, sprechen oder vielmehr nur schwatzen kann; zeige man uns doch das Wie und Wo.

Lessing schon hatte sich gegen Werther wie gegen den Goetz erklärt [Z. Nr. 596. 598. 629.] und hielt den Namen Genie, gegen ihn selber gebraucht, für eine mit Ohrfeigen zu regalirende Beleidigung. [Z. Nr. 802.]

Nicolai hatte den Werther lächerlich gemacht; und ein Ungenannter(*) die Stella als einen Criminalfall behandelt, und durch einen hinzugefügten sechsten Act den Fernando als Schurken ins Zuchthaus an die Karre gebracht. [A. in D. I, S. 138.]

Goethe's beste Sachen, Iphigenia und Tasso waren lange heraus, ohne daß ein Mensch Notiz davon nahm, höchstens etwa ein Literatus, oder Schulrector, um ein Programm darüber zu schreiben.

Dagegen überragte Schiller's Ruf und Ruhm bei

(*) Derselbe, der Lessing's Nathan „den Mönch von Libanon" entgegenstellte, Joh. Georg Pfranger, Hofprediger zu Meiningen. † 1790.

weitem die Renommé von G. Wer die Jugend und die Frauen für sich hat, der hat immer den größten Vortheil, und das war Schiller, der die Würde der Frauen sang und die keuscheste Muse besaß. [Vergl. Corresp. Nr. 221.]

Der Verfasser der Räuber, des Don Carlos, des Fiesko, hatte die sämmtliche Universitäts- und Gymnasialjugend für sich; letztere ließ sich sogar einfallen, selber die Räuber im Freien zu spielen oder zu naturalisiren.

Und vollends, nachdem Wallenstein aufgetreten war und endlich Tell erschien, und die politischen Beziehungen zu denen beide Anlaß gaben, allgemein empfunden wurden, war und blieb Schiller der Held des Tages.

Hatte doch Schiller selbst seinem Freunde geschadet, indem er den Egmont durch eine ungehörige Critik discreditirte, und sodann durch eine, mit der Scheere nur, vorgenommene Bearbeitung für die Bühne verstümmelte um nicht zu sagen verhunzte.

Das anfängliche Präconisiren G's. von den Schlegeln und Tieck ausgehend, wollte demnach nicht viel besagen; da es einmal nicht ganz aufrichtig wenigstens nicht *ab*-sichtslos gemeint war, und durch die gleichzeitige Opposition der Kotzebue'schen Partei niedergehalten, wennnicht paralysirt wurde. Zuletzt ging es sogar ins Widerspiel über, indem Novalis ein christliches Anathem über den Heiden aussprach; Er dagegen als Heiliger canonisirt, Friedrich Schlegel als erster lebender Dichter ausgerufen wurde.

Wilhelm Meister befriedigte Schillern ebenfalls nicht und fand nur in gewissen Kreisen Beifall und doch nur theilweis.

Das einzige Gedicht, welches noch am meisten ein sogenanntes Glück machte, weil es mit dem Zeitinteresse zusammentraf, war Herrmann und Dorothea; dennoch gilt es nicht einmal für eine Zeile zur Befreiung Deutschlands geschrieben!

Alles was nach Schiller's Abgang von G. herauskam, fand nur hier und da Freunde und Beifall; auf das Gros oder Grob der Nation war es ohne Einfluß.

Die Wahlverwandtschaften thaten nirgends wohl, und überall weh, weil sie ein faules Fleck der Zeit berührten, doch mit ästhetischer Schonung, das Unheil nur wie in einer magischen Crystallkugel erblicken lassend, da man über ein halbes Seculum zuvor ganz unbewunden, mit dürren Textworten von Halle'schen Canzeln dagegen gepredigt hatte. (*)

Ein falscher Jünger G's., seinen „Meister" verläugnend, nannte sie sogar Qualverwandtschaften; doch insofern nicht unrecht als sie ein böses Gewissen quälen konnten, aber die künstlerische Catharsis waltete doch darin als distributive Nemesis.

„Aus meinem Leben" ward der Eitelkeit und Verschönerung verdächtigt, das erklärende „Dichtung und Wahrheit" von aller Welt parodirt und bespöttelt, die geheime Ironie aber, die durch das Ganze zieht, mit Nichten verspürt.

Der Divan galt für durchaus zeitwidrig und unpatriotisch; fand aber nichtsdestoweniger rivalisirende Nach-

(*) Siehe Joachim Langens, oder: der Theologischen Facultät zu Halle, Anmerkungen über Chr. Wolffens Metaphysicam ꝛc. nebst dessen gründlicher Antwort. Cassel 1724. pag. 72. Antwort ad §. 4.



ahmer: wie die Deutschen überhaupt immer auf Surrogate oder Selbstfabrikate raffiniren, um doch sagen zu können: anch' io son pittore, oder das kann ich auch!

Epimenides ging, wie ein Traum vom Traume, unverstanden „über die Breter so die Welt bedeuten," und mit einem hämischen Xenion für den Dichter, daß er, vornehm und bequem schon längst, sich nun bequemt auf vornehme Manier auch patriotisch zu seyn(*) auf den Weg entlassen, und zwar von einem berühmten Reimcollegen, dessen Geiste jedoch — nach Art der Fliegen — eine völlige Verdünstung und Verstäubung in — Reime bevorsteht, die er auch zu ahnen scheint, wenn er singt:

„Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu' ich, wie Duft im Wind oder wie Perlen im Gras;
Hätt' ich in Einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur."(**)

Die Wanderjahre wurden durch frommen Betrug in eine pfäffisch-moralische Parodie verfälscht; die wissenschaftlichen Werke aber, wie: Metamorphose der Pflanzen, und Zur Farbenlehre, von den Zunftgenossen vornehm ignorirt, ja letzteres völlig in den Skat gelegt.

Wo war denn nun die allgemeine Anerkennung, die öffentliche Verehrung? ja nur Kunde und Verständniß dessen was G. gethan und gewollt hatte?

Sprach man nicht öffentlich und allgemein nur von Goethokoraxen, von Lobhudelei und dergleichen, wenn hie und da eine Stimme seiner sehr vereinzelten Verehrer laut

(*) Immer wieder die alten Vorwürfe wie von Sansculotten, Packträgern und Maulhelden!

(**) Gleich Oken's zerfallenem Gott.



wurde und etwas zu seinem Lobe ja nur zu seinen Gunsten vernehmen ließ?

In Briefen freilich kokettirte man insgeheim mit dem alten Herrn, — selbst der leucopetråische Erfinder und Ausprâger dieses Spitznamens — sobald man von ihm etwas haben, gewinnen, durchgesetzt wissen wollte; aber alle diese Nicodemischen Huldiger verstummten und schwiegen als sich Börne, Heine, Menzel, u. s. w. zu Volkstribunen aufwerfend, der literarischen wie politischen Aristocratie auf Tod und Leben zu Leibe gingen.

Erst in der allerneuesten Zeit, als der Unfug alle Gränzen überstieg, und nicht sowohl die Ehre und Bedeutung des von allen Seiten befehdeten Mannes, der doch, weil alle Menschen ihn haßten, etwas seyn mußte [XLVII, 238.], als vielmehr die Nationaleitelkeit angetastet erschien, da wurde man aufmerksam, daß man für seine eigenen Eingeweide zu fürchten habe, wenn man diesem Spectakel der mit dem Judenspieß laufenden Bacchanten länger zusehen wolle.

Es erhuben sich einzelne kräftige Stimmen dem Unwesen zu steuern. Die Wuth ließ in etwas nach, G. wurde nicht mehr im Ganzen und ex professo angegriffen; desto mehr im Einzelnen, und im Vorbeigehen gezupft und gezwickt, wo er denn auch über Dinge zur Rede gestellt wird, die er nur vor seines Gleichen zu verantworten hätte.

Die sogenannte Vergötterung G's., wenn sie jemals statt gefunden, war also von keiner Dauer; nicht einmal auf Lebenszeit, — wie die des **Dieu viager** in Tieck's Novelle, (*) — sodaß G. allenfalls nur als **Dieu passager**

(*) So genannt von einem Recensenten der Urania von 1835,

vorübergehend passirte, und immer andere wieder an die Reihe kamen und kommen, sogar — Grammatiker! Dafür wurde er aber auch nach seinem Tode diabolisirt, d. h. da er den Faust nicht hatte vom Teufel holen lassen, sollte Er dafür dem Teufel zur Satisfaction anheimfallen.

Wenn man also von Goethokoraxen zu reden beliebt, so vergißt man, daß eben jene hochgefeierten Schlegel die ersten waren, die G'n. auf jene neiderregende Weise lobpreisten; daß aber gleichzeitig auch Goethomastixe aufstiegen, ein dämonisches Geschlecht, wie von Abrahams unsterblichem Samen, das polypenartig sich vermehrend noch immer fortwüthet.

Denn der critische Plumpsack geht in Deutschland aus einer Hand in die andere, und wer ihn eben führt versetzt oft seinem besten Freund und Nachbar einen Treffer. Das gehört einmal zu dem deutschen Gelehrten-Comment einer academisch zugestutzten und geschulten Literatur, und dient zur Unterhaltung des an solchen critischen Klopffechtereien und Paukereien, statt Gladiatorenkampfes und Stierhetze, sich erfreuenden Publikums. Doch, Ländlich, sittlich!

Haben nun G's. nächste Hausfreunde und Stadtgenossen seinen Geburtstag — erst etwa seit 1821 — mit „selbstmachner Hauspoesie" gefeiert, und zwar nur in ihren vier Mauern, was haben sie anderes damit gethan, als was man zu allen Zeiten ausgezeichneten Männern an ihren Ehrentagen erwiesen hat, und was die Philister noch täglich den Ihrigen thun? Hat der Göttingsche Hainbund nicht auch seines Klopstock's Geburtstag gefeiert?

---

in der Revue des deux mondes, Tome I, quatrième Série. Paris 1835. pag. 94. 95.

Was war Unrechtes daran G'n. zu loben und zu preisen, wie und worin man ihn lobens- und preiswürdig fand? (*) Steht es doch den Gegnern frei, ihre Patrone gleichfalls auf alle nur ersinnliche Weise zu rühmen und zu feiern: einen Tieck, einen Uhland, Rückert, von Platen und wer sonst noch zur neuen Dichter-Dynastie gehören mag und gerade den Präsidentenstuhl einnimmt. Denn da, nach gefallener Goethe-Linde, wie Lindenschwämmchen Poetlein zu Poetlein aufsprossen, so kann eins nach dem andern seinen Tag haben und die Reihe noch an seine Verehrung kommen.

Die Vosse, Boye, Stolberge brachten zu einer Zeit wo es in Deutschland noch keine andre als imaginirte oder aus alter Zeit her immarinirte Tyrannen gab, denselben ein poetisches Pereat; wir brachten dem reellen und frischen Befreier von Philisterei [A. in D. S. 133 a] und andern deutschen Armseligkeiten ein Vivat! Das ist gleichfalls so hergebracht in dem deutschen, vom Studententhum ausgehenden Schriftwesen; was ist daran zu schelten, wenn es Nationalsitte ist, und ein beliebter Anlaß zu dem Ergo bibamus, wozu sich die ernstesten, ja heiligsten Begebenheiten der Welt so gut hergeben müssen, wie die lustigsten?

Für etwas anderes hat G. dergleichen Feiern auch niemals angesehen, und ist, für seine Person, ihnen aus dem

(*) Lobt doch Jeder am Andern nur sich, d. h. soviel er von sich an ihm findet: denn Wen Einer lobt, Dem stellt er sich gleich. Nun wollen, scheint es, die Deutschen aus Bescheidenheit Niemanden loben, um sich ihm nicht gleich zu stellen. Aber durch Tadel stellen sie sich über ihn, das ist noch unbescheidener. So wird man denn wohl schweigen und ignoriren müssen, und das thun sie auch.

Wege gegangen wie er wußte und konnte [Z. Nr. 807, S. 259; it. Nr. 813, S. 280.]. Sie incommodirten ihn; des Guten ward ihm zuviel, und er fühlte sich dem Allen nicht gewachsen. [Z. Nr. 441; Nr. 559; it. Nr. 560.] Doch gönnt er sie Andern, er gönnt sie Zeltern und belobt es daß man die Heroen aller Art feiert, welche über die Atmosphäre des Neides und des Widerstrebens erhoben sind.[Z. Nr. 441. it. Nr. 340.]

Hätte er sie auch noch öffentlich depreciren sollen, (*) mit einem: „Allzuviel Ehre," oder: „bitte sich nicht zu incommodiren, sich nicht in Unkosten zu setzen" — oder mit andern beliebten Floskeln de- und wehmüthiger Bescheidenheit, wie das deutsche Publikum von seinen Schauspielern und Sängern, die es applaudirt und herausruft, zu verlangen und zu vernehmen gewohnt ist?

Ja das feierliche Bedanken dafür, wozu seine Gutmüthigkeit ihn einmal — bei seinem Jubiläum 1825 — verleitete, bekam ihm sogar sehr übel. Er wurde aufs bitterste verhöhnt und seine Sprachweise vor ganz Deutschland lächerlich gemacht, von dem öffentlichen Grazioso, der in allen germanischen Hauptstädten seine Pritschenstreiche austheilt, womit er jedoch nur ein mittelaltriges Vorrecht seiner Nation, die Belustigung der jeweiligen Souveraine, Hof oder Volk, berufsmäßig zu machen, wieder in Besitz nimmt.

Einige poetische Floskeln wie Dichterfürst — gar

(*) Vielleicht gar polizeilich verhindern lassen, wie Einer ihm zuzumuthen scheint der behauptet: „Schiller würde dergleichen nicht geduldet haben;" und es höchst bedauernswerth findet, „daß in G. doch auch gewaltig viel Menschliches sey." Schade, daß er ihm nicht mit seinem Unmenschlichen aus- und abhelfen konnte! Doch was geht das die Juden und Judengenossen an; war er doch keiner von ihre Leut!

nicht erst neu erfunden, sondern bereits von Klopstock's Zeiten her bekannt! — wurden aufgemutzt, obschon sie jetzt herkömmlich nachgebraucht und, ohne Arges an dem Widerspruch mit der democratischen Ansicht der Zeit zu finden, auch als Ehrentitel für seinen Stuhlfolger auf dem Parnaß angewendet werden; der übrigens um zehn Jahre früher zu der Ehre kam ein „belorbeerter und gekrönter Poet" zu heißen.

So muß man die Zahl der Amts- und Dienst-Jubilarjahre vermindern, damit recht viele Alterberechtigte das Glück eines Jubiläums erleben können. Hat man doch die kirchlichen Jubeljahre von hundert auf fünfundzwanzig reducirt, um desto mehrere Seelen an dem Ablaßsegen theilnehmen zu lassen.

Jener nichtssagende Titel, der nicht einmal den Verstand von primus inter pares zu haben scheinen soll, — wie denn sein Synonym Dichterkönig, nur an Schützenkönig oder Bohnenkönig, wenn nicht gar an Bettelkönig (Roi d' Eglise) erinnert — ist bei alledem doch unverfänglicher, als der Ausdruck den ein Franzos brauchte, wenn er behauptete: „die Deutschen hätten in Wissenschaft und Kunst immer einen Corporal nöthig, von dem sie sich commandiren ließen." Der Vergleich ist so unrecht nicht: ein solcher Corporal nur war lange Zeit, selbst für einen Dichter wie Wieland, das tägliche Befehlbuch, das er nicht allein anhören, sondern auch streng befolgen zu müssen glaubte, nämlich — Adelung; die Bemerkung selbst aber theilt auch G. indem er sagt:

„Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sey einer da der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich

so verschüchtert, daß sie sich von wem es auch wäre gern beherrschen ließen" [XLIX, 75.]; nur daß dieses Manöver nicht nur vormals galt, sondern noch jetzt, indem man G'n. „als absoluten König" hinstellt [Siehe oben Seite 161.]; welches denn freilich alle liberalen Autoren ins Bockshorn jagen und sich dem ersten besten Journalisten unterwerfen heißt.

XVIII. Ruhm.

Man hat Goethen mit mehr als orientalischer Hyperbel einen Ruhmverschlinger genannt. Das ist er in keinem Sinne, weder dem Bestreben noch dem Erfolge nach: Denn „des Ruhmes satt" und „des Weihrauchs überdrüßig," was er demnach gewesen seyn müßte, wie man ihm auch Schuld giebt, ist nur von seinen Gegnern zu verstehen, die dergleichen satt und genug haben. Eher wäre Schiller mit jenem Epithet zu belegen, der, nach Cooper, „der Genius des deutschen Jahrhunderts" seyn soll, während „G. nur einen künstlichen Nimbus um sich verbreitet habe rc."

Wer aber mit vollem Recht so zu heißen verdiente, ist ein ganz anderer als Wolfgang Goethe, es ist „Wolfgang der Franzosenfresser." Dieser hat Goethens ganzen Ruhm verschlungen, wie die Neuseeländer das Auge ihres erlegten Feindes, in der Meinung dessen Seele darin zu verschlucken und ihr so den Ruhm und die Unsterblichkeit zu rauben und sie sich einzuverleiben.

Was hilft es auch daß Einzelne Goethen vergöttern, wenn Andre ihn unter den Menschen herabsetzen, und wenn gerade diesen Taxatoren die ganze Nation das Wort gönnt und ein gläubiges Ohr leiht; wenn die Wirthe sol-

cher kritischen Coupe-Gorge's mit den Ehrenräubern den Profit theilen, und keine literarische Polizei oder Gensdarmerie darüber wacht, daß Niemand wider alles Recht und Billigkeit in seinem literarischen Thun und Wirken gestört und beeinträchtigt, noch weniger seiner moralischen Existenz beraubt werde.

Verleger zuerst haben sowohl sich einander als die Autoren für vogelfrei erklärt; und Regierungen hatten es genehmigt [XLVIII, 17. 18.], wer will mit ihnen rechten oder ihnen was anhaben? Ohne Hehler keine Stehler! Bevor also nicht Alle wieder die alte Rechtlichkeit behaupten, keine Nachdrucker dulden, keinen schmäh- und verläumdungssüchtigen Recensenten bei sich Quartier geben, keine Bolzen ihm verschießen helfen, eher wird es um den Namen wie um das Verdienst eines deutschen Autors nicht besser stehen. „Die belobte edle Preßfreiheit hat den Deutschen Nichts eingetragen, als daß ein Jeder vom Andern soviel Schlimmes und Schlechtes schreiben darf, als möglich," wenn er es nur, nach Lessing's Grundsatz, mit soviel Witz und Malice thut als ihm beliebt, oder nöthig ist, um das Publikum zu gewinnen: „denn an der Schadenfreude faßt man die Menschen am sichersten" [Schill. Nr. 608]; und „wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude." [G's. W. Bd. XLIX, 65.] Was aber dadurch bei edlen Naturen gewirkt wird, ist ganz dem gleich was in unvernünftiger Erziehung durch ewiges Tadeln, Schelten und Nörgeln erzielt wird: hier Gleichgültigkeit ja Verhärtung, dort „tiefe Verachtung öffentlicher Meinung." [III, 267.]

G. würde daher, bei seinem langen Leben, von seiner

mannigfaltigen Thätigkeit wenig Genuß und Freude gehabt haben, hätte er auf Ruhm speculirt:

„Wie es Dir nicht im Leben ziemt,
Mußt Du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen."
[III, 247.]

Hätte er das Leben nicht im Leben [II, 250.], den Genuß nicht im **Thun** selber [III, 255], das nun einmal der **beste Zustand** den Gott den Menschen hat gönnen wollen, [**Schill.** Nr. 133], in der Anwendung seines Talents zu finden gewußt, [XLVII, 252.] und den oft sehr bedingten Beifall selbst seiner Freunde, vielmehr nur als ein angenehmes Accidens und glücklichen Zufall „mit der Critik einmal in Einklang zu seyn," denn als verdienten Ehrenlohn mit Zufriedenheit anzunehmen sich begnügt [**Schill.** Nr. 125, 467, 560.] — Was hätte er alles seyn und werden müssen, um nur existiren zu dürfen [IV, 362]; um das Publikum zu befriedigen [III, 292.] — und wäre doch Alles Nichts geworden [IV, 345.] Nichts als eine Bettelsuppe, wie sie die Deutschen lieben. [**Schill.** Nr. 342.;] — Was hätte er thun müssen, um seinen Gegnern es recht zu machen, [IV, 345]; um von **Nicolai** an bis auf **Menzel** und Comp. nicht malträtirt und verneint zu werden! [IV, 348, 362, 372.]

So begnügte er sich zu seyn, „wie ihn Gott und Natur gewollt" [III, 282]; das von ihnen gegebene Talent [III, 146] und was Natur ihm zu eigen machte [V, 105], zu nutzen; und zufrieden mit dem „Bischen Ruf und einem Wenig Ehre, das Andern so viel Pein machte, wollte er doch kein anderer seyn, wenn er auch nicht Goethe wäre" [XLVII, 254]: denn hätten sie ihn beurtheilen können, so wäre er nicht was er ist. [IV, 368, coll. XLIX, 77.]

Seinen Freunden „etwas zu Liebe zu thun, ihnen Freude zu machen, sie leben zu lehren, das Menschenwesen ein Bischen aufzustutzen" [3. 269.] dieß und dergleichen ist sein steter Refrain bald in Prosa bald in Versen.

Bei der Iphigenie gedenkt er nur an die Freude, die er seinen Lieben bereiten werde [XXVII, 275.]; seinen Tasso läßt er sagen: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht daß die Welt von ihm erfahre." In den Briefen an seine Freunde wird immer hervorgekehrt: daß er etwas für sie bereite, zur Unterhaltung, als Ersatz für unterlassene Correspondenz [3. Nr. 134.] Sie geben ihm den Humor solche Dinge zu schreiben, wie seine Biographie. [3. Nr. 183.] „Den Freunden solle man schenken was nimmer fault" [IV, 344.] „nicht erst nach ihrem Tode ihr Leben feiern." [XLVII, 175. 176.]

An das monstrum horrendum, cui lumen ademptum, bei dessen Anblick ihm der Geist entflieht, denkt er nicht. Dieses macht sogar seinem Herzen bang, und so kommt er mir immer vor, wie Orpheus auf einer antiken Paste, die er besaß: scheu sich abwendend, vor dem Andrange aller der Stein-Holz- und Fleischkörper, die sich um ihn versammeln.

XIX. Publikum.

Wie G. über das was man unter dem Namen Publikum versteht, und über dessen Organe, Journalisten und Recensenten, dachte, die er sämmtlich schon früh bei seinen kleinen Flugschriften hatte kennen lernen, ist aus unzähligen Stellen seiner Schriften zu entnehmen.

Es ist im Ganzen dasselbe, was nicht allein andre deutsche Schriftsteller davon halten, sondern was die großen tüchtigen Menschen aller Zeiten von dem was sie bald die Welt, bald den großen Haufen, bald die Leute nennen, zu urtheilen pflegen.

Diese Geringschätzung rührt nicht her von zu großer Einbildung und Selbsterhebung, sondern aus der unbefangenen Wahrnahme, daß dem Urtheil der Menge selten hinlängliche Einsicht in die Sache und gehörige Selbstkenntniß, also auch nicht Unparteilichkeit und Billigkeit zum Grunde liegen, sondern Anmaßung, Leidenschaft, Vorurtheil und Interesse.

Bei Goethen lag der Keim dieser Nichtachtung ja Verachtung, von der er selbst gesteht, daß sie ihm eine ganze Zeit seines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden konnte, in der

Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, womit das Publikum über den von ihm und seines Gleichen so hochverehrten Friedrich II. urtheilte.

Da man ihm von früher Jugend an immer — wie uns Andern auch — vorgeredet hatte: zu bedenken: „was die Leute sagen würden;" so dachte er anfangs: die Leute müßten auch rechte Leute seyn, sie würden alles und jedes zu schätzen wissen; und nun erfuhr er von allem das Gegentheil.

„Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre:
Welt sey ein allerliebster Spaß
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das." [IV, 317.]

Man begreift nun wohl, daß ein Character wie der seinige, der in sich wahr und aufrichtig, überall auf das Natur-Wahre und Wirkliche in Welt und Menschen ausging, und sich am Schein und Worte nicht begnügte, Nichts auf das qu'en dira-t-on geben konnte, wenn es im Widerspruch mit dem war, was er für wahr recht und gut erkannte.

Liegt doch diese Unbekümmertheit um das Urtheil der Welt schon in dem gemeinen Wahlspruch: „Thue recht und scheue Niemand!" Wenn nun schon im Sittlichen, in Bezug auf Handlung, wo ein Jeder den Maßstab zur Hand zu haben und anlegen zu können meint, nicht immer auf das Urtheil der Menge zu bauen ist, wie sollte es der Fall seyn im Intellectuellen, im Aesthetischen? in Wissenschaft und Kunst? wo keineswegs ein Canon des Wahren und Schönen einem Jeden wie ein Courszettel oder Münztarif beigegeben ist. Hier hat weder das Urtheil des Einzelnen, noch das einer Mehrheit von Einzelnen, noch auch die Gesammtheit

der Einzelnen ein entscheidendes Gewicht; um so weniger als es zu keiner allgemeinen **Oeffentlichkeit** gelangt, da das sogenannte Publikum im Widerspruch ist mit seiner Benennung: denn es kommt nicht einmal zur öffentlichen Erscheinung, oder wenn ja, zu keiner imposanten. In Beziehung wenigstens auf den Schriftsteller ist es niemals gesammt da, sondern vereinzelt in lauter Individuen, „deren jedes mit dem Besten was der Schriftsteller schwarz auf weiß giebt, sich in eine Ecke kauzt, und daran knopert wie es kann.“ [XXVI, 85.]

Aber auch versammlet, als Zuhörer und Zuschauer, um Redner, Tonkünstler, Mimen und Bildner, giebt es eher den Eindruck von bedürftigen Armen, die alle etwas haben und genießen, oder lossεyn wollen, als den von reichen Selbstbesitzern, die sich ihres geistigen Vermögens an der mannigfachen Darlegung jener Talente, als menschlicher Fähigkeiten, bewußt und froh werden mögen.

Und dann, wie wenig bringt es die erforderlichen Auffassungs-Organe, äußre wie innere, oder nur in rohem, wohl gar in verdorbenem Zustande mit: Kein gebildetes Aug' und Ohr; nicht Phantasie, Gemüth, Vernunft und Verstand; nicht Theilnahme, Wohlwollen und Billigkeit, und nach geschehener Abspeisung findet sich's doch nicht angesprochen und zeigt in der Unzufriedenheit nur offenbaren Undank. Im glücklichen Falle versteht es sich zu einiger Erwiederung, aber einer sehr unhomogenen, durch einen Applaus worin man eher das Flügelgeklatsch und Geschrei einer Vögelversammlung, (*) als die gefühlvollen Accente einer

(*) Wie in Ilias II, 459 — 463.

menschlichen Vernunft zu vernehmen glauben sollte. Wer möchte sich freiwillig, ohne besondere Nöthigung, einer solchen bunten disharmonischen Masse gegenüberstellen, und auf sie wirken wollen, als um entweder das Interesse der Eitelkeit und des Ehrgeizes, oder das der Intrigue und der Schalkheit zu befriedigen, jenes um sich selbst zum besten zu geben, dieses um Andre zum besten zu haben.

Es gehört mehr als menschliche Gutmüthigkeit dazu, um hier nicht versucht zu werden, den Mephistopheles zu spielen.

Und so sehen wir auch seit den ältesten Zeiten Rednerstuhl und Kanzel, Theater und Odeum mehr oder minder von jenen Tendenzen, einer allein oder beiden zusammen, eingenommen. Der antike, griechische und römische Jüngling strebt nach dem *βῆμα* und den *rostris*, der moderne Deutsche nach der Bühne, oder Tribüne, wenigstens nach einem kritischen Tribunal, sämmtlich um Etwas durchzusetzen, ihre Persönlichkeit oder ihre geheimen Absichten. Von dem allen ist und kann bei Goethe nicht die Rede seyn. Obschon, nach Gall, zum Volksredner geboren, hätte er doch bei seiner Nation Nichts zu reden gefunden. [XXV, 366].

Auch lag Oeffentlichkeit nicht in seinem Interesse. (*) Wie er das Incognito liebte, und es so viel als möglich durchführte, so hielt er sein erstes unfreiwilliges Bekanntwerden als Autor sogar für nachtheilig, für eine Einbuße seiner glücklichen Unabhängigkeit. [XLVIII, 22].

(*) „Ich war von jeher überzeugt, daß man entweder unbekannt oder unerkannt durch die Welt gehe, sodaß ich auf kleinen oder größern Reisen, insofern es nur möglich war, meinen Namen verbarg u. s. w.“ [G. an Meyer den 30. Decb. 1795].

„Er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünstigen können [XXVI, 314], in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man sich in Andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Lob und durch Tadel, weil die äußern Berührungen niemals mit der Epoche unserer inneren Cultur zusammentreffen, und uns daher, da sie nicht fördern können, nothwendig schaden." [XXV, 237].

G. schrieb eigentlich für sich. „Man muß schreiben, sagt er, wie man lebt, (d. h.) erst um seinselbstwillen, und dann existirt man auch für verwandte Wesen." [XXIX, 111]. „Der lebhafte Mensch fühlt sich um seinselbstwillen da und nicht fürs Publikum." [Z. Naturw. Bd. I, Heft I, S. 67.] Es war sein eingebornes Talent, das ihn zum Dichten trieb, und das er nach Zeit und Stimmung befriedigen mußte. Er schrieb daher nur wenn und so lange er etwas zu sagen wußte und hatte, „da doch keiner singt, als was er zu sagen hat" [XLVII, 253] d. h. „den Gehalt des eignen Lebens" [XLV, 430]; und immer wie es ihm ums Herz war [IV, 394]. Daß Andere daran Gefallen fanden, und es zu nützen suchten, war ihm recht und angenehm, aber er ging nicht darauf aus es dem großen Haufen recht zu machen. Zwar ist

„Nichts leichter als dem Dürftigen schmeicheln;
„Wer mag aber ohne Vortheil heucheln." [II, 263].

Denn:

„Wer dem Publikum dient ist ein armes Thier;
„Er quält sich ab, Niemand bedankt sich dafür. [II, 252].

„Wer bei seinen Arbeiten nicht schon ganz seinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erscheint, der ist übel

dran." [G. an Knebel d. 15. März 1799]. „Ein Jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für Andre um mit ihnen zu genießen." [XLIX, 77].

„Das Publikum steht in dem Wahne man werde, indem man etwas leistet, sein Schuldner und bleibe jederzeit noch weit hinter dem was es eigentlich wollte und wünschte." [XXVI, 236].

„Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt was man erwartet, sondern was er selbst auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält." [XLIX, 42].

Da er nun in seiner Bildung den meisten seiner Zeitgenossen vorauswar, so konnte das was er brachte, den Zurückgebliebenen nicht gemäß seyn, und so war freilich eine ungeheure Kluft zwischen ihm und seinen Lesern aufgethan. [XXVI, 236].

„Sie konnten ihm keinen Beifall gönnen,
„Er war niemals nach ihrem Sinn;
„Hätten sie ihn beurtheilen können,
„Er wäre nicht was er ist." [IV, 368].

„Denn eigentlich lernen wir nur von Büchern die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen." [XLIX, 77.]

Diese Raumferne konnte nur durch eine Zeitlänge ausgeglichen werden; daher sagt er: „Niemand dürfe herein rennen, auch mit den besten Gaben; sollen die Deutschen etwas mit Dank erkennen, so müssen sie Zeit haben." [III, 279].

Zeit haben sie endlich genug gehabt, und es wäre nun an dem daß sie ihm dankten. Es geschieht auch; aber wie? Mit Unzufriedenheit. Nichts ist ihnen gut genug, und das

Beste was G. gemacht hat: Iphigenie, Tasso, Faust ist gerade das was die grausamste Kritik auszustehen hat. „Aber ein Kunstproduct faßt der Kopf nur in Gesellschaft mit dem Herzen.“ [Schill. Nr. 240], und „der Neidische erbarmt sich keiner Blöße, [V, 66].“ Wie die Fliegen nicht nur zugleich beschmutzen was sie doch benaschen, sondern auch sich gern auf Blößen und Schäden setzen; so beschmitzen jene mit ihrem kritischen Geifer gerade dasjenige was ihrem Scharfsinn doch am meisten Nahrung giebt, indem der Fehler sie weit über den Dichter hinaus erhebt, sodaß sie, die ohne ihn zuvor gar nichts von der Sache wußten, nun auf einmal mehr davon wissen als Er. Die schadhafte Stelle kommt durch ihr Nagen und Bohren erst recht zum Vorschein und das alte gutmüthige Wort ubi plurima nitent — ruft sich jetzt kein Kritiker mehr zu.

Ueberhaupt dient jetzt ein Kunstwerk, je besser es ist, destomehr der Critik nur zum Plastron. Es gleicht dem Pfahl, (palus) woran die römischen Soldaten die Fechterstreiche lernten. Es wird zerlegt, nicht um es desto bequemer und vollständiger zu genießen, sondern blos um das Tranchiren daran zu versuchen, und die nur zerfetzten nicht natur- und kunstgerecht zerlegten Glieder werden dann den Vögeln und Hunden zum Raube gegeben.

„Wer aber recht bequem ist und faul,
„Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
„Er würde höchlich sich's verbitten,
„Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.“ [II, 241].

Größern Luxus und Verschwendung mit Geisteswaare hat nie eine Nation getrieben und noch dazu eine so arme, wie die Deutsche. Sie sollte ihr Bischen ästhetisches Hab

und Gut zu Rathe halten: denn schwerlich dürften bessere Zeiten kommen, wo sie mit einer Art von stolzem Mitleid auf diese ihre frühern Umstände zurückblicken könnte.

Anders verfuhr freilich Goethe, „der die Lücken im Brote des Autors mit der Butter des guten Willens auszustreichen liebte," wie er an einen seiner Freunde schreibt, d. h. in gemein verständlichem Deutsch, der nachzuhelfen verstand und zurecht zu legen wußte. [II, 251, XLIX, 56]. „Ein Kunstwerk sollte nur genossen, nicht criticirt d. h. zerlegt werden. Die Kunst sey deshalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart." [XXIX, 41].

„Sprichst du von Natur und Kunst,
„Habe beide stets vor Augen:
„Denn was will die Rede taugen
„Ohne Gegenwart und Gunst?" [III, 153].

Er stellte nur die Tugenden heraus, da sich die Fehler von selbst verstehen; und glich in diesem Stücke dem großen Leibnitz, der auch von sich sagte: „Ich bin immer mehr geneigt zu loben und herauszuheben was ich in den Schriften Anderer Gutes finde als das Fehlerhafte zu criticiren."

Doch wie wollte man von einer Masse „neugeborner" „Autochthonen" eine so hochgeistige und sittliche Bildung verlangen, zu der sich kaum der Einzelne in einem langen Leben und durch mehrere Schulen nur selten emporarbeitet?

Aber in einer solchen Bewegungszeit wie die unsere, wo selbst die Begriffe sich bewegen, sodaß, mit Aristophanes zu reden, der Schwindel (δῖνος) in den Köpfen und in der Welt regiert, wie sollte da Ruhe, Besonnenheit und Sodez stattfinden, wenn Alles wie im Danteschen(*) Wirbelkreise herumgetrieben wird?

(*) S. l'Inferno Canto V, 31 ff.

Im völligen Gegentheil von G. erwies Schiller sich anfangs gegen das Publikum. Recht im Sinne der neusten Demagogen oder vielmehr Demokolaken, die dem Volke nach dem Munde redend auf einmal alles von ihm, von der Masse, ausgehen lassen: Wissenschaft und Kunst, Erfindung und Entdeckung, Mode und Comfort, — da vielmehr alles zuerst vom tüchtigen Einzelnen, seinem Genie oder Raffinement ausgeht, es sey in welchem Stande, in welcher Nation es wolle, und die Masse nur heerdenmäßig nachfolgt, sodaß ganze Generationen und Zeitalter für einen Mann, für ein Individuum angesehen werden können, dessen Ansichten sie eben theilen [Schill. Nr. 460; 779. S. 24; it. XLIX, 47 u. 74.]; da man vor nicht gar langen Jahren Nichts von einem Volke (populus, δῆμος) im staatsrechtlichen Sinne wußte, und es nur als gens, natio und plebs kannte — in jenem neumodischen Sinne erklärte auch Schiller das Publikum für seinen Souverain, wollte vor kein anderes als dessen Tribunal sich stellen, sah aber zugleich — sehr naiv! — einen Vertrauten in ihm und hatte die Absicht ein Band der Freundschaft mit ihm zu knüpfen, uneingedenk, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen sey [Schiller's Werke Bd. I, S. 16].

Von dieser sehr juvenilen, das junge Deutschland anticipirenden Ansicht (1784) kam Schiller nun wohl mit der Zeit (1799) zurück, und statt der Freundschaft „war Krieg gegen das Publikum das einzige Verhältniß das einen nicht reuen könne [Schiller's Corr. Nr. 596], da er einen so niederträchtigen Begriff von ihm bekommen habe.“ [Nr. 601, it. 654].

Goethe, „der die Menschen besser kannte, und als un-

willkührliche Beschränktheit auslegte, was Schiller nur als moralische Unart sich erklären konnte," [Nr. 421, S. 87] nahm die Sache, obschon selbst am meisten dabei betheiligt, lange nicht so hoch auf; wie er denn überhaupt, auch beleidigt, sich nicht in der Art rächte, wie Schiller an Wieland [Nr. 122, S. 257], sondern mit einem gelassenen Humor das nur „beschertzte, was ihn verdroß." [III, 294].

Ein „Schnippchen in der Tasche" [IV, 365] wäre in promptu zur Hand gewesen, wie etwa folgendes:

„Uebers Niederträchtige
„Niemand sich beklage:
„Denn es ist das Mächtige,
„Was man dir auch sage." [IV, 106.]

oder auch:

„Nicht über Zeit und Landgenossen
„Mußt du dich beklagen:
„Nachbarn(*) werden ganz andre Possen
„Und auch Künftige (**) über dich sagen." [II, 256].

Er hatte überhaupt vom Publikum den Begriff, den er in seinen Vögeln so plastisch darstellt, und mochte dieserhalb seinen Spaß mit ihm haben. [Schill. Nr. 121].(***) So spielte er mit ihm Versteck [Nr. 44], ließ es über seine Productionen in Zweifel [Nr. 247] „weil er sehr früh gewahr wurde,

---

(*) Franzosen und Engländer.

(**) Das junge Deutschland und sein Nachtrab.

(***) „Man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseyns zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, ihnen Mährchen erzählt, von einem Tag zum andern ihnen forthelfend sie verschlechtert:(*) da ist man ihr Mann, und darum gefällt sich die neuere Zeit in soviel Abgeschmacktem." [XXVII, 79.]

(*) Vgl. Bd. III, S. 148. „das Parterre spricht."

daß das Publikum nicht immer wisse wie es mit den Gedichten, sehr selten aber wie es mit dem Dichter dran sey," [Brief an Reinhard den 28. Aug. 1807], und gab zuletzt mit genialem Muthwillen in den Xenien ein Vomitiv ihm ein, „damit es alles was es gegen ihn in Petto habe von sich zu geben genöthigt wäre;" ja er wollte den Act nach einiger Zeit wiederholen und es „recht aus dem Fundamente ärgern" [Nr. 247, S. 284. 285].

Wollte Gott er hätte den Humor behalten es zu thun; es stünde vielleicht um ihn und die Literatur besser. Denn die Deutschen gleichen, wie die Athener, einem zwar edlen aber etwas schwerfälligen Rosse, das mit den Sporen angetrieben seyn will. (*)

Die Schonung hat ihm Nichts geholfen: denn neben seinem Leichnam sitzt, nicht etwa Ein Advocatus Diaboli, sondern eine ganze Rotte von Dick- und Dürrteufeln [XLI, 324.], die man nicht anders los wird, als daß sie sich einander aufzehren, wie die Dick- und Dünnpfaffen des Wiener **Poeten.** (**)

Schillern war der Einfall Anfangs auch ganz recht: „Der Gedanke mit den Xenien, schreibt er, ist prächtig und muß ausgeführt werden!" [Schill. Nr. 136]. Er half auch treulich und rüstig mit bei der Fabrikation dieser Pillen; als aber deren eclatante Wirkung erschien, zumal in Leipzig, wo die Cruditäten seit Jahren, besonders im „Dyckischen Pferch" sich angehäuft hatten: da verließ ihn der Muth, mit welchem er doch den Monarchen die angenehmsten Wahrheiten durch

(*) *ἵππῳ μεγάλῳ μὲν καὶ γενναίῳ, ὑπὸ μεγέθους δὲ νωθεστέρῳ καὶ δεομένῳ ἐγείρεσθαι ὑπὸ μύωπός τινος.* Plato Apolog. Socratis c. 18.

(**) Spaziergänge eines Wiener Poeten. Seite 19.

den Marquis Posa ins Angesicht hatte sagen lassen; er fürchtete, das Publikum sich nie wieder zum Freunde machen zu können, und bedauerte recht aufrichtig und wahr: „daß ihm nur die miserable Rolle des Verführten zu Theil werde, während G. doch den Trost des Verführers habe." [Nr. 239].

Goethe beruhigte und stärkte den schwächeren Schiller, und seine Trostverheißung ist in Bezug auf diesen in die glänzendste Erfüllung gegangen. Es besteht die intimste, solideste, man könnte sagen massivste Freundschaft zwischen Schiller und seinen Landsleuten, auch nach dem Tode; während es mit G. noch sehr zweifelhaft aussieht, dem erst ein Publikum nachgeboren werden müßte, wozu aber wenig Hoffnung vorhanden ist. Denn statt ihn ganz zu lassen und so der Nachwelt zu überliefern, seciren sie ihn und präpariren ihn stückweis, daß Mephistopheles, der schon, „für keinen Leichnam zu Haus ist," [XII, 24.] ihn so noch weniger haben möchte, und vollends gar nicht der Baccalaureus,(*) der ihn längst gern todtgeschlagen sähe [XLI, 101], nach der von Laube ausgesprochenen Maxime: „daß jeder Fortschritt mit einiger **Unhöflichkeit** und Grausamkeit beginne, daß **„erschlagen"** werden muß was nicht sterben mag." — Eine merkwürdige Litotes, die Grausamkeit nur für eine Art Unhöflichkeit anzusehen! Das klingt doch ganz wie an der Katzbach. Es fehlt nur noch, daß man uns zurufe: „Hunde wollt ihr denn ewig leben!" So hätten wir denn ein literarisches Revolutions-Tribunal mitten in Deutschland.

Bei so gestalten Sachen ist, wie gesagt, wenig für eine totale Anerkennung und Wirkung des Goethe'schen Geistes zu

(*) D. i. Theodor Vischer, nach den Literar.-Critischen Blättern der Börsenhalle, 1839 Nr. 1707, S. 761 ff.

hoffen: denn wenn er im Einzelnen Nichts gilt, was sollte er im Ganzen Viel vermögen? Zwar ist es nicht unmöglich, daß dereinst, wenn einmal die Periode des literarisch-critischen Terrorismus in Deutschland vorüber ist, seine Werke das Schicksal haben, gleich Homer's Rhapsodien wieder hervorgesucht, edirt, commentirt und studirt zu werden; was will das aber heißen und bedeuten gegen eine gleichzeitige, lebendige, unmittelbare Wirkung in die Gegenwart, deren G. sich während seines Daseyns nur selten, nur theilweis, und auf Wenige zu erfreuen hatte.

Man könnte die Natur anklagen, daß sie ihn in eine Zeit versetzte, mit der er nicht im Einklang war, die ihm nicht entgegenkam, weil sie ihn nicht verstand, daß sie ihn einer Folgezeit überlieferte, die undankbar ihn nicht zu schätzen weiß; daß sie also, die Nichts umsonst thut, mit ihm doch einen unnützen Aufwand machte, der Niemandem zu Gute kommt — müßte man nicht vielmehr denken: sie schaffe ebensogut auch für sich, um ihretwillen, zu ihrer eigenen Lust und Autorfreude, und gönne auch ihrem Product, dem Genie, den Selbstgenuß, den das Produciren mit sich führt. Das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur zuerst um sein selbst, und dann auch um unsertwillen da, weil es nun einmal außer ihm noch Wesen giebt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal da und hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen und genießen können. Und so hätte denn G. an seiner wahren innern Glückseligkeit Nichts eingebüßt, da er um seinselbstwillen dawar; die Andern aber hätten es zu beklagen, daß sie das Schöne nicht, wie es genossen werden muß, im Fluge, nicht in dem Moment wo es sich lebendig zeigte,

genossen, und also selbst sich um das brachten, was auch ihnen bestimmt war.

Jedoch die Vorsehung, die einen Geist wie Goethe in die Welt sendet, weiß dennoch auch für die Erhaltung seines Andenkens zu sorgen; denn sie schafft Großes und Schönes nicht umsonst; und will daß es Folge und Wirkung habe. Das edle erhabene Fürstenhaus, dessen Schwelle zuerst dieser Genius betrat, das ihm bei seinen Laren einen Ehrensitz einräumte, ihn lebenslang als einen gefundenen Schatz hegte, mit seinem Bilde die Feier einer glorreichen Regierung schmückte, seine irdische Hülle im eigenen Mausoleum aufbewahrt, hat auch in der fortdauernden Dankbarkeit seiner gegenwärtigen Beherrscher ihm eine unvergängliche Glorie bereitet.

Ein Sacrarium ist ihm gewidmet, das seine dichterischen Schöpfungen in einem großen Panorama graphischer und plastischer Nachbildungen, der Welt vor Augen stellen und den geheiligten Raum zu einem Andachtsort für alle sinnigen Verehrer der Natur und Kunst einweihen wird. Denn wie Anna Amalia es war, welche zuerst ihn und jene Heroen deutscher Art und Kunst in ihre gastlichen Hallen berief, und einem Jeden zu Entwicklung seines Talents mannigfache Gunst und Gelegenheit gewährte; so ist es nun ihre würdigste Nachfolgerin und Ruhmes-Erbin, Maria Pawlowna, die auch das Andenken an die Geistesthaten eines Jeden auf die geeignetste Weise durch bildliche Darstellungen der Kunst zu ehren, zu sichern und der Nachwelt zu überliefern die großartigste Munificenz verwendet.

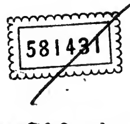
Eine wunderbare Vorbedeutung könnte ein stiller Beobachter menschlicher Geschicke in einem frühern Ereigniß zu

sehen glauben, wenn es erlaubt ist, den Zusammenhang der irdischen Dinge gemüthvoller sich zu denken, und darin geheime Bezüge die einander im Stillen antworten, wahrzunehmen.

Merkwürdig ist es doch, wie in jenem für Weimar eine neue Epoche beginnenden Jahre 1804, wo in vollem Glanze aller fürstlichen und weiblichen Tugenden der erhabene segenspendende Schutzgeist des Landes in das beglückte Weimar einzog, um die nur gebührende Huldigung der ihm längst angehörigen Künste zu empfangen und zugleich von der reinsten Verehrung, treusten Ergebenheit und gefühltesten Anhänglichkeit ihrer Priester und Pfleger versichert zu werden — wie gerade in jener Zeit G. beschäftigt seyn mußte, die Beschreibung und bildliche Herstellung der Polygnotischen Wandgemälde, in der Halle zu Delphi, die bedeutendsten Scenen aus den Homerischen Gedichten enthaltend, sich und Andern zur Aufgabe zu machen, um sie der Gegenwart näher und vor Augen zu bringen. Konnte er damals — ich sage nicht denken — nur ahnden, nur träumen, daß dereinst ihm und seinen Kunst- und Lebensgenossen: Wieland, Herder, Schiller, ein gleiches Glück, eine gleiche Auszeichnung zu Theil werden sollte, mit den schönsten Gebilden ihres Geistes die fürstlichen Hallen zu schmücken und nicht allein in dem Andenken der erhabenen Bewohner sondern auch vor ihren Augen zu leben, und der reinsten Wirkungen fortdauernd auf sie gewiß zu seyn.

„Wenn vor deines Kaisers Throne
Je dein Name wird gesprochen
Sey es dir zum höchsten Lohne!“

Hier geschieht mehr, nicht ihr Name nur, ihr geistiges Wesen wird zugleich mit ausgesprochen; und so genießen sie, wenn dort Erinnerung und Andenken an diese Welt gegeben ist, hinfort in unerwarteter Fülle, was sie vormals in bescheidenem Maße nur wünschen konnten.



Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.







